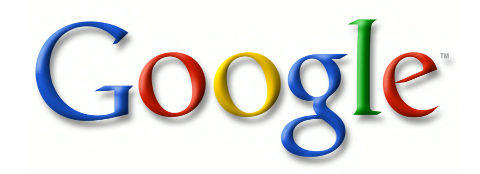


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

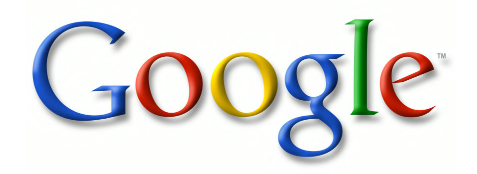
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



344.7
Geiger


יהוה

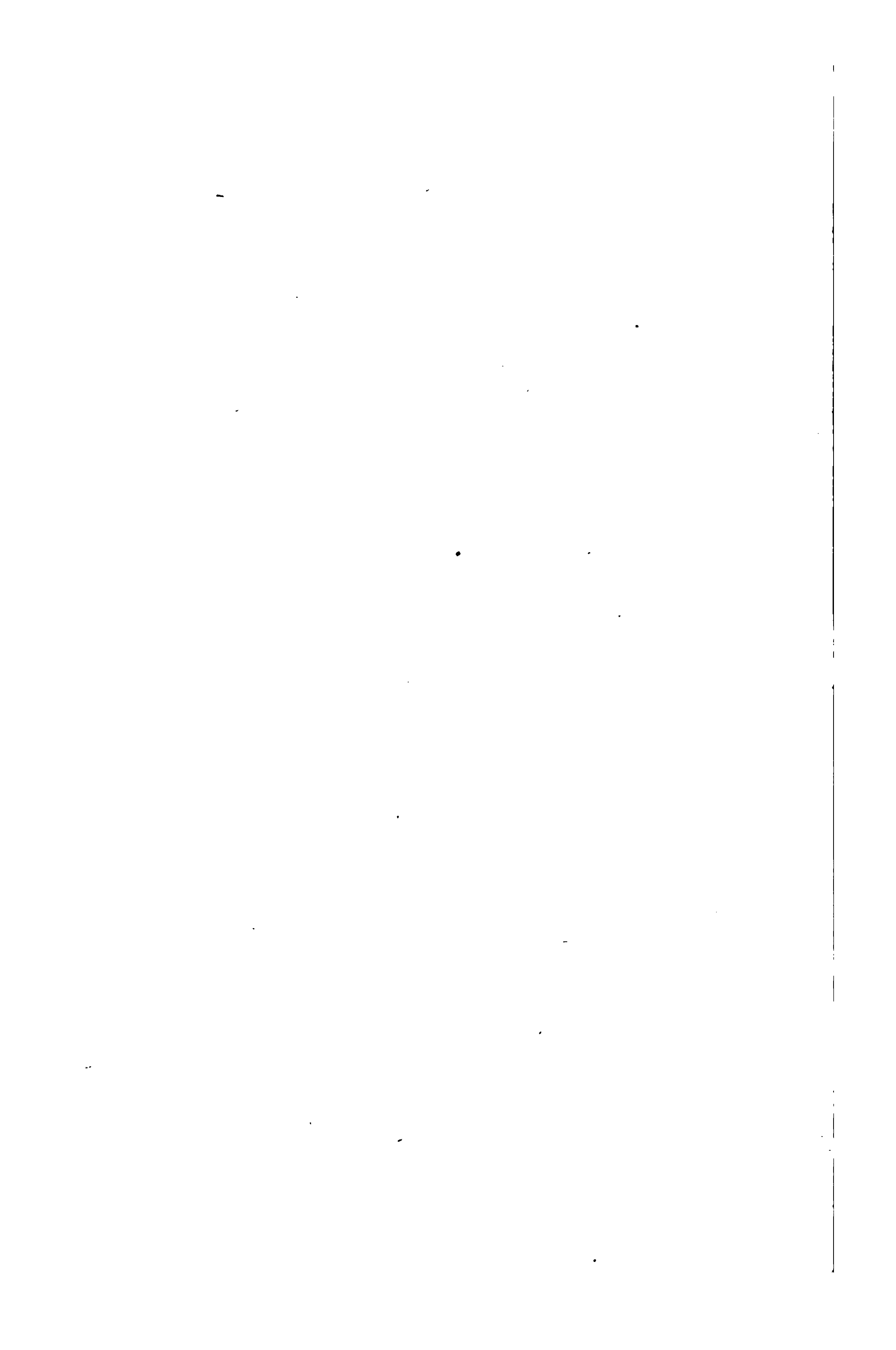

INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII.
Ps. CXIX 169.
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος ὁ σος αληθεια ἐστι
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ.



Das

Judenthum und seine Geschichte.





Das

Judenthum und seine Geschichte.

Von

Dr. Abraham Geiger,
Rabbiner der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M.

Erste Abtheilung:

Bis zur Zerstörung des zweiten Tempels.

Breslau, 1865.
Verlag der Schletter'schen Buchhandlung
H. Skutsch.

Das

Judenthum und seine Geschichte

bis zur

Zerstörung des zweiten Tempels.

In zwölf Vorlesungen.

Nebst einem Anhange:

Renan und Strauß.

Von

Dr. Abraham Geiger,

Rabbiner der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M.

Zweite Auflage.

Breslau, 1865.

Verlag der Schletter'schen Buchhandlung

H. Skutsch.

A Gift:
Received through Rev. J. H. Thayer,
Nov. 27, 1869.

Das Recht der Uebersetzungen ist vorbehalten.

Inhalt.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die folgenden Blätter sind aus Vorlesungen entstanden, die vor einem engeren gebildeten Kreise gehalten wurden. Wie sie in diesem Freunde gefunden, wollen sie sich nun auch solche in dem größeren gebildeten Publikum suchen.

Ob Gegenstände von so ernster, tiefgreifender Bedeutung, wie die in diesen Blättern besprochenen, sich auf den großen Markt des Lebens wagen dürfen, wenn ihre Behandlung den Anspruch macht, von neuen Gesichtspunkten aus neue Ergebnisse vorzuführen? Was die Wissenschaft mit dem vollen Aufgebote ihrer Hülfsmittel bereits festzustellen versucht hat, von dem muß es sicher gestattet sein, daß es dann auch zum Gemeingute aller Gebildeten gemacht werde. So lange aber dieser Nachweis noch nicht hinlänglich geführt ist, sollte es da nicht voreilig sein, bereits das größere Publicum heranzuziehen? Dieses Bedenken habe ich mir ernstlich vorgelegt. Denn die hier ausgesprochenen Ansichten weichen allerdings in wichtigen Punkten von den gangbaren ab, und nicht alle habe ich bis jetzt so vollständig zu begründen Gelegenheit gefunden, daß ich auf frühere Werke verweisen könnte; nur theilweise kann ich mich auf meine „Urschrift und Uebersetzungen der Bibel ꝛc.", auf die auch als besondere Brochüre erschienene Abhandlung „Sadducäer und Pharisäer" und einige andere kürzere Abhandlungen in meiner „jüdischen Zeitschrift für Wissenschaft und Leben" und anderswo

beziehen. Trotz diesem gerechten Bedenken konnte ich doch der Versuchung, die ein fertiges Manuscript in sich birgt, nicht widerstehen. Bei der Flüchtigkeit des Lebens glaube ich mit dem weisen Hillel sprechen zu dürfen: „Gepriesen sei Gott Tag für Tag." Nicht immer ist es räthlich aufzuschieben und das, was man für nützlich hält, zurückzudrängen, bis es etwa noch nützlicher werden könnte. Es wird mir schriftstellerische Lebensaufgabe bleiben, die hier gegebenen geschichtlichen Betrachtungen in genauerem Zusammenhange und in mehr erschöpfender Gestalt durchzuführen; vorläufig hoffe ich, daß dieselben auch in dieser Form den tieferen Hintergrund bemerklich machen, die ernsten Studien, welche ihnen zu Grunde liegen, durchblicken lassen und für den Sachkenner genügend aufzeigen.

Es dürfte auch gerade in der Bedeutung der besprochenen Fragen, wie sie einerseits vorsichtige und gründliche Behandlung erheischen, andererseits die Aufforderung liegen, eigenthümliche Ansichten, wenn man sie redlich gewonnen zu haben glaubt, nicht zu lange zurückzuhalten. Die Fragen sind nun einmal in Aller Munde, und eine Antwort darauf zu ertheilen kann demjenigen am wenigsten erspart werden, von dessen amtlicher und wissenschaftlicher Stellung eine solche zunächst verlangt und erwartet wird. Die geschichtlichen Thatsachen bedürfen einer Erklärung für Jedermann, weil sie die Quelle sind, aus der Lebensüberzeugungen, Normen für Glauben und Thun geschöpft werden. Wie sollte da, namentlich in unserer geistig so aufgewühlten Zeit, die Anforderung zurückgedrängt werden dürfen, mit seinem Lösungsversuche hervorzutreten? So mag denn unverzagt auch meine Auffassung in das Gedränge der abweichenden Meinungen sich mischen und für sich selbst Zeugniß ablegen.

Ihr einen Geleitbrief durch weitläufigere Begründung mitzugeben, dazu ist gewiß eine Vorrede der am wenigsten ge-

eignete Ort. Doch möchte ich einen Gedanken der Beachtung empfehlen. Gerade weil die Begebenheiten, welche hier behandelt werden, von dauerndem Einflusse geworden, haben sich Vorstellungen über sie gebildet, die man als vollkommen gesichert betrachtet, so daß eine jede Abweichung von ihnen höchst auffallend erscheint. Es wird den Meisten sehr schwer, unbeirrt von späterer Auffassungsweise, sich in die Zeit der Ereignisse und in die damals herrschende Richtung zu versetzen und offenen Blickes das zu betrachten, was gewesen, und nicht, was später daraus geworden. Man identificirt vielmehr die gegenwärtige, nach dem Verlaufe von etwa zwei Jahrtausenden entwickelte Gedankenrichtung mit der früheren; man faßt Worte und Begriffe, die zur Zeit ihres ersten Gebrauches einen ganz anderen Sinn hatten, in demjenigen auf, welcher ihnen später allmälig beigelegt wurde und nun herrschend ist. Liest man nun die alten Schriften, welche jene Ausdrücke enthalten, mit Festhaltung des heutigen Sprachgebrauches, so gelangt man nothwendig zu argen Mißverständnissen; dennoch sperrt man sich dagegen, wenn die ursprüngliche Bedeutung aufgezeigt und gemäß dieser dann auch die ganze damalige Gedankenrichtung beleuchtet wird. Die Worte „Pharisäer, diese Welt, die zukünftige Welt, Gottesreich" und ähnliche gehören, meiner hier niedergelegten Ueberzeugung nach, zu dieser Gattung von Worten, die in ihrer Begriffsbestimmung eine bedeutende Umwandelung erfahren haben. Ich appellire daher an die unbefangene Prüfung, daß sie die Kraft erlange, sich anerlernter Vorurtheile zu entschlagen, die Einsicht gewinne, sich geschichtlich zurückversetzen zu können. Wenn man zugesteht, daß zwei Jahrtausende nicht spurlos an dem ganzen Gedankenprocesse der Menschheit vorübergegangen sind, so ist es widersinnig, behaupten zu wollen, daß Vorstellungen und Worte, welche so lange Zeit auf die ganze Denk- und Handlungsweise bestimmend eingewirkt haben, nicht ehedem eine

andere Geltung hatten und erst mit der Umwandelung der äußeren Verhältnisse und der inneren Gesinnung auch ihre Bedeutung geändert haben. Wollen wir aber das Alterthum begreifen, so müssen wir seine Sprach- und Denkweise verstehen und es nicht mit unserem Maßstabe messen.

Inwiefern meine Ansichten Billigung finden, muß ich natürlich abwarten; ich bin auf Widerspruch von manchen Seiten gefaßt. Wo er mir in Ruhe und Ernst entgegentritt, werde ich ihn mit aller Unbefangenheit prüfen, nachgewiesene Irrthümer gerne eingestehen, aber auch die Wahrheit meiner Ueberzeugung, wenn ich sie für begründet halte, festhalten und nöthigenfalls vertheidigen. Gegen gereizte Stimmung bin ich unempfindlich. Auf dem Gebiete des Judenthums habe ich durch langjährige Mitarbeit in Leben und Wissenschaft die Erfahrung gewonnen, daß Unglimpf, der mancher ungewohnten Aeußerung begegnet ist, nicht verhindert hat, daß ihr dennoch später die Berechtigung weithin zuerkannt wurde. Wenn ich nun auch das Gebiet des Christenthums, soweit es der Gegenstand dieser Vorträge erforderte, betreten, ungescheut Ueberzeugungen dargelegt habe, die vielleicht hie und da den geläufigen scharf entgegentreten: so wird der Billigdenkende bald erkennen, daß ich das nicht muthwillig gethan, nicht in gehässigem Ankämpfen, sondern im Drange nach Begründung der eigenen Ueberzeugung, im Dienste der Pflege des eigenen Bodens. Es ist wohl endlich einmal an der Zeit, daß auch von jüdischer Seite offen ausgesprochen werde, wie man Ereignisse auffasse, in deren Betrachtung gerade die Abweichung zwischen den zwei Religionen liegt. Ist die freie Meinungsäußerung überhaupt ein Recht, das nicht verkümmert, zugleich auch eine Pflicht, die nicht unterlassen werden darf: so muß es auch dem Gegner erwünscht sein, wenn der Widerspruch sich offen darlegt, so daß er wisse, wohin er seine Geisteswaffen im

Kampfe zu richten und nicht dem versteckten, in Schweigen sich hüllenden Angriffe gegenüber unsicher umherzutasten habe. Bei den Eiferern, die einen jeden Widerspruch als Lästerung betrachten, jede andere Auffassung als verdammenswerth erklären und ihr daher den Mund verschließen möchten, die es lieben, die Schwäche ihrer Gründe durch die Gewaltsamkeit ihres Verfahrens zu verstärken, werden solche Erwägungen freilich ohne Gewicht sein; ihrer Verurtheilung sehe ich mit Ruhe entgegen. Ihnen gegenüber habe ich nur Eines zu bemerken. Die Verantwortlichkeit für alles hier Vorgetragene trage ich ganz allein; wie Viele oder wie Wenige meiner Glaubensgenossen meine Ansichten theilen oder billigen, weiß ich nicht. Ich mache daher auf die ganze Ehre der Bekämpfung auch den ausschließlichen Anspruch. Meine Worte dürfen nicht zum Vorwande gelten, eine Anklage gegen Juden und Judenthum zu erheben. Sollte dies dennoch mit heuchlerischer Miene der Frömmigkeit geschehen, so würde damit ein neues trauriges Beispiel gegeben, was in gewissen Kreisen — ich will nicht sagen, das stolze Wort der Liebe, sondern überhaupt — Recht und Billigkeit gilt.

Wenn ich bisher einige Worte dem hinzugefügt habe, was ich in diesen Vorträgen ausgesprochen, so bin ich um so mehr eine Erklärung schuldig über das, was in ihnen übergangen ist. Es war ursprünglich nicht meine Absicht, den langen Zeitraum von der Zerstörung des zweiten Tempels an bis zur Gegenwart in so dürftigem Ueberblicke zu behandeln, wie er ihm hier in der zwölften Vorlesung zugemessen ist. Nur der enge Rahmen der Zeit und der Anzahl der Vorträge versetzte mich zuletzt in diese Nothwendigkeit. Ich hoffe, daß dieses Verfahren keinen ernsten Tadel finden wird. Die frühere Zeitperiode bleibt die grundlegende und konnte sich einer kürzeren Behandlung nicht fügen, als ihr vergönnt ist. Man betrachte vorläufig den Ueberblick über die spätere Zeit als die abrundende Ueberleitung zur Gegen-

wart; auch diese Zeit ihren Grundgedanken und maßgebenden Ereignissen nach übersichtlich in ähnlicher Weise, in einer neuen Reihe von Vorträgen vorführen zu können, ist eine Hoffnung, deren Verwirklichung ich freudig entgegensehe.

So mögen denn diese Blätter, von günstigem Winde getragen, den rechten Lesern in die Hand kommen!

Frankfurt a. M., 11. März 1864.

Geiger.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Rascher als ich vermuthet, hat sich das Bedürfniß einer zweiten Auflage herausgestellt. Diese Thatsache ist mir eine erfreuliche Bürgschaft, daß das Büchlein auch in weiteren gebildeten Kreisen nicht ohne Beachtung, auch wohl nicht ohne Anklang geblieben ist. Wenn die kritischen Organe darüber bis jetzt noch Stillschweigen beobachtet haben, so bin ich weit entfernt, dieses Stillschweigen als ein in demonstrativem Sinne geflissentliches zu deuten, bin aber auch nicht veranlaßt deßhalb annehmen zu müssen, das Büchlein sei ohne Eindruck geblieben. Haben ja auch drei geachtete Blätter — außer einzelnen kurzen Anzeigen — bereits im vorigen Jahre eingehende Besprechungen gebracht: die Grenzboten (Nr. 41), die Augsburger Allgemeine Zeitung (Beilage Nr. 321 ff) und Steinschneiders hebräische Bibliographie (Nr. 42). Ihr Urtheil war nicht in allen Stücken dem Verfasser beistimmend, aber jedenfalls so, wie man es nur einer beachtenswerthen Erscheinung gegenüber ausspricht. Dabei waren die Berichterstatter auch unter sich sehr abweichen-

der Ansicht, so daß ihre Urtheile sich in ganz auffallender Art oft gegenseitig aufheben. So schien es dem Einen, als wenn meine Aeußerungen über Rénan und Strauß diese sehr wenig berührten, während der Andere deren Kernpunkte scharf von mir beleuchtet fand. Glaubte dieser wiederum meine Zergliederung einiger Sprüche Jesu als spitzfindig bezeichnen zu dürfen, so meinte der Dritte, gerade diese werde den meisten Anklang finden. Seinerseits betont der Letzte das von mir selbst ausgesprochene Bedenken, ob Ansichten in populärer Darstellung einem größeren Publicum dargeboten werden dürften, bevor sie wissenschaftlich allseitig begründet worden, mit einem gewissen tadelnden Seitenblicke; im Gegensatze hiezu erklärt der Erste, daß, wer mit meinen sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten vertraut sei, des Neuen nicht viel in diesem Buche finde. Der Referent der Allgemeinen Zeitung scheint sich in Beziehung auf diesen Punkt einer naiven Ignoranz zu erfreuen, die sich mit einer dieser Bildungsstufe eignen Selbstgefälligkeit, um nicht zu sagen: Anmaßung, gebehrdet.

Bei diesen Widersprüchen, in welchen sich die vorläufigen Vertreter des öffentlichen Urtheils bewegen, bei der mehr andeutenden Art, mit der sie trotz größerer Ausführlichkeit doch mehr die Resultate berühren, ohne tiefer in die Prüfung dieser selbst und der dahin führenden Untersuchungen einzugehen, habe ich keine Veranlassung, mit diesem Buche eine wesentliche Aenderung vorzunehmen. Von der Ueberraschung, welcher die christlichen Beurtheiler Ausdruck geben, darüber daß ich dem Judenthume sowohl im Alterthume als auch gegenüber dem Christenthume die fortdauernde Berechtigung einer religiösen Macht, also auch eine Zukunft und eine Mission für die Zukunft zuerkenne — von dieser Ueberraschung wird man sich wohl allmälig erholen. Aus einem Vorurtheile aufgerüttelt zu werden, in das man sich behaglich eingewiegt hat, ist un-

bequem; das kann mich jedoch nicht bestimmen, daß ich davon ablasse, das wenn auch sehr verbreitete Vorurtheil als solches zu bezeichnen, und so lange meine Darstellung nicht als eine irrige nachgewiesen ist, fühle ich weder Lust noch Bedürfniß, dieses Buch, das aus dem tiefsten Geistes- und Gemüthsleben des Verfassers hervorgegangen ist, umzuarbeiten. Ich habe mich daher bei der neuen Auflage auf die Glättung einiger Unebenheiten im Ausdrucke beschränkt. Nur darf ich jetzt bestimmter auf die Ergänzung des Buches hinweisen, da eine Reihe von Vorlesungen, welche ich in diesem Winter halte, die Geschichtsbetrachtung in das Mittelalter hinein fortzusetzen bestimmt ist, und sollen dieselben später gleichfalls an die Oeffentlichkeit treten.

Möge unterdessen dieses Büchlein seine Wanderung zum zweiten Male antreten und sich neue Freunde zu den alten erwerben!

Frankfurt a. M., 15. Januar 1865.

Geiger.

1.

Das Wesen der Religion.

Wenn ich mir Ihre Aufmerksamkeit erbitte für eine Reihe von Vorträgen über Judenthum, das tiefere Wesen desselben, seine Ausbildung und Entwickelung, sein Verhältniß zu anderen ähnlichen Erscheinungen in der Geschichte, die Aufgabe, die es zu erfüllen übernommen und wie es sie erfüllt hat, die Aufgabe, die ihm noch weiter geblieben ist, sowohl für die Gegenwart, als auch für eine lange Zukunft, so darf wohl dieser Gegenstand als eine großartige, weltgeschichtliche Erscheinung Theilnahme fordern. Eine großartige weltgeschichtliche Erscheinung, und zwar nicht blos in dem Sinne, daß das Judenthum, wie so manche geschichtliche Erscheinung, in die Welt eingetreten ist für eine bestimmte Zeit und während derselben eine große Wirksamkeit entfaltet hat, aber als ein Zeitliches der Zeit dann verfallen und zu blos geschichtlicher Betrachtung geworden ist oder wird. Nicht in diesem Sinne! Weltgeschichtliche Erscheinung dürfen wir es nennen, als eine Institution, die hinaufragt in jene Zeit, von der an erst geschichtliches Bewußtsein in die Welt eingetreten ist, als es nicht blos Jahrtausende hindurch seinen Bestand bereits feiert und noch besteht, sondern indem es gewissermaßen als ewiger Wanderer durch die Geschichte hindurch gezogen ist, die Geschichte immerfort begleitet, von ihren Uranfängen bis zur Gegenwart mitwirkt. Eine weltgeschichtliche Erscheinung, indem es aus sich heraus ähnliche Erscheinungen erzeugt hat, das Christenthum und den Islam, sie als großartige Mächte in die Geschichte hineingeworfen hat, die umgestaltend, belebend auf große

Kreise wirkten, maßgebend in der ganzen Richtung des Geistes, in der ganzen Entwickelung der Verhältnisse, und so auch das Judenthum vermittelst ihrer. Und trotzdem, daß das Judenthum eine solche weltgeschichtliche Erscheinung ist, eine solche großartige Bedeutung in Anspruch nehmen darf, trotzdem oder vielleicht grade deshalb sind die Urtheile darüber ungemein abweichend; ja es wird dem Judenthume die Bedeutung überhaupt entweder ganz und gar oder doch bereits für eine lange Zeit oder wenigstens für die Gegenwart abgesprochen.

Das Judenthum, so sagt man zunächst, ist Religion, ist eine der verschiedenen Arten, wie die Religion in dem Menschenleben, in der Geschichte auftritt; Religion selbst aber ist ein bereits überwundener Standpunkt. Ueber ein trübes, dunkles Glauben, über Annahmen, die nicht bewiesen werden können, nicht bewiesen werden sollen, deren sich der menschliche Geist nicht bemächtigt, die sich seiner bemächtigen und ihn unterthänig zu machen suchen, über diese Vorstellungsart sind wir längst hinaus. Das mag für eine Zeit gegolten haben, als die Menschheit noch in den Anfängen lebte, noch in Versuchen umhertastete, sich die umgebende Welt klar zu machen, während ihr die Voraussetzungen fehlten, durch welche sie zur Erkenntniß gelangen konnte. Wir aber sind die Wissenden, sind bereits zu einer Stufe emporgeklommen, die uns gestattet, mit der vollsten Bestimmtheit unser Urtheil abzugeben, so daß wir zu einem bloßen Glauben und uns Unterwerfen durchaus nicht mehr geeignet sind. Doch sei es auch, daß die Religion auch in unserer Zeit noch einige Berechtigung hat, daß sie höhere Wahrheiten umschließt, die der Mensch aus seinem Geist erzeugt, höhere Wahrheiten über Gott, den menschlichen Geist, die Freiheit des Willens, Unsterblichkeit, Tugend u. s. w., daß diese Wahrheiten wohl geordnet, zusammengefügt als ein System der Religion bezeichnet werden können; aber welche Geltung kann der Anspruch haben, den doch eigentlich das Judenthum erhebt und nach ihm andere Religionen, der Anspruch auf Offenbarung, wonach diese Wahrheiten an den menschlichen Geist herangekommen sind, nicht aus ihm erzeugt, der Anspruch, daß auf eine ungewöhnliche Weise diese Wahrheiten in der Menschheit erschienen seien und so sich fortgeerbt haben, ohne von jedem Geschlecht neu erzeugt zu werden. Wir haben uns die

Autonomie des Geistes erkämpft; alle gegen sie sich erhebenden Ansprüche, wie das Judenthum sie erhebt, sind unberechtigt, um so mehr, wenn sich gar die trübe Beimischung der Tradition noch hinzugesellt, wenn auch diese als Wahrheit mit aufgenommen werden soll Oder wirft das Judenthum etwa Offenbarung und Tradition weg? Will es sich mit dem Ruhm begnügen, zuerst mit jenen hohen Wahrheiten aufgetreten zu sein, die ein Eigenthum der Menschheit geworden sind, daß in ihm zuerst klar ausgesprochen wurden Gedanken, die für die ganze Menschheit bestimmt und in sie auch vollständig eingedrungen sind? Wohl! mag es immerhin dieses Ruhmes sich erfreuen. Und dennoch kann ihm, so fährt man fort, auch dieser Ruhm nicht unverkümmert bleiben. Unvollkommen treten die Wahrheiten in ihm auf; erst andere spätere Religionen haben dieselben vertieft, sie in volle Klarheit gesetzt, auf der einen Seite die Lücken in großartiger Weise ausgefüllt und andererseits das Ueberflüssige beseitigt und das Irrige berichtigt. Das Judenthum ist demnach antiquirt, ist eine Ruine, die sich erhalten hat für einen kleineren Kreis, die aber keineswegs eine bestimmende Macht mehr ist, sein geistig Leben ist als ein verkümmertes zurückgeblieben, während die anderen Religionen hinausgeschritten sind und ihre Macht über die Welt verbreitet haben. Das Judenthum ist einem kleinen Kreise verblieben, und so mag denn auch vielleicht, so fügt man hinzu, für diesen in einer gleichfalls bereits vergangenen Zeit, im Mittelalter, das Judenthum noch seine Bedeutung gehabt haben, es war für seine Bekenner jedenfalls eine Trägerin geistigen und sittlichen Lebens. Zur Zeit, da Sonderungen in der Menschheit geltend waren, ein jeder kleinere Kreis sich abschloß und der Genosse eines solchen lediglich aus diesem Kreise seine Nahrung zog, hatte auch das Judenthum seinen bestimmenden und seinen wohlthätigen Einfluß. Darüber sind wir jedoch nun, namentlich die Denkenden, die eine höhere Stufe der Bildung einnehmen, weit hinweggeschritten; die Menschheit ist eine einige geworden, das geistige Leben, das Denken, Empfinden ist, wenn auch ein vielgestaltiges, dennoch seinem Wesen nach eines und dasselbe, die geistigen Schätze ein Gemeingut geworden der Menschheit, es genügt dem Einzelnen ein Mensch zu sein. Die Höherstehenden unter allen Parteien und Genossenschaften bilden eine Einheit; das Judenthum hat für die

Gegenwart, für die, die auf der Höhe der Zeit stehen, seine Bedeutung eingebüßt.

Das sind mächtige und gewichtige Bedenken, die sich uns entgegenstellen. Treten wir näher an sie heran. Wohl soll der Denkende ohne Scheu den Zweifeln in das Auge blicken, sich nicht zaghaft vor ihnen verschließen, aber auch wenn die Zweifel entschieden als Behauptungen sich hinstellen, darf er nicht alsbald verzweifeln und sich ihnen gefangen geben.

Wir sind die Wissenden. Diesen Ausspruch stellt unsere Zeit in stolzem Bewußtsein gegenüber dem Ausspruche eines Weisen, von dem freilich gerühmt wird, daß er die Weisheit vom Himmel zur Erde gebracht habe, wenn er sprach, die höchste Stufe des Wissens sei zu wissen, daß man nichts wisse. Wir sind in den zwei Jahrtausenden, seitdem dieser Spruch in die Welt gedrungen, mächtig vorgeschritten, und Erkenntnisse, die damals nicht geahnt wurden, sind gegenwärtig ein Gut, das bald Allen angehört, bald jedenfalls denjenigen, die ernster der Forschung sich hingeben. Die Naturforschung hat Riesenschritte gemacht. Sie weiß nunmehr, was ehedem als unlösbare Stoffe betrachtet wurde, zu zersetzen, sie versteht es den Kräften nachzugehen, die da binden und lösen, sie weiß zu den flüchtigsten Bestandtheilen vorzudringen, die Gesetze immer weiter zu verfolgen und auf höhere Gesetze zurückzuleiten. Wie weit sie noch kommen mag, wer kann es ahnen? Wie tief sie eindringen wird, wer will es ermessen? Sie hat die Geheimnisse belauscht, nach denen der Proceß des Werdens und Vergehens vor sich geht, und hat sie nach Regeln und Gesetzen wohl geordnet. Und dennoch, wenn sie auch immer weiter vordringt, wie wir ihr durchaus Grenzen nicht setzen können, wird sie nicht an Einzelnheiten gelangen, die sich nicht mehr auflösen lassen? wird sie nicht endlich bei einem Urstoffe anlangen, der immer Urstoff bleiben wird? zu einer Urkraft, die immer eine unfaßbare und unerklärliche bleibt? wird sie nicht immerdar Gesetze annehmen müssen, Anordnungen, die als bestehend vorausgesetzt werden müssen, ohne daß sie dieselben weiter zu begründen vermöchte? Ein Gesetz aber wird gesetzt, eine Ordnung wird angeordnet. Der menschliche Geist wird nicht bei der blinden Kraft sich beruhigen, nicht sich damit befriedigen, daß er endlich, zu irgend einem Punkte gelangend, stille steht; er wird immer den

ordnenden Geist, der es in solcher Weise hingestellt haben muß, ahnend durchblicken. Diesem Drange kann der Mensch, seiner eigenen Vernunft sich bewußt, nimmer widerstehen.

Die Natur zeigt sich uns in großer Mannigfaltigkeit von Wesen nach Ordnungen und Gattungen; sie sind von einander verschieden, greifen wohl in einander ein, gehen aber nicht in einander über. Die neuere Naturforschung hat kühne Schritte gethan, zu ergründen, wie aus niederen Gattungen die höheren entstehen konnten, wie aus den unvollkommensten Organismen die höheren allmählich sich gestalten. Ob es ihr gelingen wird in dieses Geheimniß gleichfalls einzudringen, ob eine solche Erzeugung des Einen aus dem Andern als eine Wahrheit sich bekunden wird, — es ist das Amt der Naturkundigen, darüber jetzt oder in der Zukunft zu entscheiden. Allein so viel sehen wir: die Gattungen sind vorhanden, gehen nicht in einander über, sie sind gesondert und bleiben gesondert. Dieselbe Kraft, die Anfangs sie geschaffen angeblich Eines aus dem Andern, sie müßte nothwendig denselben Proceß weiter verfolgen, müßte auch heute noch aus der Pflanze ein Thier erzeugen und immer weiter zu dem höheren Organismus vervollkommnen. Eine solche Erscheinung bietet uns die gegenwärtige Welt nicht dar, es bleibt vielmehr ein Jedes innerhalb seiner bestimmten Grenzen, es bringt in seiner Art immer neue Einzelwesen hervor, aber in das andere geht keines über. Das ist demnach nicht eine nothwendig forttreibende, das ist eine ordnende Kraft, die ein Jedes nach seiner Eigenthümlichkeit hinstellt und bewahrt, die nicht blind immer vorwärts stürmt, sondern welche die Natur, als ein aus verschiedenartigen Theilen zusammengesetztes Ganzes erhält, so daß sie, eben so wie als Ganzes, so auch in ihrer Verschiedenartigkeit unwandelbar ist. Sie ist eben nach einem bestimmten *Willen*, nach einer *frei waltenden Vernunft* geordnet und in dieser Ordnung erhalten, das ganze Universum *ein* Gefüge, in seiner großen Mannigfaltigkeit dennoch vereinigt, verschiedenartige Theile und dennoch ein harmonisches Ganzes bildend. Das ist *Weisheit*, zweck- und planmäßige Anordnung, so daß selbst zerstörende Kräfte als neubildende auftreten, um neue, edlere Schöpfungen entstehen zu lassen. Das ist ein Wirken der bewußten Vernunft, nimmermehr ein ohne Ziel hinaustreibendes. Es ist ein kühnes Wort, das einst ein großer Sternkundiger aus-

sprach, als er sein Werk über den Himmel dem damals Höchststehenden überreichte. Auf des Letzteren Befremden nämlich darüber, daß nirgends die Rede von Gott sei, sprach der Mann: Ich bedarf dieser Hypothese nicht. Allerdings hatte er nicht nöthig, zur Erklärung der Gesetze und wie sie wirken, auch anzugeben, wie diese Gesetze entstanden sind und wer sie als ewige, unabänderliche hingestellt hat. Aber was der Mann des Faches bei Seite schieben kann, das kann der denkende Mensch nicht lassen, er muß eine höhere Ursache aufsuchen, die nach vernünftigen Gründen schafft.

Nicht die ihn umgebende Natur allein hat der Mensch zu erklären, er selbst muß miterklärt werden, er ist mit ein Stück der Natur, und in sich selbst einzudringen bleibt eine Aufgabe, die er nicht von sich abweisen kann. Aber grade sich selbst wird der Mensch das größte Räthsel, je mehr er über sich nachdenkt. Man hat zwar versucht den Menschen ganz nahe hinanzurücken an ähnliche Wesen, man sprach von gewissen Affengattungen, die von den Menschen nur ein klein wenig entfernt seien. Da sei manche Affengattung, so sprach man, wie in Trübsinn befangen, als sei ein Sehnen in ihr, aus dieser beengten Befangenheit herauszukommen. Eine sinnige Betrachtung, wie ein Mensch sie in die Thierseele hineinlegt, aber auch wohl nur hineinlegt, wenn er die thierische Dumpfheit als Trübsinn auffaßt und darstellt. Die Entfernung zwischen den am vollkommensten organisirten Thieren und dem Menschen selbst bleibt eine Kluft, die durchaus unausfüllbar ist. Der Mensch, der trotz seiner nicht bedeutenden Kraft des Körpers, trotzdem daß er in körperlichen Beziehungen mannigfach nachsteht anderen Thieren, die gewaltiger und gewandter sind, der Mensch, der trotzdem der Herr der Erde, der ganzen Schöpfung geworden ist, der immer mehr und mehr sich alles unterthan macht in der Natur und in der Thierwelt, der überall hin sich anschließt und alle Verhältnisse sich zu unterwerfen weiß, — ihn nur im Entferntesten in Parallele zu stellen mit irgend einem Thier, das abgeschlossen lebt, das immer auf derselben Stufe verbleibt, in eine bestimmte Weltgegend hingewiesen ist, das, ohne irgend wie einen Einfluß zu üben auf die übrige Gesammtschöpfung, dahingeht und keine Spur zurückläßt, — man muß bekennen, es sieht einem kindischen Trotze ähnlich, der seine eigenen Kostbarkeiten hinwegwirft und zertrümmert! Nein! der

Mensch ist ein durchaus anders gearteter. Er, der an Raum und Zeit wie alles Körperliche und Irdische gebunden ist, der einzelne Mensch, der an einen bestimmten Boden geknüpft ist, der in einem kleinen Zeittheilchen sich bewegt, er überwindet dennoch wiederum Raum und Zeit in seinem Innern, er vermag sich in die entlegensten Gegenden zu versetzen, kann die Vergangenheit sich vorführen, die Zukunft ahnen, hat eine Vorstellung von dem, was die Gegenwart überragt. Das kann nicht am Körper haften. Der Körper ist räumlich, zeitlich, es kann aus ihm nichts hervorgehen, was Raum und Zeit überwindet. Der Mensch hat Erinnerung, er trägt in sich was geschehen ist, vermag es sich zurückzurufen, aus seinem Gedächtniß die verschiedenartigsten Dinge hervorzuholen. Die Erkenntniß ist sein Eigenthum geworden, er schreitet von der einen, die in sicherem Gewahrsam bei ihm ruht, zur andern fort. Aber wo, an welchem Theile seines Wesens haftet sie? Sprechen wir das Wort aus, das überhaupt nicht vorhanden wäre, wenn nicht das Ding vorhanden wäre: Geist. Der Mensch hat einen Geist, eine Fähigkeit in sich, die mit dem Körper wohl insofern zusammenhängt, als sie ihn bewegt, beseelt, die aber doch noch weit mehr ist, indem sie ihn zur vernünftigen Betrachtung hinführt, ihm einen Blick öffnet in Dinge, welche sein sinnlicher Blick nicht aufzufassen, nicht heranzubringen vermag. Es ist ein großes Wort eines Denkers, der die Gedankenreihe der neueren Zeit eröffnete: Ich denke, darum bin ich. Das Bewußtsein davon, daß ich denke, giebt mir die Bürgschaft dafür, daß ich überhaupt bin; ich könnte an Allem, was mich umgiebt, an mir selbst irre werden, meine sinnliche Wahrnehmung läßt sich sehr bezweifeln, sie bekommt erst Sicherheit durch mein Bewußtsein. Schaut ja der Mensch in der That alle Dinge, die ihm von der Außenwelt zugetragen werden, verkehrt, wie sie sich nämlich in seiner Netzhaut abspiegeln; und wenn er die Dinge dennoch zu sehen glaubt, wie sie wirklich sind, so ist das ein Ergebniß des Denkens in uns, das mit unmerklicher Raschheit diese Umgestaltung vermittelt. Der Mensch sieht keine Entfernung; der Eindruck, den ein Gegenstand macht, vermittelt durch die Strahlen, prägt sich innerhalb seines Gesichtssinnes ab. Eines ist ihm so nahe wie das Andere, gleichviel ob das Eine ihm ferner, das Andere ihm näher gerückt ist. Der Erblindete, der das Gesicht

wieder erlangt, sieht deshalb auch Anfangs nichts als fern von sich, Alles dringt auf ihn, als wäre es in seiner unmittelbaren Nähe. Das Denken, die Gewohnheit lehrt erst den Menschen die Gegenstände abmessen, die doch in der Mitte liegen, und er schließt daraus, daß mancher Gegenstand nicht so nahe ist, wie er sich ihm in seinem Gesichtssinne abspiegelt, daß sie in verschiedenen Entfernungen sich befinden. Die Schälle dringen einer nach dem andern heran; die Verbindung wird uns nicht gegeben, erst durch unser Denken, durch unser Festhalten werden sie eine Einheit, die Harmonie liegt in uns, sie wird gewissermaßen bloß durch die aufeinander folgenden Laute in uns geweckt. Und so läßt es sich von allen Sinnen nachweisen. Das Denken giebt unserer sinnlichen Wahrnehmung erst Gestaltung, das Denken, das zugleich dem Menschen auch den Ausdruck verleiht für alle Empfindungen und Gedanken. Denn die Sprache, das treueste Abbild des Geistes, bildet den Uebergang aus der tiefsten Innerlichkeit zu der Außenwelt, die Sprache zeichnet den Menschen am bestimmtesten aus vor all den andern Wesen, die Sprache, die, wie aus innerer Klarheit geboren, wiederum den Gedanken erst verständlich macht und ihm zur vollen und ganzen Klarheit verhilft. Und dennoch! dieses Wesen, dem das Gepräge der Herrschaft so scharf aufgedrückt ist, das mit seinem Geiste in das Universum, in die ganze Zeit den Blick tief hineinwerfen kann, dieses Wesen fühlt sich zugleich beengt, stößt überall an Schranken, die ihm gesteckt sind in seinem Leben und in seinem Denken. Der Einzelne mag immerhin vorwärts dringen und bleibt doch nur ein einzelnes Stück der Menschheit, die Menschheit selbst blos ein Stück der Schöpfung, und diese wiederum aus einem größeren Geistesquell ausströmend. Diese Beengtheit haftet an ihm, er kann als ein Stück über den Urgrund des Ganzen, von dem es genommen, nicht zur vollen Erkenntniß gelangen; der Mensch muß so das Bewußtsein, daß er ein Bruchtheil, ein Stückwerk ist, stets in sich tragen.

Der Mensch fühlt ferner, daß er noch anderweitig hoch emporgehoben ist. Er handelt nach Entschlüssen, Grundsätzen, die er selbst sich bildet, er verfährt nach seinem Willen, er wählt, er ist der Schöpfer seines eigenen Thuns, es ist nicht ein Zwang von außen her, der ihn treibt, er überlegt, urtheilt und bestimmt sich danach, ein unendlicher Vorzug! Wenn er sich nur dessen so recht

ruhig erfreuen könnte! Allein auch dagegen erhebt sich in ihm selbst ein mächtiger Widerspruch. Was ich wähle, wozu ich mich bestimme, geschieht aus bestimmten Gründen, diese hängen von Erkenntnissen ab, diese sind mir durch bestimmte Ursachen zugekommen, ja ich bin überhaupt ein Kind meiner Zeit, durch das, was die Zeit als Wahrheit übergiebt, lasse ich mich anregen und leiten, ich bin ein Kind meiner Umgebungen, ich bin nicht Schöpfer meiner selbst, meiner eigenen Thaten. Das Verlangen, überall das Gesetz der Ursächlichkeit zu erkennen, verdrängt meine Freiheit, läßt Eines aus dem Andern mit einer gewissen Nothwendigkeit folgen, bis ich auf außerhalb meiner liegende Ursachen komme. Und dennoch fühlt der Mensch im tiefsten Bewußtsein von sich selbst, daß er frei ist, daß sein Wille die Macht in sich trägt, allen Einflüssen entgegenzutreten, sie zu beherrschen. Ihn beschleicht Reue, wenn er als Unrecht erkennt, was er gethan; aber nur im Blicke auf Vorgänge, die aus ihm selbst hervorgegangen sind, kann er sich Vorwürfe machen, nicht wenn er mit zwingender Macht getragen worden ist. Also frei, und dennoch wiederum gebunden! Und so erkennt er auch hier wieder seine Grenze, fühlt er, daß er nicht zu jenem Grade der Vollkommenheit gelangt ist, nach dem er sich sehnt, den er ahnt. Es ist eine Doppelnatur in ihm: das Bewußtsein seiner Größe und Erhabenheit und wieder das demüthigende Gefühl seiner Unselbstständigkeit, das Streben, sich zu jenem Quelle zu erheben, aus dem auch seine geistige Kraft, die keine selbstschöpferische, weil sie bedingt ist, hervorgeht, und dennoch auf der andern Seite das Unvermögen, vollkommen die hohe Stufe einzunehmen. Ist das nicht wahrhaft Religion? Das Bewußtsein von der Höhe und Niedrigkeit der Menschen, dieses Streben nach Vervollkommnung mit dem Gefühle, daß man zur höchsten Stufe sich nicht emporringen könne, dieses Ahnen des Höchsten, das als freiwaltender Wille vorhanden sein muß, der Weisheit, aus der auch unser Stücklein Weisheit hervorgeht, einer unendlich waltenden Freiheit, aus der auch unsere bedingte Freiheit erzeugt ist, dieses sich Emporsehnen, sich Erheben mit aller Kraft der Seele, ist dies nicht recht das Wesen der Religion? Religion ist nicht ein System von Wahrheiten, sie ist der Jubel der Seele, die ihrer Höhe bewußt ist, und zugleich wieder das demüthige Bekenntniß der Endlichkeit und Be-

grenztheit; Religion ist der Schwung des Geistes nach dem Idealen hin, das Emporstreben nach den höchsten Gedanken, das Verlangen im geistigen Leben zu reifen und immer mehr darin sich zu vertiefen, das Körperliche und Irdische zu bewältigen, und auf der andern Seite die nicht zu beseitigende Empfindung, daß man dennoch gebunden ist an das Endliche und Begrenzte; Religion ist der Schwung nach dem Höchsten hin, den man als die einzige, volle Wahrheit begreift, der Aufschwung nach der Alles umfassenden Einheit, welche einmal der Mensch als ein Ganzes nach der ganzen Natur seines Geistes in sich ahnt, als die Grundlage alles Seins und Werdens, als die Quelle alles irdischen und geistigen Lebens, die er, wenn er sie auch nicht vollkommen erkennt, doch als lebendigste Ueberzeugung in sich trägt. Das mag als alte Vorstellung bezeichnet werden, es bleibt bei dem Ahnen, dem Sehnen, bei Annahmen, die nicht vollkommen belegt werden können. Allein das ist das eigentliche Wesen des Menschen, seine Natur, und muß so sein, weil er ein Einzelwesen ist, ein losgerissenes Stück aus dem ganzen geistigen Leben, zu dem er sich emporgezogen fühlt, ohne es ganz und vollkommen in sich aufzunehmen. Das große Wort Lessing's: „Wenn Gott in der einen Hand die vollkommene Wahrheit eingeschlossen hätte, in der andern Hand das Streben nach der Wahrheit, und zu mir spräche: Mensch, wähle!“ ich würde Gott bitten und sprechen: die volle Wahrheit ist nicht für mich, für mich ist das Streben nach der Wahrheit, ist ein Wort der tiefsten und echtesten Religiosität. Ja! die Sehnsucht nach dem Höchsten und Besten, der Anschluß an die Gesammtheit, das Hinaufringen nach dem Unendlichen trotz der eigenen Endlichkeit und Beschränktheit, das ist Religion. Darin haben wir auch die Bürgschaft für das Höchste und Unendliche, weil wir zu ihm emporklimmen wollen, für die ewige Weisheit, für die Freiheit, die Alles umfaßt und aus sich erzeugt, weil wir nach ihr streben, weil wir das Sehnen nach ihr in uns tragen. Das kann nicht ein Erdichtetes, aus uns Geborenes sein, es ist die edelste Wirklichkeit in uns. Die Religion ist keine Ausgeburt müßiger Priester, sie lebte und lebt in der Menschheit, und ein jedes gute und edle Streben, wenn sich der Mensch anschließt in Liebe und Innigkeit, seine abschließende Selbstsucht aufgiebt, sich anschließt an das Vaterland und für dasselbe sein

eigenes Leben und seine Wohlfahrt hingiebt und gerne wirkt für die Gesammtheit, und mit dem Streben nach dem Höheren sich erfüllt, das ist ein Werk der Religion. Mag sie nach ihrer Erscheinung verschieden auftreten, die Religion als solche ist ein Nothwendiges, das Edelste in dem Menschen und wird nur mit dem Menschen aufhören, nicht unter den Menschen. So lange der Schwung des Geistes zum Allgeiste bleibt, so lange dieser bleiben muß, so lange ist das religiöse Leben vorhanden. Die Religion ist ein Leben. Das ganze Thun des Menschen, insofern es von höheren Gesichtspunkten geleitet ist und nach ihnen hinstrebt, ist ein Werk der Religion, ist eine Errungenschaft derselben. Die Religion wird geläuterter, klarer werden, aber sie wird immer bleiben, weil das Sehnen und die Unvollkommenheit in dem Menschen immer bleiben wird. Je mehr er vorschreitet, um so mehr wird er den Abstand fühlen von dem Unendlichen und von der ewigen Weisheit, aber auch um so mehr mit voller Hingebung zu ihr emporblicken, an ihr saugen, vor ihr sich beugen in Innigkeit und Demuth. Hat das Judenthum als Religion gewirkt, wirkt es noch als solche, so ist es eine der edelsten Lebenskräfte in der Menschheit.

2.

Die Religion im Alterthume und die Religion im Judenthume.

Die vorangegangenen Erwägungen machten natürlich nicht den Anspruch, neue Grundlagen zu errichten und darauf Wahrheiten zu befestigen. Es wäre dies ganz dem Wesen der Religion entgegen, es würde sie ihrer Eigenthümlichkeit, Erbgut der Menschheit zu sein, entkleiden. Sie ist eine ewige, sich fortleitende Kraft, nicht ein Gebrechliches, das, bald zusammenstürzend, wiederum in anderer Weise auferbaut wird. Der Versuch trat noch weniger mit der Zumuthung auf, neue zwingende Beweise für die Religion beizubringen und sie damit zu erhärten. Die Religion ist nicht Philosophie, nicht die langsam fortschreitende Denkthätigkeit des Menschen, sie ist ein inneres Verlangen des ganzen Menschen, des Denkenden, Empfindenden, sittlich Wollenden. Es sollte nur der Prüfung nochmals empfohlen sein, ob die Wissenschaft, namentlich die Naturforschung, ferner die Erkenntniß des Menschen nunmehr so weit fortgeschritten sei, daß sie das Räthsel des Daseins, des menschlichen Wesens so klar gelöst, die Widersprüche so vollkommen erklärt hat, daß ein Verlangen der Menschen, darüber hinauszugreifen, die Endlichkeit zu durchbrechen, sich Erklärungen zu suchen, die allerdings nicht mit der vollkommensten Beweiskraft ausgerüstet sind, aber dem innersten Bedürfnisse entsprechen, — daß, sage ich, ein solches Verlangen als ein thörichtes, unnöthiges abgewiesen werden müßte. Die Religion ist nicht Philosophie, sie ist vielmehr der Ausdruck der Anziehungskraft, die in der ganzen Natur verbreitet ist. Ueberall finden wir in den einzelnen Theilen des Naturlebens jenes Hindrängen nach

dem andern, jene Empfindung, angezogen zu werden von den andern Theilen, das Zucken und Sehnen eines Wesens nach den andern hin. Dieselbe macht sich ebenso in dem Menschen geltend, nur daß sie in ihm auch zum Bewußtsein kommt, er fühlt das Verlangen sich anzuschließen, aus seiner Endlichkeit heraustretend an das Unendliche sich anzulehnen, mit aller Innigkeit seiner Seele liebend sich anzuschmiegen an den Quell aller Weisheit und aller Liebe. Die Philosophie ist, wie eine jede Wissenschaft, der mühsame Erwerb der Einzelnen, Höherbegabten. Die Religion ist ein Gemeingut der Menschheit, sie ist eine besondere Empfänglichkeit in ihm, die unwiderstehlich in ihm sich hervorbildet, die mit ihren Wahrheiten ihn bald klarer, bald minder klar erleuchtet. Die Religion ist daher von Ewigkeit her vorhanden und wird es auch weiter sein.

Während die Religion nun auf der einen Seite das Individuellste ist, das, was dem Menschen als sein Tiefstes, Innerstes erscheint, ihn als Einzelwesen bestimmt in seinem Glauben, in seinem Thun, als innerste Triebfeder seines ganzen Wesens, ist sie auf der anderen das Band der Gesammtheit, weil sie eben ein allgemein Menschliches ist, die Verbindung der Theile unter sich und mit dem Ganzen. Alles in dem Menschen trägt den Trieb zur Einigung Aller in sich, die Menschheit hat den Drang in sich, daß alle Einzelnen bei aller Wahrung ihrer Selbständigkeit dennoch die schroffe Absonderung ablegen und ineinandergreifen als ein einiges Ganzes. Diese Mischung des Besonderen mit dem Allgemeinen tritt zuerst in Völkerindividualitäten auf; das Volk erscheint als eine Einheit gesondert von andern, und dennoch wieder als Zusammenschluß einer großen Anzahl sehr verschieden gearteter menschlicher Wesen. Auch die Religion tritt zuerst als Volksreligion auf, mit dem Triebe jedoch, der ganzen Menschheit sich zu bemächtigen, sie unter ihre Fahne zu sammeln. Ist dieser Trieb mächtig genug, tritt die Religion zwar zunächst als Volksreligion in die Erscheinung, überwindet aber diese Volksthümlichkeit, besteht sie fort auch nach dem Zerbrechen der Fesseln, die ihr das Volksleben angelegt hat, stirbt sie nicht, wenn auch das Volk, in dem sie gelebt hat, als solches wenigstens gestorben ist, so legt sie hiermit die Probe ab ihrer Zuverlässigkeit, ihrer Wahrheit. Das Judenthum hat sich als eine die Volksthümlichkeit überdauernde Macht bewährt und darf daher den Anspruch erheben

auf besondere Beachtung. Doch nicht die zeitliche Dauer allein mag unser Urtheil bestimmen, vielmehr kann nur die Prüfung des inneren Gehaltes der Maßstab unserer Werthschätzung sein. Ein Vergleich zwischen Judenthum und den anderen Religionen, so lange dieselben nicht mit ihm in Berührung getreten, nicht von seinem Einflusse erfüllt worden sind, wird uns die sicherste Ueberzeugung geben von der Höhe des Judenthums über den übrigen Religionen des Alterthums.

Wohl das begabteste Volk des Alterthums, das hervorragt in edler Bildung und tiefgreifenden Einfluß ausgeübt hat auf die Entwicklung der ganzen Menschheit, dessen Wissenschaft und Kunst so belebend und erfrischend alle Zeit gewirkt haben, daß, wenn sie, eine Zeit lang verschüttet, dann wieder ausgegraben, sie wie ein labender Quell erscheinen, aus dem die Menschheit gierig geschöpft hat, — ein solches Volk ist unstreitig das griechische Volk. Wie Pallas Athene hervortritt aus dem Haupte des Zeus, gewaffnet und gerüstet, so tritt auch das griechische Volk in die Geschichte ein, vollkommen ausgestattet mit der edelsten Rüstung des Geistes, mit den edelsten Blüthen des innern Lebens. Schon in seinen ersten Schriftstellern und Dichtern entfaltet es sein ganzes inneres Wesen, und wenn auch in der ersten Kindheit begriffen, noch nicht losgelöst vom Naturdasein, dennoch eine edle, in sich abgerundete Natur. Blieb ja als unerreichtes Muster für alle Zeiten der älteste Dichter, Homer! In ihm eine Phantasie, die kühn sich emporschwingt und dennoch nicht zügellos, ein Sinn für das Schöne, Ebenmäßige, in dem edelsten Wohlklange sich ausprägend! Wie werden wir erquickt durch die schönen, edlen Gestalten, welche uns da begegnen! Menschen voll hoher Kraft und dennoch gehalten, gesittigt durch ein inneres Gefühl für das Ziemliche, Gestalten, die hoch und erhaben und wieder durch kindliche Züge uns erschüttern und ergreifen. Nausikaa in ihrer jungfräulichen Schamhaftigkeit, Penelope's rührende Treue, der gewaltige, kühne Hector in ergreifendem Abschiede von seinem Weibe und spielend mit seinem Kinde, — das sind ewige edle Menschenbilder, zu denen wir immer mit innerer Erquickung zurückkehren. Und dieses herrlich begabte Volk, welch eine seltsame religiöse Anschauung gebar es doch aus sich! Sein Glaube in Beziehung auf das Göttliche, seine Götterlehre, wie

unvollkommen und kindisch! Die Götter — denn von einem einzigen Gotte ist nicht die Rede — sind eine mächtige turbulente Aristokratie, der ein Gewaltigerer vorsteht. Ein Gewaltigerer, aber keineswegs der Allgewaltige, denn seine Macht greift kaum überall ein, vermag kaum das auszuführen, was der Wille in ihm beschlossen hat. Haben ja selbst die andern Götter einmal den Versuch gewagt, ihn zu binden; daran erinnert ihn einst Thetis, wie sie ihn gerettet:

Als vordem ihn zu binden die andern Olympier drohten,

sie aber den Briareus zu Hilfe gerufen:

. . . . Denn er raget an Kraft vor dem eigenen Vater.

Ist nun seine Macht eine beschränkte, um so mehr die der anderen Götter, die allerdings über den Menschen hervorragen, aber doch eigentlich nur größere, höhere Menschen sind, denen selbst auch der Sterbliche Widerstand zu leisten vermag, die auch sogar von kühnen Helden verwundet werden. Wird ja Kypris und Ares, er, der Kriegsgott, verwundet von dem dahinstürmenden Diomedes! Und als Venus ihre Schmach klagt, erwidert ihr tröstend die Mutter:

Viele der Unsrigen schon, die olympische Häuser bewohnen,
Duldeten Gram von den Menschen. . . .

Ueber den Göttern steht eine dunkle Macht, eine unbezwingbare, vor der auch die Götter sich beugen müssen. Ate, die Bethörung, berückt sie, so daß Agamemnon, auf sie sich berufend, die Verantwortlichkeit von sich abwälzend spricht:

Aber, was konnt' ich thun? Die Göttin wirkt ja zu Allem,
Zeus' ehrwürdige Tochter, die Schuld, die alle bethöret.
Reizend die Menschen zum Fehl und wenigstens einen verstrickt sie,
Ihn ja selber einmal, Zeus, irrte sie, der an Gewalt doch
Weit vor Menschen und Göttern emporragt. . . .

Er erzählt dann, wie sie ihn getäuscht:

. . . . . . Zeus argwöhnete nicht des Betruges,
Sondern schwur ihr den Eid und büßete drauf die Verblendung.

Nicht vermag Zeus der unentrinnbaren Macht des Geschickes, der Moira, zu gebieten, und er bricht in die Klage aus:

Weh' mir, weh'! nun gebeut das Geschick, daß Sarpedon, der Menschen
Theuerster, mir von Patroclos, Mönotios' Sohne, gefällt wird.

Dieselbe Lehre ertönt nach Jahrhunderten wieder bei Sophokles:

Streng waltet gewiß hohen Geschickes Obmacht,
Noch mag ihr Ares, noch der Trotz,
Noch Thürme, noch das dunkle Schiff,
Von Meerfluth rings umrauscht, enteilen.

So muß auch Ares, der Kriegsgott, sich unter diese dunkle Macht beugen.

Daß von Allwissenheit der Götter, oder des höchsten Gottes, nicht die Rede sein kann, darüber belehrt uns schon das Eine, daß sie der Ate unterthan sind, von ihr bethört und durch Unkenntniß dessen, was geschehen soll, getäuscht werden. Da mag es uns nicht wundern, wenn wir gar seltsame, naive Aeußerungen hören über das Leben der Götter, wie sie behaglich sich dem Schlafe hingeben:

Alle nunmehr, so Götter wie gaulgerüstete Männer,
Schliefen die ganze Nacht, nur Zeus nicht labte der Schlummer,
Sondern er sann unruhig im Geist nur......

Der Schlaf war von ihm gewichen, nicht weil er überhaupt nicht schläft, sondern weil er einem Gedanken nachhing, der ihn in seinem Schlummer störte. Diese Unvollkommenheiten, diese Gottes unwürdigen Begriffe haben jedoch ihre tiefste Wurzel in sittlichen Gebrechen, wie sie den Göttern anhaften, in den Schäden, die mit der nacktesten Naivetät hervortreten. Wir haben bereits gehört, daß die Ate sie verblendet und zur unrechten That verleitet; aber überhaupt schwelgen sie beim Mahle, geben sich den sinnlichsten Vergnügungen hin, üben Untreue, begehen Buhlerei, hadern und streiten auf die unerträglichste Weise, so daß auch Zeus zur Thetis es aussprechen muß:

Heillos, traun! ist solches, daß Zank mit Here und Feindschaft
Du mir erregst, wenn jene durch schmähende Worte mich aufreizt.
Zanket sie doch schon so im Kreis der unsterblichen Götter
Stets mit mir......

Sie sind grausam, willkürlich, neidisch gegen das Glück, gegen die Wohlfahrt der Menschen, und wenn sie hie und da das Rechte beschützen, so ist es gleichfalls ein augenblickliches Belieben, das zu einer andern Zeit durchkreuzt wird von den verschiedenartigsten Ursachen.

Sind nun die Götter solche, so streben natürlich auch die Menschen, die ein solches Götterideal aus sich herausgeboren haben

und zu ihm emporschauen, gleichfalls nicht nach wahrer Vollkommenheit. Der Mensch ist allerdings oft besser als seine Grundsätze und die Griechen mögen auch besser gewesen sein, als ihr Götterglaube uns lehrt, und dennoch ist der Zusammenhang zwischen dem göttlichen Ideale über uns und dem sittlichen Ideale in uns zu eng, als daß nicht die Mängel von jenem sich in diesem ausprägen sollten. Betrachten wir dieses, wie es im Griechenthum erscheint! Es schärft die Endlichkeit und Beschränktheit des Menschen nachdrücklich ein: Alle müssen sterben und sind vergänglich, der Mensch hat nicht die Macht gegen die Götter anzukämpfen, und kämpft er einmal an, so trifft ihn Schuld und grauses Verderben verfolgt ihn. Der Mensch soll daher den Hochmuth ablegen, nicht zu kühn streben, die rechte Grenze einhalten. Die Maßhaltung, die Sophrosyne, ist die wahre Tugend, der Sinn für das Schickliche, für das harmonische Gestalten, das Verständniß abzugrenzen und abzuwägen; die Tugend ist der Mittelweg, vermittelnd zwischen den äußersten Seiten, so daß er nach keiner hin zu weit ausschreitet. Sie ist dem Griechen eben das Nützliche, Wohlthuende; doch das innere Streben nach höherer Reinigung, das Verlangen, die menschlichen, sittlichen Gebrechen abzulegen und sich anzulehnen an das Göttliche als den Quell aller Reinheit, war in den Griechen nicht mit voller Klarheit erwacht. Das Bewußtsein der Sündhaftigkeit, das heißt der Naturanlage, welche auch in Beziehung auf Reinheit an Endlichkeit und Beschränktheit leidet, das Bewußtsein von dem fortwährenden Kampfe, welchen wir mit der Sinnlichkeit zu bestehen haben, um dem Guten, dem Drange nach Vollendung folgen zu können, einem Kampfe, der aber den Menschen auch veredelt und erhöht, der selbst durch die Reue zu edlem Siege hinführt, dieses Bewußtsein ist den Griechen fast ganz und gar verhüllt. Wenn die späteren Dichter, die aus dem Edelsten der griechischen Natur hervorschöpften, wenn die Tragiker ganz besonders die Schuld hervorheben als die Ursache der schwierigsten Verwickelungen innerhalb des Menschendaseins, so ist diese Schuld fast immer eine übertragene, nicht aus dem leidenden Menschen selbst entstehende, sie erbt sich vielmehr von Ahnen fort auf spätere Geschlechter. Weil jene die Götter nicht geehrt, sie verhöhnt, mit ihnen in einen unziemlichen Kampf getreten, durch große Schuld sich selbst entweiht haben, so trägt sich auf das künftige

Geschlecht die Schuld hinüber, an ihr leidet es, an ihr geht es zu Grunde, ohne selbst daran Theil zu nehmen; es ist kein eigener sittlicher Kampf, keine Schuld, von der der Mensch sich selbst zu reinigen hat; es ist das blinde Schicksal, das die Sünde zuwirft, von dem grausamen Verhängnisse alter Schuld sind die Späteren gefesselt. Allerdings ergreift uns der Anblick eines solchen Kampfes, wenn eine große Kraft an ihren Fesseln rüttelt, und das Gefühl der Ohnmacht, ehrfurchtsvollen Beugens wird genährt, es ist, wie Aristoteles es ausspricht, eine Bändigung der Leidenschaften, aber nicht eine Erhebung. Wie anders, wenn der Mensch durch sein sittliches Streben, durch seinen Kampf selbst gegen äußere Widerwärtigkeiten, auch unterliegend, dennoch in seinem Innern als Sieger hervorgeht, wenn der edle Gedanke ihn aufrecht zu erhalten weiß, wenn die tieferen Ideen zum Bewußtsein kommen gegenüber der Wirklichkeit, die sie nicht aufkommen läßt, der einzelne Mensch als Träger eines höheren Gedankens sich zwar beugen muß und dennoch als Held, als Sieger dasteht. Diese höhere Auffassung finden wir im Griechenthume wenig vertreten.

Die griechische Philosophie ist nicht blind für diese Mängel und Gebrechen, mit wachem Auge hat sie sich nicht gescheut ihren Tadel offen auszusprechen. Schon Xenophanes, der Gründer der Eleatenschule im sechsten vorchristlichen Jahrhundert, spricht sich mit scharfem Tadel gegen den Götterglauben aus. Die Vielheit ist ihm ein Anstoß; nur eine Einheit verträgt sich mit dem wahren Begriffe der Gottheit. Auch die Annahme, die Götter seien zwar nicht der Sterblichkeit ausgesetzt, wohl aber seien sie irgend einmal entstanden, tadelt er: „als ob

es nicht gleich gottlos wäre, sie für geworden, als sie für
sterblich auszugeben."

Wenn gar der Leukothea, der Meeresgöttin, Opfer und Todtenklage dargebracht werden, rügt er diesen Widerspruch:

Halte man sie für eine Sterbliche, so solle man ihr nicht opfern;
halte man sie für eine Gottheit, solle man sie nicht betrauern.

So bekämpft er den räumlichen Aufenthalt, der den Göttern angewiesen, die Gestalt, die ihnen beigelegt wird, und namentlich auch die sinnlichen Eigenschaften, die ihnen ohne Scham zugesprochen werden:

Alles legen den Göttern Hesiodos bei und Homeros,
Was zur Schande bei Menschen gereicht und Tadel hervorruft,
Diebstahl, Ehebruch und daß sie einander betrügen

Das ist ein volles und klares Bewußtsein über die Mangelhaftigkeit des Götterbegriffes innerhalb des Griechenthums, ein scharfer Tadel, der von einem der älteren Philosophen innerhalb dieses Volkes ausgesprochen wird, wie er sich jedoch kaum mit solch einschneidender Kraft wiederholt. Auch spätere Philosophen haben zwar ihren Tadel nicht zurückgehalten, doch gingen sie mehr darauf aus, zu vergeistigen, lauterere Begriffe von der Gottheit und dem Verhalten zu ihr darzulegen, ohne einen solchen scharfen Kampf zu unternehmen. Das geschieht wohl weniger aus Scheu vor dem Kampfe der inneren Ueberzeugung gegen die Lüge, es ist vielmehr, als wenn sie empfunden hätten, dieser Kampf richte sich gegen die ganze Eigenthümlichkeit des Volkes, sie würden den Nerv des Volkslebens vollkommen durchschneiden, wenn sie mit aller Offenheit gegen seine Götterlehre aufträten. Sie haben sich mehr oder weniger mit dem Glauben zu vertragen gesucht, entweder ihn ignorirend, oder bemüht, ihn zu erklären. Wenn dennoch ein kühnes Wort hie und da ins Volk drang, so traf dasselbe auch so scharfer Widerspruch, daß der Tadler verstummen mußte. Anaxagoras und Protagoras mußten in die Verbannung gehen, Sokrates, der mit großer Rücksicht gegen den im Volke herrschenden Glauben verfuhr, mußte den Giftbecher trinken. Der griechische Volksglaube war einer Umgestaltung, einer Reform nicht fähig, er mußte bleiben wie er war, oder er mußte aufhören. Eine Religion, die eine mächtigere Idee in sich trägt, als sie dies in der zeitlichen Unvollkommenheit darlegen kann, kann in ihrer Entwickelung manches Beiwerk ablegen, manchen ehemaligen Ausdruck verwischen und durch ihre schöpferische Fähigkeit neue erzeugen; eine Religion jedoch, die sich vollkommen erschöpft hat mit ihrem Auftreten, deren Stamm, Blüthe und Frucht vollkommen der Wurzel entspricht, sie ganz und gar in sich aufgesogen hat, wird, wenn Blüthe und Frucht verletzt wird, in ihrer Wurzel gleichfalls zerstört. So erging es dem Griechenthum.

Wenn eines der begabtesten Völker des Alterthums in dieser Weise doch sehr niedrige religiöse Begriffe entfaltete, haben wir kaum einen prüfenden Blick auf die Masse anderer Völker zu werfen, die

ohne Spur höherer Bildung dahingegangen sind; Völker, die in Rohheit dahinlebten, hatten natürlich auch rohe Begriffe von der Gottheit und dem Verhalten zu ihr. Betrachten wir nun gar die Völkergruppen, welche das jüdische umgaben, sie, die an Macht das kleine Völkchen überragten und es umschlossen, von denen manche eine Zeit lang sehr bestimmend in die allgemeinen Geschicke eingriffen, so werden wir ein Grauen empfinden vor dem wilden Göttercultus, der unter jenen herrschte, vor jener Ausschweifung, die Gottesdienst sein sollte. Menschenopfer, dem Moloch dargebracht, der, die Kinder den Eltern entreißend, sie in seiner glühenden Umarmung verzehrte, entartete sinnliche Buhlerei als wohlgefällig den Göttern! Der stehende Ausdruck der Bibel „Nachbuhlen den Göttern der Völker" darf in wörtlichster Bedeutung genommen werden. Ein schauerliches Bild!

Innerhalb dieser Umgebung nun tritt das Judenthum auf, und wir dürfen es wohl aussprechen, wie das Weib von Endor beim Anblicke Samuel's: Ich sehe Gott emporsteigen aus der Erde, aus jener entweihten, ganz der Sinnlichkeit hingegebenen, zur Gemeinheit entwürdigten Erde sehe ich das Göttliche in seiner Reinheit hervorstrahlen. Der Name, der Gott eigen ist im Judenthume, ist später sehr bezeichnend als unaussprechlich betrachtet worden, weil kein Name ihn umfassen, keiner ihm entsprechend sein könne: es wurden die Laute vergessen, und wir können ihn heute wirklich nicht mehr aussprechen. Seine Bedeutung aber ist sicher! „Er ist", so lautete er; wie Gott von sich selbst sprechend in der heiligen Schrift sagt: „ich bin, der ich bin," so sagt der Mensch von ihm: er ist! das einzige Sein, das Allumfassende für Natur wie für Menschenleben. „Er ist" und als solches allumfassendes Sein natürlich auch absolute Einheit. Dieses Wort der Einheit schallt durch alle Schriften des Judenthums, und das Grundwort Israel's ist: „Höre, Israel, „er ist" ist unser Gott, „er ist" ist einzig". Dieses Sein, das Alles umfaßt, ist die einzige, volle lebendige Persönlichkeit, zugleich aber als das Allgemeinste nicht zu erschauen: Ihr habet keine Gestalt erschaut, nur Aeußerungen, den Lichtglanz bemerkt von ihm ausstrahlend, den Schall von ihm ertönend, das sind die Wirkungen, aber ein Bild von ihm hat das Judenthum als das Ungeheuerlichste, als den größten Gräuel gemieden. Für diese Unbildlichkeit haben

die Juden zu allen Zeiten ihr Leben hingegeben. Das war es, was zuerst dem Heidenthum als ein Wunderliches in die Augen fiel, eine Religion ohne Götterbild. Spricht doch noch Juvenal es aus:

> Nil praeter nubes et coeli numen adorant.
> Nichts sonst beten sie an als Wolken und Gottheit des Himmels.

Kein Bild, spottet Tacitus, in der Juden Tempel, eine seltsame Religion ohne sinnliche Darstellung! Und das war grade der Kernpunkt, das Bewußtsein von dem Allumfassenden: Die Fülle der ganzen Erde ist seine Herrlichkeit. Mit dieser Einheit, dem Begriffe des Allumfassenden, ist natürlich auch verbunden die Allmacht: Sollte etwas Gott unmöglich sein? Ist die Hand Gottes kurz geworden? Nicht minder erfüllt der Begriff der Allweisheit alle Blätter des Judenthums, die Weisheit, die Alles durchdringt und durchforscht, die Augen Gottes, die in Alles hineinschauen, nicht blos nach dem Aeußeren, sondern in das Herz, in die innersten Tiefen der Menschen. Kein Mensch vermag die wahre Weisheit, die so hoch erhaben, ganz zu erfassen, sie ist allein bei Gott zu finden. So lehrt Hiob im schönen Vergleiche mit dem Bergbau:

> Es hat das Silber seinen Fundort, dem Golde ist die Läuterungsstätte, Eisen wird aus dem Staube genommen, der Stein als Erz gegossen. So macht der Mensch der Finsterniß ein Ende, durchwühlet bis zum Grunde hin, bis zu des dichten Dunkels Gestein. Der Strom bricht hervor vor ihm, der dort umherirrt, vergessen von wanderndem Fuße, entrückt der menschlichen Berührung. Dieselbe Erde, aus der das Brod hervorkommt, ist unten unterwühlt wie von Feuersgluth. Dort ist des Sapphirs Stätte, der Ort der Edelsteine; da birgt sie Goldstaub Den Pfad kennt nicht Raubvogel, ihn schaut das Auge nicht des Geiers... Doch bricht der Mensch durch Felsen Ströme, sein Auge schauet alle Herrlichkeit... Doch die Weisheit, woher wird sie gefunden? wo ist die Stätte der Vernunft? Nicht kennt der Mensch den Werth derselben, sie wird im Land des Lebens nicht gefunden. Der Abgrund spricht: ist nicht in mir, das Meer: auch nicht bei mir... Vernichtung, Tod, sie sagen: wir haben ihr Gerücht vernommen. Gott allein erkennet ihren Weg, er weiß von ihrer Stätte!

Eine großartige Darstellung der Weisheit, wie sie verdeckt ist vor den Augen der Menschen, allein von Gott durchschaut!

Alles aber überragt das Bewußtsein von der Heiligkeit Gottes, von der Reinheit, die nicht schauen kann das Böse, der das Unrecht unerträglich ist. „Rein an Augen, so daß er das Böse nicht sehen kann, nicht blicken mag auf Unrecht.“

Gott ist rein, heilig, er allein und kein anderes Wesen neben ihm. Er ist in seiner Heiligkeit allgütig, barmherzig, gnädig: „Gott, allmächtig, gnädig und barmherzig, langmüthig, groß an Gnade und Treue“, das ist der Grundton, der alle Lehren und Ueberzeugungen des Judenthums durchzieht, er der Liebende, der allerdings auch straft, der aber, wie er überhaupt seiner Werke sich erfreut, ihnen mit Liebe sich hingiebt, so auch den Reuigen liebt und ihm die Hand reicht, damit er vom Bösen zurückkehre.

Die Schuld ist nicht Verhängniß, das unauslöschlich sich an den Menschen kettet: „Verlange ich denn den Tod des Sünders, vielmehr daß er von seinen Wegen umkehre und lebe“, zu dem wahrhaften und reinen, höheren Leben gelangt. Die Gewißheit von seiner Gerechtigkeit, von seiner Allliebe zu den Menschen ist eine so unerschütterliche innerhalb des Judenthums, daß auch die trübsten Erfahrungen diese Ueberzeugung nicht wankend machen konnten; es klagen die Sänger und Propheten über Leid und Prüfung, auch sie stellen die Räthsel hin in der Menschheit, auch sie begreifen nicht, wie so Mancher gegen sein Verhalten ein gutes oder schlimmes Geschick auf Erden habe, sie bekennen, daß sie die vollkommene Erklärung davon nicht finden können. Doch sind sie weit entfernt deshalb einen Zweifel auszudrücken an der Gerechtigkeit Gottes, die Ueberzeugung bleibt unerschüttert, daß dennoch auf die vollste Gerechtigkeit das Verfahren gegründet ist.

Das Verhältniß der Menschen zu Gott und untereinander strebt nun gleichfalls nach diesem Ideal. Der Mensch ist ein endliches, begrenztes, bedingtes Wesen: das wird im Judenthum auch oft wiederholt, die Klage darüber ist aber keineswegs so vorherrschend wie im Griechenthume. Es wird hingenommen mit ruhiger Ergebung, zugleich aber mit dem Bewußtsein von der Höhe des Menschen, und dieses Bewußtsein bricht überall wie mit einem Jubel hervor. Von vorn herein heißt es: „Wir wollen den Menschen

machen nach unserm Ebenbilde, nach unserer Gestalt", eine Ebenbildlichkeit Gottes, die bald als in geistigem Sinne gemeint erklärt wird: Er hauchte ihm einen Odem des Lebens ein. Mit dieser Ebenbildlichkeit wird der Mensch alsbald in seiner Größe dargestellt: „Du hast den Menschen, der so unbedeutend und so gering ist, spricht der Psalmist, so herrlich ausgestattet, mit Ehre und Glanz geschmückt, ihn zum Herrscher eingesetzt über Deiner Hände Werk!" Ueberall tritt der Mensch uns entgegen in dieser seiner Erhabenheit, die ihm eben den Schwung verleiht, daß er auch zu größerer Erhabenheit sich entfalte, nach ihr strebe. Denn der Mensch hat diese Fähigkeit der Entwickelung zum Höhern hin:

> Ja, ein Geist ist in dem Menschen, und der Hauch des Allmächtigen giebt ihm Einsicht.

Die Vernunft, als ein Strahl aus der göttlichen Vernunft, adelt den Menschen, erweckt in ihm das Sehnen, zu der Allvernunft mehr und mehr sich zu erheben. Das Wesentlichste ist aber wiederum in ihm das Bewußtsein der sittlichen Kraft, die dem Menschen innewohnt und seinen wahrhaften Adel begründet, seiner sittlichen Kraft, die, grade weil sie das Streben nach voller Reinheit weckt, ihn auch umsomehr wieder die Endlichkeit auch in dieser Beziehung, die Schranken im sittlichen Leben empfinden läßt. Er fühlt, daß die Sinnlichkeit von Jugend auf ihn begleitet, daß sie zu seinem Grundwesen gehört, so daß ein Kampf erzeugt wird zwischen dem Sinnlichen und den geistigen Idealen: „der Trieb des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf" Das drückt die Mangelhaftigkeit aus, die auch im sittlichen Leben sich kundgiebt, eine Begehrlichkeit, deren Anreizungen zu widerstehen wir doch die Kraft haben. Vor Alters wurde die Frage aufgeworfen, warum denn die heilige Schrift beginne mit der Erzählung der ersten Zeit und nicht mit den ersten Geboten? Wozu denn das Frühere? Die Antwort lautete: Die Kraft seiner Werke verkündete er seinem Volke, und wenn auch nicht Gebote an der ersten Stelle stehen, so liegen Betrachtungen vor, die gleichfalls ein religiöses Element in sich tragen. Die Frage ist aufgeworfen von einem engen äußerlichen Standpunkte aus, und wenn wir diesen Anfang der Bibel lesen, so finden wir den tiefen Sinn in der naiven und volksthümlichen Darstellung, die uns heute nicht nur noch anzieht, sondern auch Stoff zum Nach-

denken giebt. Nicht nur, daß die Schöpfung dargestellt ist in ihrer wohlgefügten Ordnung, so tritt uns denn auch alsbald der Kampf des Menschen in seinem Innern entgegen. Der Mensch noch zuerst in seiner Unschuld, aber dann alsbald im Kampfe mit dem sinnlichen Genusse, der nun einmal zu seinem Wesen gehört; er soll ihn bekämpfen, wenn er nicht der Sünde verfallen will. Die Sinnlichkeit reizt nicht nur den ersten Menschen, sie gehört zum Wesen aller Menschen und ist so freilich die Mutter der Sünde, die nicht unwillkürlich vererbt ist von Vater auf Sohn, sondern die von einem Jeden selbst erzeugt wird. Aber sie wird auch von der Selbstsucht, von der engen Abschließung des Menschen gegen seinen Mitmenschen erzeugt, sie ist die Frucht des Neides, äußert sich als Zwietracht; Kain erfüllt Mißgunst gegen seinen Bruder. Da tritt das große Wort uns entgegen:

An der Thüre lauert die Sünde, nach Dir ist ihr Begehr;
Du aber kannst sie beherrschen.

Ja, am Eingang in die Außenwelt, in der Verbindung mit ihr lauert die Sünde; Du aber bist doch ein Mensch, mit der hohen Willenskraft ausgerüstet, der der Sünde nicht unterliegen muß, dem die Sünde nicht eine äußerlich entgegenstehende unbezwingliche Macht ist, sondern ein inneres Regen, das durch die höhere Kraft niedergehalten werden kann. Die Lehre von dem Streben nach Selbstveredlung, von dem Kampfe, aus dem er als Sieger hervorgehen kann und soll, tritt uns überall entgegen. In diesem sittlichen Bewußtsein, das verbunden ist mit dem Gefühle seiner Beschränktheit auch in diesem Punkte, legt er sich an die ewige Reinheit und lehnt sich an sie in liebender Hingebung. Die Liebe zu Gott ist ein Begriff, den das Heidenthum nicht kannte, den das Judenthum wiederholt mit einer hohen Einfachheit hinstellt, als verstünde es sich ganz von selbst: Du sollst lieben Gott Deinen Herrrn mit ganzem Herzen, ganzer Seele, aller Kraft.

Und geht zu Grunde auch mein Fleisch und mein Herz,
Fels meines Herzens, Antheil mir bleibt Gott doch immer.

Die Nähe Gottes ist mir das höchste Gut.

Was ist mir im Himmel? Neben Dir begehr' ich Nichts auf Erden.

Das sind Ausdrücke, wie sie aus der Fülle nur hervorgegriffen

zu werden brauchen. Die volle Hingebung, die Innigkeit, mit der der sittliche Mensch der höchsten sittlichen Reinheit, der Heiligkeit Gottes sich anschließt, die Aeußerung einer solchen tiefen Beziehung zu dem höchsten Wesen ordnet auch das Verhältniß der Menschen untereinander, erzeugt den gegenseitigen Anschluß der Menschen in Liebe: „Du sollst lieben Deinen Nächsten wie Dich selbst" ist gleichfalls eine Mahnung, die als eine sich von selbst verstehende gar nicht mit besonderem Nachdrucke betont wird, sie hat den Nachdruck in sich, weil sie durch das ganze Gesetz hindurchgeht, das von Liebe durchdrungen ist in allen seinen Aeußerungen. Ich weise blos auf eine edle sittliche Blüthe hin, wie sie in den Gesetzbüchern vielleicht als einzig aufgefunden wird:

Du sollst den Armen nicht bevorzugen in seinem Streite.

Daß der Reiche und Angesehene nicht bevorzugt werde, wird wohl auch eingeschärft und eine solche Ermahnung erscheint uns natürlich gegenüber der Verlockung, dem Reichen wegen der Vortheile, die seine Gunst bieten kann, zu willfahren, vor dem Angesehenen wegen seiner Macht, das Recht zu beugen. Das Judenthum jedoch setzt auch das Mitleid, die Theilnahme am Mißgeschicke als einen so tiefen Grundzug voraus, daß es die Befürchtung hegt, man könne in dem Streite des Armen zu dessen Gunsten das Recht beugen, ihm die Hand reichen, trotz seines Unrechtes, gerade weil er gedrückt ist. Thue auch dies nicht! Freilich ist Mitleid und Erbarmen ein Gefühl, dem Du folgen sollst, aber auch diese edle Empfindung muß vor der Gerechtigkeit schweigen. In diesem Schriftworte liegt eine Höhe der Auffassung, eine Erhabenheit sittlicher Anschauung, die uns wahrhaft Ehrfurcht einflößt.

Diese Religion hat nun auch den innersten Trieb als Religion der Menschheit Allen ihre Segnungen entgegenzubringen. Das ist ein Jubel, der aus allen Propheten und Sängern hervorbricht in dem Gedanken, daß über alle Welt die Anerkennung Gottes sich ausbreiten wird; nicht die beengte Volksthümlichkeit, die ganze Menschheit soll es sein, weil Gott der einzige Vater aller Menschen ist, weil die Liebe allen Menschen sich zuwendet und allen ihre Weihe und tiefere Erquickung entgegenbringen soll:

Ja einst wird Gott König sein der ganzen Erde, an jenem Tage ist er nur Einer und sein Name nur einer.

Sie werden ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Lanzen zu Rebemessern abstumpfen, nicht wird ein Volk gegen das andere das Schwert erheben und nicht werden sie die Kriegskunst erlernen. Und ferner:

Es wird einst die Zeit kommen, wo die ganze Natur sich umgestaltet, wo die wilden Thiere ihre Grausamkeit ablegen werden, der Säugling spielt an der Höhle der Otter, das entwöhnte Kind sein Händchen ausstreckt am Aufenthaltsorte des Basilisken, sie werden nicht Uebels thun, nicht verwüsten auf meinem heiligen Berge, denn voll wird sein die Erde der Erkenntniß Gottes, wie das Wasser den Meeresgrund bedeckt.

Ja ein Licht der Völker soll die Religion sein Allen: Mein Haus soll ein Haus des Gebetes genannt werden für alle Völker. Wenn Salomo den Tempel einweiht, so spricht er das Gebet aus auch für den Fremden, der herankommt, auf daß Du, o Gott, ihn hörest im Himmel und ihm seine Wünsche erfüllest. Das ist ein großartiger Blick über sich hinaus, über die eigene Schranke hinweg, ein Streben, das kundgiebt, daß die Idee im Judenthume mächtiger ist, als das Gefäß, in dem sie zuerst eingehüllt ist; es ist, als töne überall hindurch das Wort der alten Lehrer: Zerbrich das Gefäß und wahre den köstlichen Inhalt, ihn, der nicht umschlossen werden kann durch das sinnliche, äußere Gefäß.

In solcher Weise tritt das Judenthum uns entgegen, und in seiner Einfachheit und Ursprünglichkeit bekundet sich seine unerschöpfliche Herrlichkeit. Schon aus den gegebenen kurzen Umrissen ergiebt sich, wie ganz anders gestaltet diese Religion in die Welt getreten ist, wie einzig in ihrer Art zu der alten Zeit. Noch dazu unter einem Volke, das die Denkthätigkeit nicht in geschlossener, geordneter Weise entfaltete, nicht hervorragt durch Werke sonstiger Wissenschaft und Kunst, aber wie durch innere Kraft getrieben diese Anschauungen aus sich geboren. Wie kommt dieses kleine Volk, das umschlossen von so vielen mächtigeren Völkern, dem der Blick für die großen Weltbegebenheiten nicht so erschlossen sein konnte, das um sein nacktes Dasein viele Kämpfe zu führen hatte, auf ein mäßiges Gebiet beschränkt war und alle Kräfte aufbieten mußte, um sich gegen die mächtigen Feinde zu vertheidigen, wie kommt dieses Volk zu dieser Erhabenheit der Anschauungen? Ein Räthsel in der Welgeschichte! Wer giebt uns die vollständige Lösung?

3.

Die Offenbarung.

Es giebt Thatsachen von so überwältigender Macht, daß auch das widerstrebendste Urtheil sich unter sie beugen muß. Eine solche Thatsache ist das Auftreten des Judenthums inmitten einer wüsten Umgebung, wie eine kräftige Wurzel aus dürrem Boden. In dem Vergleiche, welchen wir mit einzelnen Zügen zu zeichnen gesucht zwischen jenen Ueberzeugungen, Ahnungen, Behauptungen, welche überhaupt im Alterthume herrschend waren, und denen, welche das Judenthum uns entgegenführt, selbst in diesem kargen Schattenrisse dringt sich es dem unbefangenen Blicke auf, daß wir es hier mit einer ursprünglichen Kraft zu thun haben, die für alle Zeiten ihre Bedeutung erhält, als eine schöpferische Macht sich erwiesen hat. Lassen Sie uns noch einige Augenblicke bei den bevorzugten Trägern, den Organen dieser Religionsidee, verweilen, bei den Propheten. Es treten uns hier Persönlichkeiten entgegen von einer stillen Größe, einer einfachen Erhabenheit, einer Gluth und zugleich Besonnenheit, einer Kühnheit und zugleich demüthigen Unterwerfung, die uns imponirt, die uns das Wehen eines höheren Geistes in ihnen erkennen läßt. Schon die alten Lehrer sagen: Nicht zwei Propheten sprechen das prophetische Wort mit demselben Gepräge, ein Jeder ein ganzer, vollständig in sich abgerundeter Mensch, eine geschlossene, eigenthümliche Persönlichkeit, und dennoch alle von einem allgemeinen Charakter, von einer großen Idee getragen. Jesajas, kühn, edel, mit strengem Ernste, und dennoch so lieblich sich anschmiegend an die frohesten und glänzendsten Hoffnungen voll der freudigsten Zu-

versicht, daher überspringend aus trüben Verkündigungen, scharfen Strafandrohungen in die Darstellung einer leuchtenden Zukunft; Jeremias weich, trübe hineinschauend in die verworrensten, verzweifeltsten Verhältnisse, daher auch wohl klagend, seine Zeitgenossen oft mit bitterer Strenge tadelnd und dennoch nimmermehr verzagend, dennoch voll freudigen Bewußtseins, es muß die Idee, die er verkündigt, durchdringen, und wenn auch nicht jetzt, so doch in Zukunft; Ezechiel, wie überwältigt von der Idee, die in ihm lebendig ist, wie geblendet von dem Strahl, der ihn umglänzt, ergeht sich in kühnen Bildern, um das, was er geschaut, die Herrlichkeit, die ihn umgeben, nur darstellen zu können, dennoch aber mit dem klarsten und vollsten Bewußtsein, wo es gilt die sittlichen Anordnungen in ihrer Schärfe hervorzuheben, dennoch mit jenem klaren, tiefen Blicke, der in das Innere des Menschen hineinschaut und auf seine Fehler wie auf seine Vorzüge aufmerksam macht. Jesajas dünkt uns, wie die alten Lehrer sinnreich sagen, ein Mann aus der Residenz, der, bekannt mit der Sitte und dem Glanze des Hofes, des göttlichen Haushalts, nur von seiner Erhabenheit im Allgemeinen spricht, selbst auf hoher Stufe, das Hohe in eigene Höhe ziehend; Ezechiel erscheint uns wie ein Mann vom Dorfe, der mit einem Male hingeführt in das glänzende Stadtleben, nun angeregt sich nicht genug thun kann, das Einzelne wie das Ganze in ausmalenden Bildern darzustellen. So sind sie unter sich verschieden, aber doch alle einer großen Idee huldigend, von einem und demselben höheren Geiste getragen.

Sie lieben ihr Vaterland mit tiefer Gluth, ihre Reden, ihre Ermahnungen sind eben an das Volk gerichtet zu den verschiedensten Zeiten, um es aufzurichten, um ihm Kraft und Muth zu verleihen, um das Vaterland und das Volksleben zu stützen und zu heben; sie lieben ihr Vaterland, schildern es gern und freudig als ein Land, das von Milch und Honig fließt, in dem man nicht in Dürftigkeit sein Brot essen müsse, dessen Steine Eisen seien, aus dessen Gebirgen Du das Erz hauest; sie schildern es freudig als ein Land, das von Gott gar mannigfach ausgestattet ist; aber das Wesentlichste bleibt ihnen immer:

> Denn von Zion geht die Lehre aus und das Wort Gottes von Jerusalem. — Jerusalem, Berge rings um es her, Gott aber rings um sein Volk!

Und mit einer Naivetät und Innigkeit wird uns das Verhältniß zwischen diesem Lande und Egypten dargestellt:

> Das Land, wohin ihr gehet, um es einzunehmen, ist nicht, so heißt es, wie das egyptische Land, aus dem ihr ausgezogen seid; da habt ihr die Saat gesäet und den Boden dann bewässert mit eigener Thätigkeit, wie einen Gemüsegarten. Das Land aber, in das ihr nun einzieht, das ist ein Land von Bergen und Thälern, das trinkt Wasser vom Regen des Himmels; das erforscht Gott immerdar, seine Augen sind immer auf es gerichtet vom Anfange bis zum Ende des Jahres.

Egypten ist allerdings ein Garten Gottes, so erscheint es den Israeliten, ein Land, das durch die jährliche Ueberschwemmung des Nil, durch die Canalisirung überall hin seine Wasser trägt, das mit sicherer Thätigkeit angebaut werden kann und seine Fruchtbarkeit Jahr für Jahr mit seltenen Ausnahmen entfaltet, seine reichen Schätze in großer Ergiebigkeit darbietet. Allein darum steht doch Palästina höher: Ein Land von Bergen und Thälern, es bedarf des Regens, es ist abhängig von den Naturerscheinungen, so daß Gottes Auge immer darauf ruhen muß vom Anfang bis zum Ende des Jahres; das ist der Ruhm, die Herrlichkeit des Landes.

Sie rühmen dieses Land als ein ganz besonders bevorzugtes und begabtes, und dennoch auch dann, wenn es dahinschwindet, wenn es ihnen entrissen worden, ist ihre Kraft nicht gebrochen, sie wurzeln dennoch nicht am Boden, die Liebe zum irdischen Vaterlande beruht in der Liebe zu einem höheren, aus dem ein Strahl sich niedersenkt zu dem niederen Vaterlande. Nachdem der Dichter geklagt, daß die Stadt zerstört, daß die Bewohner in die Verbannung geschickt worden, nachdem er seine Klagen reichlich hat ausgeschüttet, spricht er es dann aus: Doch Du, o Gott, dauerst ewig, Dein Thron für Geschlecht und Geschlecht. Ein Gedanke, der durch die Jahrtausende hindurchgeht, wenn auch das Volksleben geschwunden ist. Ist es ein Wunder, daß eine solch frohe Zuversicht auch auf die spätere Zeit mächtig eingewirkt hat? Dies Wort hören Sie wieder lange Jahrhunderte nachher. Wiederum war ein zweites Mal das Staatsleben zerbrochen, alle Hoffnung geknickt, das letzte Aufflackern, das unter Benkosiba stattfand, war ausgelöscht, und der Druck der Römer lastete schwer auf dem jüdischen Volke. Da

war einst Akiba mit seinen Freunden in Jerusalem, sie sahen einen Schakal herauskommen aus der Stätte, wo ehedem das Allerheiligste stand. Die Genossen Akiba's weinten, zerrissen die Kleider; Akiba blieb in stiller, fast fröhlicher Stimmung. „Wie?" sagten die Freunde zu ihm, „seit wann bist Du denn so theilnahmlos an dem Geschick unseres Volkes? Siehst Du denn nicht zum zweiten Male das Wort erfüllt: Ja, darüber weinen wir, über den Berg Zion, der verwüstet, Schakale wandern darin umher." „Nun, meine Freunde," erwiderte Akiba, „ja, das Wort hat sich nochmals bewahrheitet, das andere Wort bewährt sich auch: Du, o Gott, dauerst ewig, Dein Thron für Geschlecht und Geschlecht! Ich lebe in stiller, ruhiger Zuversicht."

Daß die Propheten ihre eigene Persönlichkeit aufgaben, wenn es galt dem großen Ganzen sich hinzugeben, daß sie in Selbstlosigkeit wirkten, nicht denkend an Anerkennung, an Ruhm und die Verkündung des eigenen Preises, ein jedes Wort von ihnen giebt ein Zeugniß dafür. Es ist, als schallte es durch alle Propheten, das Wort, das von einem unter ihnen ausgesprochen wird:

> Meinen Rücken gab ich den Schlägern, meine Wangen denen, die sie rauften, mein Antlitz barg ich nicht vor Schmach und Anspucken. Doch steht Gott, der Herr, mir bei, darum mache ich mein Antlitz zum Kiesel; ich weiß, ich werde nicht zu Schanden werden.

Und wenn auch von verschiedenen Seiten ihnen zugerufen wurde: Laßt uns mit der Erhebung, verkündet uns von Wein und berauschenden Getränken; wenn das Wort ihnen auch entgegenschallte: Thöricht ist der Prophet, es ras't der Mann des Geistes, sie beugten sich nicht, sie entweihten nicht die Lippe, sie verschlossen nicht den Mund; Gott, der Herr, spricht: wer sollte nicht das prophetische Wort verkünden? Es war eine höhere Kraft, die sie anregte, die sie nicht schweigen, nicht das Wort vertrocknen ließ, es war eine sittliche, geistige Erhebung, die sie auf eine Höhe hinstellte, zu der wir auch in späterer Zeit immer noch emporschauen müssen.

So ist das Judenthum eine großartige Erscheinung des Alterthums, so sind die Träger und Organe desselben Männer von einer Würde und Geistesgröße, daß wir unsere Bewunderung ihnen zollen

müssen. Sie traten auf ohne Ermunterung, ohne Vorbild, im Gegentheile in einer Umgebung, die davon abschreckte, unter Völkern, die dem Götzendienste verfallen waren, unter Priestern und Verkündern anderer Völker, die der Sinnlichkeit huldigten, die menschliche Natur entwürdigten. Woher nun diese Kraft, die als ein so Urplötzliches auftritt? Wir gelangen hier an den tiefen Grund der menschlichen Seele, über den hinaus wir nicht können, an eine Urkraft, die schöpferisch aus sich selbst wirkt, ohne daß sie von einem äußeren Antriebe getragen würde.

Wir unterscheiden im Allgemeinen bei dem Menschen ein doppeltes geistiges Wirken, eine zwiefache bevorzugende Begabung: wir unterscheiden das Talent und das Genie, die einander zwar vielfach berühren, zwischen denen die Grenzlinie nicht so scharf gezogen werden kann, und die dennoch in ihrer ganz entschiedenen Besonderheit bleiben, die sich nicht blos gradweise von einander trennen, sondern auch in ihrer ganzen Art, in ihrer tieferen Wurzel. Das Talent ist die Begabung, leicht und rasch aufzunehmen, in sich zu verarbeiten, mit Geschick und Gewandtheit es wiederzugeben; es lehnt sich jedoch an das, was bereits vorhanden ist, an die Leistungen, die vorliegen, an die Schätze, die bereits erworben sind, es schafft nichts Neues. Anders das Genie. Es lehnt sich nicht an, es schafft, es entdeckt Wahrheiten, die bis dahin noch verborgen waren, es enthüllt Gesetze, die bis dahin noch nicht bekannt waren; es ist, als wenn sich ihm die Kräfte, welche in der Natur tief unten arbeiten, in ihrem Zusammenhange, nach ihrem gesetzmäßigen Ineinanderwirken in höherer Klarheit enthüllten, als wenn sie greifbar vor es hinträten, als wenn die geistigen Bewegungen in dem Einzelnen wie in der Gesammtheit der Menschen ihren Schleier vor ihm hinwegzögen, damit es hineinzuschauen vermöge in den tiefsten Urgrund der Seele und dort die Triebfedern und Beweggründe sich loszulösen verstände. Das Talent kann geübt, durch mühsamen Fleiß erworben werden; das Genie ist eine freie Gabe, ein Gnadengeschenk, ein Mal der Weihe, das eingeprägt ist dem Menschen, das nimmermehr erworben werden kann, wenn es nicht in dem Menschen vorhanden ist. Das Talent kann daher Hindernissen und Schwierigkeiten unterliegen, wenn sie übermächtig gegen es auftreten, es kann nicht gedeihen unter ungünstigen Umständen; das Genie dagegen

tritt mit siegreicher Macht gegen die härtesten Widerwärtigkeiten auf, es bricht sich Bahn, es muß seine Kraft entfalten, denn es ist ein lebendiger Drang, eine Macht, die stärker ist als der Träger, eine Berührung mit der in der Natur zerstreuten Kraft, die gesammelt sich auf ihn niederläßt mit dem Allgeiste, der in höherer Erleuchtung sich ihm kundgiebt. Das Talent verbreitet das aufgespeicherte Wissen, vervollkommnet es auch hier und da, macht es zum Gemeingute; das Genie bereichert die Menschheit mit neuen Wahrheiten und Erkenntnissen, es giebt den Anstoß zu allem Großen, was in der Welt geschieht, sich ereignet hat und ereignet.

Wenn Columbus eine neue Welt uns endeckt hat, so war er nicht vor Anderen besonders dazu vorbereitet, nicht befähigt durch größere geographische Kenntnisse, durch reichere Erfahrung, die er auf seinen Fahrten gemacht; sie konnten ihn auch nicht berechtigen zu dem Schlusse, daß ein neuer Continent vorhanden sein müsse. Es war ein genialer Blick, der ihm gewissermaßen die Oberfläche der Erde erschloß, es war ihm vergönnt hineinzuschauen in das Wesen der Erde und zu ahnen, es müsse hier eine solche Welt noch vorhanden sein, und so gestaltete sich in ihm, was als Wissen unvollkommen war, dennoch zur tiefen lebendigen Ueberzeugung, deren Wahrheit nachzuweisen er Alles aufbot. Copernicus war nicht etwa der größte Astronom seiner Zeit, es mögen Andere genauere Berechnungen angestellt und weit über ihm gestanden haben, aber es war, wie wenn vor seinem Blicke das ganze Getriebe der Kräfte, die einander ziehen und drängen, die ganze Bewegung der Welt sich offenbarte, wie wenn der Schleier, welchen trübe Traditionen verdichtet, vor ihm hinweggezogen worden wäre, er mit kühnem Blicke in den Gang des Universums hineingeschaut und, was er entdeckt, festgehalten hätte als eine rasch aufgefaßte Wahrheit, die er nachher zu begründen versuchte — nicht genügend, da sie viel fester, genauer erklärt, begründet werden mußte, als er es vermochte, und doch mit tiefster Erkenntniß. Newton soll, unter einem Apfelbaume sitzend, durch den Fall eines Apfels darauf gekommen sein, das Gesetz der Gravitation aufzustellen. Einen Apfelfall beobachteten viele vor ihm, aber nicht mit dem Auge des Genies. Dieses sieht eben in der einzelnen Erscheinung das große, umfassende Gesetz, das diese Erscheinung als eine einzelne aus sich entstehen läßt,

es schaut durch diese Aeußerlichkeit in das innere Weben, aus dem Alles hervorgeht. Und so ließen sich die Beispiele aus einem jeden Gebiete häufen. Den Geschichtsforscher, dem die Weihe aufgeprägt ist, macht nicht die Gründlichkeit, die Sorgsamkeit der Forschung, das reiche Wissen aller Einzelheiten aus, er muß vielleicht sehr oft eine Masse Stoffes, die ihn belästigt, von sich abweisen, um nicht verwirrt, von den Einzelheiten erdrückt zu werden. Was ihm seine besondere Bevorzugung giebt, das ist, daß sein Blick mehr geschärft ist, um hineinzuschauen in den Charakter der Zeit, daß das ganze Räderwerk der Ideen, welche die Zeit tief innerlich bewegen, vor ihm sich aufrollt. Es ist, als stände die Zeit in ihrer Einheit, aufgedeckt in ihren tiefsten Gründen, vor seinem geistigen Auge, als habe er die bewegenden Persönlichkeiten in ihren geheimsten Absichten belauscht. So erhält das auch schon Bekannte erst seine richtige Stelle, weil der Zusammenhang der Dinge und der Persönlichkeiten erst vollkommen klar geworden. Sie nennen dies vielleicht Scharfsinn, glückliche Combinationsgabe. Wenn der scharfsinnige Denker nicht irre geht, wenn die Combination die rechten Glieder zu verbinden weiß, da ist es Genialität. Und was ist es, was den Dichter befähigt so tief in die Seele hineinzuschauen, daß er den Charakter, die Begierden, die Leidenschaften mit der vollsten Klarheit erkennt, als wären die Kammern des Herzens ihm vollkommen eröffnet? Was befähigt ihn alle Verschlingungen und Verkettungen in den verschiedensten Beziehungen und Verhältnissen, wie sie auch sich verwickeln und dem gewöhnlichen Blicke sich verstecken, den Charakter in seiner Ganzheit zu erfassen und darzustellen? Ist es die reichere Erfahrung, die ihm zu Theil wird? Ist es, daß er selbst etwa Alles erlebt? Sicherlich nicht! Es ist der Blick, der sicherer und geschärfter aus der einzelnen Erscheinung das ganze Leben der menschlichen Seele in sich aufnimmt und es wiederzugeben weiß. Ja, nur die Genialität befähigt den Einzelnen, daß er mächtig eingreift in die Bewegungen des Geistes und sie Jahrhunderte hinaus fördert, und wie den Einzelnen, so auch ganze Völker.

Die Griechen rühmten sich, Autochthonen, aus und auf dem eigenen Boden geboren zu sein. Ob dieser Anspruch ein berechtigter ist, mag dahingestellt bleiben; aber ein anderer Anspruch, der vielleicht der tiefere Sinn davon ist, wird sicherlich zugegeben werden, nämlich

das Autochthonenthum des Geistes, die Ursprünglichkeit ihrer besonderen Volksanlage. Die Griechen hatten nicht Vorbild und Lehrer in Kunst und Wissenschaft, sie waren sich selbst Lehrer und Meister, sie traten alsbald mit einer Vollendung auf, die sie zu Lehrern der Menschheit fast für alle Zeiten macht. Es ist, als wenn dem Volke eingeboren wäre der höhere lebendige Sinn für das Schöne, Harmonische, Wohlgefügte und lieblich Gestaltete, es ist eine Volksgenialität, die es befähigte, daß aus ihm Meister in jeglicher Kunst und Wissenschaft hervortraten. Darum lauschten auch die späteren Jahrhunderte gerne den Worten dieses Volkes, eilten dahin, wo sie die Werke der bildenden Kunst erschauen konnten, sich gewissermaßen wieder jung badeten in dem geistigen Quelle, der von ihm ausgeht und durch die Jahrhunderte hinrauscht. Hat nicht das jüdische Volk gleichfalls eine solche Genialität, eine religiöse Genialität? Ist es nicht gleichfalls eine ursprüngliche Kraft, die ihm die Augen erleuchtete, daß sie tiefer hineinschauten in das höhere Geistesleben, die enge Beziehung zwischen dem Menschengeiste und dem Allgeiste lebendiger erkannten, inniger empfanden, die höhere Anforderung des menschlichen Lebens, die tiefere Natur des Sittlichen im Menschen mit einer größeren Kraft und Klarheit erschauten und als Erkenntniß aus sich heraus gebaren? Ist es also, so ist dies die innigere Berührung des Einzelgeistes mit dem Allgeist, das Hineinleuchten der Alles erfüllenden Kraft in die einzelnen Geister, so daß sie ihre endliche Schranke durchbrachen, das ist, scheuen wir doch das Wort nicht, Offenbarung, und zwar wie sie im ganzen Volke sich kundgab. Auch die Griechen waren nicht alle Künstler, nicht alle Phidias oder Praxiteles, aber dennoch war das griechische Volk allein befähigt, daß aus seiner Mitte große Meister erstanden. In ähnlicher Weise war es im Judenthume. Nicht alle Juden waren sicherlich Propheten und das Wort: Wer wollte, es wäre das ganze Volk Propheten, war ein frommer Wunsch; das andere: Ich werde meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, ist eine Verheißung, zur Wirklichkeit war sie nicht geworden. Aber dennoch ist es das Volk der Offenbarung, aus dem dann die bevorzugten Organe derselben hervorgegangen sind; es ist, als wenn die Lichtfunken zerstreut gewesen wären, die dann von den höher Bevorzugten zusammen in eine Flamme gesammelt wurden. Auf dem Dornstrauch erwächst keine

Rebe, aus einem verwahrlosten Volke gehen keine Propheten hervor, wie im Volke Judäa's. Die geschichtlichen Bücher der Bibel sprechen zwar meistens tadelnd über die Sitten, über die Versunkenheit, in der sich Israel befand in der Zeit der Könige, sie wollen uns vorbereiten auf die Verwüstung, die als Strafgericht über die Sündhaftigkeit eingebrochen ist; aber in diesem Volke müssen edle Kräfte in reicher Anzahl vorhanden gewesen sein, es muß die Anlage dagewesen sein, wenn solche bedeutende Männer aus ihm entstehen, aus ihm sich entwickeln konnten. Das Judenthum ist nicht ein bloßer Prediger in der Wüste gewesen, und war es nicht ganz durchgedrungen, so war es doch eine Kraft, die in Vielen zwar schwächer, aber dennoch in dem Maße vorhanden war, daß sie, in den Einzelnen sich concentrirend, solche Geisteshelden zu erzeugen vermochte. Das Judenthum will auch keineswegs ein Werk Einzelner sein, sondern das der Gesammtheit. Es wird nicht gesprochen von dem Gotte Mosis oder von dem Gotte der Propheten, sondern von dem Gotte Abraham's, Isaak's und Jakob's, von dem Gotte des ganzen Stammes, der Urväter, in denen sich gleichfalls diese Anlage, der hineinschauende Blick vorfand; es ist die Offenbarung, die in der Gesammtheit verborgen lebte und in den Einzelnen den vereinigenden Mittelpunkt fand. Es ist eine große Wahrheit, daß selbst der größte Prophet sein Werk unvollendet ließ; er soll nicht dastehen als der Atlas, der die Welt auf seinen Schultern trägt, der ein Werk vollführt ohne Mitwirkung, Anreger und zugleich Vollbringer. Man weiß nicht, wo er begraben ist, und die alten Lehrer sagen: „Es sollte sein Grab nicht als Wallfahrtsstätte dienen, wohin man zieht, um den Einzigen zu verehren, der über das Menschenmaß hinausgehoben würde." Moses wirkte nach seinem großen Maße als einer in der Gesammtheit. Ja, das Judenthum ist entstanden in dem Volke der Offenbarung. Und warum sollten wir das Wort denn nicht gebrauchen dürfen, da wo wir auf den Urgrund stoßen, auf eine Erleuchtung, die von dem höheren Geiste ausgeht, die nicht erklärt werden kann, in ihrem Ursprunge nicht aus einer Entwickelung sich zusammensetzt, wenn sie auch dann weiter entwickelt wird, die schon von vorn herein als ein Ganzes da ist, wie eine jegliche neue Schöpfung, die aus dem Urgeiste hervorgeht. Wir wollen das Wort nicht in dogmatischer Weise beengen und begrenzen; es mag verschieden aufgefaßt werden,

aber in seinem inneren Wesen bleibt es dasselbe, die Berührung der menschlichen Vernunft mit dem tiefen Urgrund aller Dinge. So hoch die alten Lehrer die Offenbarung emporgehoben haben, so haben sie niemals in Abrede gestellt, daß sie mit einer menschlichen Begabung zusammenhängt. Der Gottesgeist ruht nur, so lehrt der Thalmud, auf einem Weisen, auf einem Manne von sittlicher Kraft, der unabhängig ist, weil genügsam durch Besiegung aller Ehrsucht, aller Lust; ein Mensch von innerer Bedeutung, in sich das Göttliche verspürend, er nur ist fähig das Göttliche in sich aufzunehmen, nicht ein bloßes Sprachrohr, durch das hindurchzieht das Wort, welches gesprochen wird, ohne daß er selbst sich dessen bewußt wäre, nein, ein Mensch im wahren Sinne des Wortes, berührend das Göttliche und daher für dasselbe empfänglich. Ein ebenso tiefer Denker wie inniger Dichter im Mittelalter, Jehuda ha-Levi, bezeichnete die Offenbarung mit Bestimmtheit als eine Anlage, die in dem ganzen Volke lebendig war. Israel, sagt er, ist das religiöse Herz der Menschheit, das in seiner Gesammtheit die größere Empfänglichkeit stets bewahrte, und die einzelnen bedeutenderen Männer waren die Herzen dieses Herzens. Maimonides sprach von der blitzartigen Erleuchtung, als welche die Offenbarung zu betrachten sei; dem Einen sei die Erleuchtung blos für eine kurze Zeit vergönnt, dem Andern wiederhole sie sich, und wiederum bei Moses sei sie eine andauernde gewesen, eine Erleuchtung, die die Dunkelheiten erhellt, den Menschen in die Verborgenheiten einen Blick thun läßt, der ihm enthüllt, was Anderen verdeckt geblieben. Das Judenthum ist eine solche Religion der Offenbarung, die aus solchen göttlichen Blicken erstanden und das Geschaute zu einem Ganzen verbunden hat; es ist eine Religion der Wahrheit, weil der Blick in das Wesen der Dinge ein untrüglicher ist, das Unveränderliche und Ewige schaut: Das ist sein ewiger Inhalt.

4.

Nationalität. Sclaverei. Stellung der Frauen.

Eine jede Neugeburt tritt mit Schmerz in das Dasein, einen jeden neuen Gedanken, der schöpferisch, weltumgestaltend in die geistige Welt eintritt, erwartet ein schwerer und hartnäckiger Kampf mit all jenen geistigen Mächten, die auf ihr Gewohnheitsrecht trotzen und die es wohl fühlen, daß ihnen durch eine mächtigere Kraft der Untergang droht; sie treten gegen ihn auf mit der ganzen Plumpheit und Derbheit des trägen Besitzes, mit der ganzen heftigen Anmaßung geistiger Hohlheit, die sich so leicht zu herber Schärfe aufstachelt. Die Idee, die ein neues geistiges Leben zu schaffen bemüht ist, will allerdings mit geistigen Waffen kämpfen, sie trägt in sich die Bürgschaft eines sicheren Sieges, es ist ein Unvergängliches in ihr, das allen Schwierigkeiten gewachsen ist, allen gefährlichen Hindernissen Trotz zu bieten vermag; aber wenn sie auch leicht beschwingt in die geistige Welt eintritt, wird sie dennoch durch den fortwährenden Kampf genöthigt, auch gröbere, stoffliche Wehr und Rüstung anzulegen, um nicht von vorn herein erdrückt zu werden. Der junge David tritt einen ruhmreichen Kampf an, er vollführt ihn auch siegend, da will ihm Saul, der von seinem kühnen Unterfangen hört, Helm, Harnisch und Panzer umlegen; David versucht es, aber er wehrt es dann wieder ab und spricht: Ich bin nicht gewohnt darin zu gehen. Er geht den Kampf ein gegen Goliath, bewaffnet mit seiner Hirtentasche und Feldsteinen, — und er siegt. Es ist die Zuversicht des kühnen Jünglings, der den Zwang scheut und den freien Leib nicht in Fesseln schlagen will; es ist die Sieges-

gewißheit, die in dem Hirtenknaben sich ausprägt, dessen Sinn erwachsen ist und erstarkt in der freien Natur. Aber glauben Sie, daß David, als er dann in den Ernst des Lebens eingeht, es gleichfalls abgelehnt hat, Panzer und Helm zu tragen? Wie er tiefer in den Kampf des Lebens eintritt, da muß er auch den Brauch des Lebens annehmen, wenn er auch des kühnen, jugendlichen Geistes voll ist. Und so geht es auch der Idee, wenn sie lebendig werden soll, daß sie, trotz des geistigen Lebens, das sie in sich fühlt, auch die Waffen führen und in den blutigen Kampf eingehen muß, der ihr von allen Seiten entgegensteht.

Der Offenbarungslehre des Judenthums ist der Kampf nicht erspart worden. Im Kampfe erstarkt der einzelne Mensch, er bedarf eines solchen, er wird jedoch von ihm hie und da bestäubt werden. Auch das Judenthum bedurfte eines solchen Kampfes der Welt gegenüber, und so hat sich auch mancher Erdenstaub dadurch ihm angesetzt. Einer ganzen Welt, die in andern Anschauungen befangen war, trat ein kleines Nomadenvölkchen entgegen, das eben erst aus einem großen, dem Götzendienste huldigenden Reiche kam. Es mußte eng zusammenhalten, wenn es nicht der Wucht der Außenwelt unterliegen sollte. Es wollte mit dem Gottesgeiste, der in ihm lebendig angefacht war, einen neuen Glauben verkündigen, ihn aufrecht erhalten und siegreich machen für die ganze Welt. Eine schöne, große, erhabene, aber auch schwere Aufgabe! Eine jede Berührung mit der Außenwelt war ein Fallstrick, ein jedes Wort, das gewechselt wurde mit einem außerhalb Stehenden, eine Verführung; ein jedes freundliche Zusammenkommen, ein jedes Mahl, genossen mit ihm, war eine Entweihung, denn es war den Götzen geweiht. So war eine jede engere Berührung ein Frevel, ein Kampf, der ihnen dargeboten wurde von der Außenwelt. Und konnte es im Innern Israel's fehlen, daß Manche begierig hinschauten nach dem, was Glänzendes sie überall umgab? Allerdings, ein lebendiger Geist war in dem ganzen Volke, nicht blos in den einzelnen bevorzugten Trägern, die ein Rüstzeug waren, um siegreich die neuen Gedanken in dem entsprechenden Ausdrucke zu befestigen und auszuprägen, er war im ganzen Volke, wenn auch in minderem und schwächerem Grade; aber sollten nicht auch sehr viele gewesen sein, die sich von dem sinnlichen Gepränge, von der

Uebermacht, die sie bestach, verführen ließen? Die ganze Geschichte Israel's während der Zeit des ersten Tempels, also während der eigentlichen Gründung des Glaubens, bietet uns eine unzählige Masse von Beispielen des Abfalls, des energischen Kampfes, welchen die wahrhaft Begeisterten, die großen Männer, gegen die Versunkenen führen mußten.

Jemehr nun die Verführung in Israel selbst eintrat, jemehr die Gefahr drohte, daß der Wurm auch den eigenen gesunden Stamm zernagen werde, um so glühender mußte der Eifer der Besseren werden, um diese Gefahr fernzuhalten; sie mußten mit aller Entschiedenheit, mit einem Feuereifer, der nicht blos erwärmte, sondern das Böse verzehrte, gegen alle Verderbniß, gegen das Einfressen des Uebels auftreten. Dürfen wir uns nun bei einem solchen Verhältniß wundern, wenn wir hie und da einen schroffen, harten Ausdruck gegen andere Völker finden, wenn da auch unerbittliche Entschiedenheit gegen sie gepredigt und auch geübt wird? Darf es uns wundern, daß da, wo die Würfel nicht fallen um ein Land, um irgend ein irdisches Gut, sondern wo eine Idee vertheidigt wird, die sie als ihr höchstes Gut ehren, die sie über die Völker erhebt, die bestimmt ist von dem dazu erwählten Volke über die ganze Erde verbreitet zu werden, darf es uns wundern, wenn mächtig das Feuer in ihnen lodert, sie in Gluth versetzt, wenn sie auch mit Gesinnungen auftreten, die nicht immer das reinste Wohlwollen, die freundlichste Anerkennung gegen diejenigen ausdrücken, die als Verführer das Werthvollste ihnen rauben wollen? Man versetzt sich gar nicht in die Zeit und Lage hinein, wenn man mit der weitherzigen Toleranzidee, die dort berechtigt ist, wo besonnene gegenseitige Anerkennung und Prüfung herrscht, eine Zeit mißt, in der einmal zwei Gegensätze sich auf Tod und Leben bekämpfen, wenn man mit vornehmer Weichmüthigkeit ein jedes schroffe Wort beurtheilen will, von feindlicher Nationalität und Nationalstolz spricht, (die übrigens noch jetzt für bedeutend weniger werthvolle Güter auftreten,) während es keineswegs lediglich Volksthümliches gilt, sondern Geistesfreiheit zu erhalten, die Wurzel der Wahrheit zu schützen und alle giftigen Einflüsse unschädlich zu machen. Nein, es darf uns nicht befremden, wenn uns mancher gehässige Ausdruck, manche gehässige Vorschrift entgegentreten; beachtenswerth bleibt vielmehr die Frucht wahrhaft

geistiger Kraft, die dem Volke innewohnte, daß unter jenen Kämpfen dennoch das Bewußtsein, die Menschheit zu umfassen und für sie zu arbeiten, nicht aus Israel geschwunden ist, daß bei diesem feindseligen Bestreben, das gegenseitig herrschen mußte, das Wort immer gilt: daß für die Welt dieser Glaube entstanden sei, daß die ganze Erde von ihm umfaßt werden solle. Es zeugt von dem tiefen geistigen Leben des Judenthums, daß diese Reinheit und Klarheit des Blickes nicht völlig getrübt sind. So erhebt es uns, wenn wir trotz Ausbrüchen der Kampfesbegierde doch wieder jene erquickende geistige Luft einathmen, wie sie von den Worten der Propheten ausströmt: Es spreche nicht der Sohn der Fremde, der sich Gott zugesellt: Mich hält ja doch Gott fern und sondert mich ab von seinem Volke, und nicht spreche der Entmannte (wir haben hier an die Eunuchen des persischen Hofes zu denken): Bin ich ja ein ausgedorrter Stamm. Denn so spricht der Herr zu den Entmannten, die meine Feste hüten, wählen, was ich begehre, und an meinem Bunde festhalten: Ich gebe ihnen in meinem Haus und meinen Mauern Denkmal und Namen, besser als Söhne und Töchter, ewigen Namen, der nicht vergeht. Und die Söhne der Fremde, die Gott sich zugesellen, ihm zu dienen und seinen Namen zu lieben, die Feste hüten, sie nicht entweihen, an meinem Bunde festhalten: Ich bringe sie auf meine heilige Höhe, erfreue sie in meinem Hause des Gebetes, auch ihre Opfer wohlgefällig auf meinem Altar, denn mein Haus wird ein Haus des Gebetes genannt werden allen Völkern. Es genügt mir nicht, heißt es anderswo, daß Du allein mir treuer Diener seist, so mach' ich Dich zum Lichte für die Völker. Auch von ihnen, heißt es dann wiederum, werde ich selbst zu Priestern und Leviten nehmen. Die ganze Menschheit soll von der einen Wahrheit umfaßt werden.

Es ist thöricht, wenn man spricht, das Judenthum lehre einen Nationalgott, einen Gott, der blos dem einzigen Volke angehöre. Solchen Aussprüchen gegenüber, bei der sich so oft wiederholenden Aussicht in die Zukunft, wo Gott wird einer sein und sein Name nur einer, ist eine derartige Behauptung kindisch. Wohl mag hie und da ein Ausdruck erscheinen, als wäre den Götzen einige Bedeutung beigelegt: Größer ist unser Herr als alle Götter, und ähnliche. Aber wie bezeichnet der Prophet diese so oft? Ein Hauch

und ist Nichts nütze an ihnen. Und mit welcher feinen Ironie zeigt er, wie die Götter gemacht werden, wie die Arbeiter hämmern und einer dem andern die Hand reicht, und wie der eine Theil des Stoffes gebraucht wird, um die Speise darauf zu kochen, und der andere, um einen Gott daraus zu verfertigen! Wie kann da von einem Nationalgotte die Rede sein? Ja, von Gott, der zuerst erkannt worden in diesem Volke, allein von ihm erkannt worden, der aber Gott der ganzen Welt ist, dessen Thron der Himmel, dessen Fußschemel die Erde ist. Das ist der Gott der Welt, der Gott, der geistig und räumlich Alles durchdringt und erfüllt, der Gott, der dann anerkannt werden wird von allen Völkern. Wir nehmen hier einen Kampf wahr, bei dem freilich manche Aeußerungen vorkommen müssen, die nicht ganz und vollkommen der geistigen Höhe entsprechen, und doch ringt sich's allmählich zu lichter Klarheit durch. Wir schauen den alten Jakob, wie er, von Nacht umringt, kämpfen muß, und es bestäubt sich ein Mann mit ihm und er hinkt an der Hüfte, er wird verletzt, aber er siegt doch, er siegt menschlich und göttlich und er wird zum Segen des Alls.

Allein das Judenthum sollte nicht blos einen neuen Gottesgedanken in die Welt bringen, es sollte auch alle menschlichen Verhältnisse verklären und veredeln. Die Männer, die es aussprachen in der alten Zeit: Der eigentliche Grund und Nerv der Lehre ist: Was Dir mißfällt, das thue auch Deinem Nächsten nicht, das ist der Grund und die Wurzel der Lehre, das übrige ist die Erklärung: Gehe hin und lerne sie, oder der Spruch: Du sollst lieben Deinen Nächsten wie Dich selbst, das ist der große umfassende Grundsatz der Lehre, oder der andere: Dies ist das Buch der Zeugungen des Menschen, das ist noch ein größerer Grundsatz, Mensch sein und überall den Menschen erkennen und alle Nachkommen gleich und ebenbürtig, — die Hillel, Akiba und Ben Soma, die Solches aussprachen, sie sind die Säulen und Träger des Judenthums und wir müssen ihr Wort wohl beherzigen. Das Judenthum also, sage ich, ist nicht blos in die Welt eingetreten, um einen neuen Gottesbegriff ihr zu schenken, sondern die menschlichen Verhältnisse, die Erkenntniß und Würdigung des Menschen zu verklären. Aber grade bei der Beziehung zwischen Mensch und Mensch wird es desto mehr zutreffen, daß die Idee sich zuerst hie und da beschränken, eingehen muß in die verschiedenen Ver-

hältnisse, wenn sie irgend einen Erfolg haben soll. Auch des einzelnen Menschen Wirksamkeit wird, wenn er durch seine Höhe losgerissen von seinen Genossen steht, nicht eingeht in ihr Treiben, nicht Antheil nimmt an ihrem Streben, sich nicht als eingreifend erweisen, mag er noch so bedeutend sein; die Menschen mögen wohl zu ihm hinanschauen in Ehrerbietung, aber sie werden nicht von ihm beeinflußt. Will der Mensch wirken, so muß er eingehen in die bestehenden Verhältnisse, es muß ein gegenseitiges Anbequemen stattfinden. Bei dem Gottesgedanken freilich, da giebt es keine Vermittelung, keine Nachgiebigkeit, der reine Geist und die Sinnlichkeit lassen sich nicht vermitteln; wo es das Höchste gilt, konnte das Judenthum nicht mit Nachgiebigkeit auftreten, es mußte mit Entschiedenheit der Gegensatz bekämpft werden. Anders bei den Beziehungen unter den Menschen selbst, da darf, da muß der Gedanke allmählich verklärend, lösend wirken, bis dann die harte Rinde zerbröckelt abfällt.

Die Völker des Alterthums glaubten kaum bestehen zu können, ohne daß das Sclavenwesen unter ihnen fest gegründet war als ein unumstößlich Recht. Der freie Bürger sollte nicht Arbeit verrichten, sie war den Sclaven übertragen; der Sclave war ein Eigenthum seines Herrn, eine Waare, ein Ding, das vollständig dem Belieben seines Herrn übergeben war. Das Judenthum tritt mit dem Gedanken auf, daß jeder Mensch berufen sei zur Arbeit: es setzt Gott den ersten Menschen zwar zuerst ins Paradies, in den Garten Eden, aber auch dort, um zu arbeiten und zu hüten. Doch alsbald tritt er in nüchternere Verhältnisse ein und es wird ihm gesagt: Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brod essen. Die Menschheit insgesammt aber ist geschaffen im Ebenbilde Gottes, nicht blos der Stammvater dieses oder jenes Volkes, sondern der Stammvater Aller, der auch die ganze Menschheit aus sich hervorgehen läßt als eine gleich berechtigte. Freilich, daß das Judenthum ganz die Sclaverei breche, sie mit seinem ersten Eintreten in die Weltgeschichte gänzlich vertilge, wäre der Natur und der geschichtlichen Entwickelung der menschlichen Verhältnisse ganz widersprechend gewesen, ein Beginnen, das im Volke selbst und für die Menschheit, welche erzogen und nicht mit einem Male umgeformt werden kann, nicht die beabsichtigten heilsamen Erfolge gehabt hätte. Die Sclaverei wurde also nicht ganz aufgehoben, aber sie bestand eigentlich blos

dem Namen nach ohne den wesentlichen Gehalt; der neue Wein, der, in den alten Schlauch gegossen, diesen schon zerstören mußte. Im Stamme, im Volke selbst kann von eigentlicher Sclaverei nicht die Rede sein, denn der Sclave diente blos sechs Jahre oder ward schon früher frei, wenn das Jubeljahr eintrat; er trat dann in seine bürgerlichen Verhältnisse wieder ein als vollgültig und ebenbürtig. Aber auch die fremden Sclaven, die wohl geduldet wurden, wie wurden sie behandelt? Die kleinste Beschädigung am Körper des Sclaven, das Ausschlagen eines Zahnes wurde nicht etwa als bloßer Nachtheil betrachtet, den der Eigenthümer sich selbst, seiner Waare zufügte, nein der Sclave ging frei aus. Und wurde gar der Sclave erschlagen, so wurde Strafe geübt an dem Herrn; und welch' ein schönes Wort ist es, das die Sclaverei in ihrer Härte ganz und gar aufhebt: Du sollst den Sclaven nicht ausliefern seinem Herrn, wenn er vor ihm bei Dir sich rettet; bei Dir weile er in einer Deiner Städte, welche er sich erwählt. Täusche ihn nicht!

Mit diesen Worten ist eine Frage gelöst worden vor Jahrtausenden, die heutigen Tages sich blutig eingräbt in einen ganzen Welttheil und ihn zerfleischt, und die Bewohner dieses Welttheils sind Bekenner der herrschenden Religion, von denen die Einen den Glauben umfassen, welcher den Anspruch macht, daß nur in ihm, sonst in keinem anderen Heil gefunden werde, die Andern an der zähen puritanischen Form mit missionssüchtiger Propaganda haften. Der Kampf, der dort entbrannt ist, ist nicht einmal etwa um das Wesen der Sclaverei, ob dieselbe stattfinden dürfe; es haben wohl die Einen sie verworfen für sich, aber sie fanden es bisher ganz in der Ordnung, daß sie für einen Theil des großen Staates als Grundgesetz aufrechterhalten werde. Die ganze Frage besteht darin, ob der Sclave, der entflohen ist in jene Gegend, ausgeliefert werden müsse, ob es nicht Diebstahl sei, wenn man ihm einen Aufenthalt gestatte außerhalb, ob da nicht das Recht gekränkt, die Begriffe der Gerechtigkeit erschüttert werden. Diese Frage einer peinlichen religionslosen Gewissenhaftigkeit hat das Judenthum vor drei Jahrtausenden gelöst, und wenn es durchgedrungen, sein Geist überall ein lebendiger sein wird,-der Geist, der aus ihm sich verbreitet, ganz und ungeschwächt übergegangen sein wird, dann wird die Frage entschieden sein, die Wahrheit und das echte Recht, die Menschlich-

keit und die Anerkennung eines Jeglichen in seinem menschlichen Werthe werden dann und erst dann siegen über jene Schein-Gerechtigkeit, die sich um so mehr brüstet, je hohler sie ist.

Ein Höheres ist noch, wie das Familienleben betrachtet wird innerhalb eines Volkes. Es liegt ein großer Schatten auf dem so schön begabten und so herrlich entwickelten griechischen Volke, daß die Weihe des ehelichen Lebens so wenig in den Vordergrund tritt, daß die Innigkeit in der Familie so wenig ausgeprägt ist; der Werth des Weibes ist seinem wahren Wesen nach im Griechenthum nicht nach Gebühr hervorgehoben worden. Wie anders ist dieses im Judenthume! Von vorn herein tritt der Gedanke uns entgegen: Es verläßt der Mann seinen Vater und seine Mutter und verbindet sich mit seinem Weibe und sie werden zu einem Fleische, zu einer wesentlichen Einheit. Die Ehrerbietung gegen die Eltern, so tief eingepflanzt, so innig genährt und gepflegt, tritt zurück gegen die Innigkeit, die im Hause Mann und Weib mit einander verbinden soll. Das Weib soll dem Manne folgen: Nach ihm ist Dein Begehr und er soll über Dich herrschen, aber dennoch in voller Ebenbürtigkeit; er verbindet sich mit seinem Weibe, sie werden zu einem Wesen.

Und welche edle Frauengestalten treten uns innerhalb des jüdischen Schriftthums entgegen! Welch ein edles Verhältniß innerhalb der Familien, so schlicht, so anspruchslos, aber doch so groß und herzerquickend! Die Erzmütter stehen fast auf derselben Stufe wie die Erzväter; auf sie schaut die spätere Zeit zurück, gerade wie auf die Erzväter. Und welch ein Leben begegnet uns da! Schauen wir hin auf Rebecka, wie sie zuerst erscheint in unbefangener Jungfräulichkeit, freundlich und wohlwollend auch dem fremden Manne, wie sie auf seine Bitte bereitwillig für ihn schöpft und auch für die Kameele sorgt! Sie tritt mit ihm in das Haus der Ihrigen, und siehe da! er ist hergesendet von dem hochgeachteten Verwandten aus der Ferne, er soll um die Tochter freien. Man fragt Rebecka, sie hat die volle freie Wahl: Willst Du ziehen? Das Herz sagt ihr, daß dort die Stätte sei, wo sie zu gedeihlichem Entfalten gelangen werde, und sie spricht: „Ja, ich gehe." Sie tritt die Reise an, unbefangen schaut sie sich überall um; da tritt der ihr entgegen, dem sie bestimmt ist, ihn das Leben hindurch zu

begleiten, und sie fragt: Wer ist der Mann? Der Knecht erwidert: Das ist der Sohn meines Herrn, Isaak, der Dein Lebensgefährte sein soll. Züchtige Röthe umzieht ihre Wangen und sie bedeckt sich mit dem Schleier. „Er führt sie in das Zelt der Mutter und er liebte sie." Und Jakob führte sein Weib Rahel heim, denn er liebte sie, er diente um sie, und die sieben Jahre waren in seinen Augen „wie einige Tage." Wir treten weiter vor, die Geschichte des großen Retters wird uns erzählt, seine Jugend ist umgeben von ernsten Gefahren; Moses wird geboren unter drohenden Wolken, die über Israel heraufzogen. Er wird in einem Kästchen ins Schilfmeer gelegt, die Schwester Miriam duldet es nicht daheim, sie eilt in die Nähe, um zu erfahren, was mit dem Bruder geschehe. Die Königstochter kommt vorbei, um zu baden, sie bemerkt das Kästchen, öffnet es und sieht einen Knaben. Das Mädchen, sonst schüchtern und befangen, doch jetzt, wo es die Rettung des Bruders gilt, tritt muthig heran und sagt: Soll ich Dir eine Säugerin holen von den ebräischen Frauen? Miriam, die in ihrer ersten Kindheit mit solch hingebendem Muthe auftritt, es befremdet uns nicht, daß sie dann eine Prophetin ist, und die alten Lehrer sagen von ihr sicherlich schön und wahr: Miriam war für Israel wie ein frischer Brunnquell, der sich labend ergoß; sie verband die glühende Begeisterung für die Wahrheit mit der Innigkeit des weiblichen Gemüthes. Wiederum sagen die alten Lehrer tief erfassend: Durch das Verdienst der Frauen sind die Israeliten aus Aegypten erlöst worden. Die Männer waren dem Drucke hingegeben, sie mußten die schwere Arbeit verrichten; wer wahrte das Haus, wer hielt den reinen Sinn aufrecht unter den Kindern, wer hütete das Feuer der Sittlichkeit? Es waren die Mütter, die dafür wirksam waren, und ihr Verdienst war es, daß Israel sich würdig machte erlöst zu werden aus den Gefahren, die es umgaben. Wir gehen weiter, in die Zeit hinein, die eine trübe, verwirrte Heroenzeit zu werden schien, in die Zeit der Richter, wo die Gesammtheit sich auflöste und dem Anscheine nach zerbröckelte. Bald hier, bald dort trat ein Richter auf, ward das Lichtlein angezündet; da tritt uns wiederum eine schöne Gestalt entgegen, Deborah, die Prophetin und Richterin, ein muthiges kühnes Weib, eine begeisterte Anführerin, und dennoch mit dem vollen Bewußtsein des Weibes.

Sie will nicht amazonenmäßig in den Krieg hineinziehen, sie sagt es dem Barak: Es wird Dein Ruhm nicht sein, daß durch die Hand eines Weibes Gott den Sieg verschafft. Doch, wie er den Kampf nicht ohne sie unternehmen will, nun dann zieht sie mit und gewinnt den Sieg, und in begeisterten Worten verkündet sie es dann, strafend, lobend, als echte Prophetin Gottes. Und später, als diese Zeit um war und ruhigere Verhältnisse sich gestalten wollten, an der Schwelle dieser Epoche begegnet uns wieder ein Weib, vor der wir in Ehrerbietung stehen. Es ist Hanna, die Mutter Samuel's. Mit der ganzen weiblichen Sehnsucht beklagt sie es, daß ihr Kinder versagt seien, und sie steht in Innigkeit und betet aus der Tiefe des Herzens: „Denn ich bin ein Weib beschwerten Gemüthes.“ Und Elkana, ihr Mann, tröstet sie: Hanna, warum weinst Du und warum ist Dein Herz betrübt? bin ich Dir nicht mehr werth als zehn Kinder? Welch' eine Innigkeit in diesen kurzen Worten! Und Ruth, welch' eine liebliche Gestalt! Es ist ein Judäer hingezogen in die Fremde, dort schließen sich seinen beiden Söhnen zwei Schwiegertöchter an; aber der Mann stirbt, die Söhne sterben auch und kein Kind bleibt ihnen. Die Mutter Naomi kehrt zurück, und die zweite Schwiegertochter, — die eine, Orpah, ist zu sehr Moabiterin, als daß sie mit ihr ziehe, sie verläßt sie, als sie fortzieht — Ruth, schließt sich an Naomi an: Nein, wo Du übernachtest, da übernachte auch ich, Dein Volk ist das meine, Dein Gott mein Gott, und sie folgt ihr als ein gehorsames Kind, bleibt ihre Tochter, sorgt freundlich für ihr Alter, ist ihr liebevolle Begleiterin; ist sie nicht würdig, die Ahnmutter des David zu sein?

Dies Alles wird so kindlich ohne Prunk dargestellt, weil es so tief in der Natur Israel's liegt; es muß hervortreten, und oft erfahren wir es blos als unscheinbaren Nebenzug. Darf es nun wundern, wenn in diesem Volke, in dem — ein seltenes Beispiel des Alterthums — das Weib nicht geringschätzig behandelt wurde, sondern sein wahrer Werth anerkannt worden ist, darf es uns wundern, wenn in diesem Volke bei einem kargen Schriftthume, in dem lediglich dem religiösen Leben oder der Geschichtserzählung gewidmeten Schriftganzen dennoch sich ein Büchlein findet, das als Lieder der Liebe bezeichnet wird? Zu einer Zeit, die von außen her drückend beeinflußt war, wo nicht die Weihe der Sinne, sondern die Unter-

drückung derselben, nicht die Verklärung des natürlichen Lebens, sondern dessen Abtödtung als Frömmigkeit betrachtet wurde, da konnte man sich nicht hineindenken, daß dieses Büchlein, seinem natürlichen Sinne nach, eine schöne, reine Liebe feiern solle. Gesetzt auch, es trüge noch einen sogenannten tieferen Gedanken in sich, so viel bleibt sicher: auch das Bild muß eine Wahrheit haben, wenn es ein höheres Verhältniß abspiegeln soll. Jedoch, wie ein neuerer geistvoller Forscher sagt, als der Dichter sang, da war die Sprache noch nicht den schmerzhaften Tod der heiligen gestorben, da war noch frische Lebendigkeit in ihr, da quoll auch aus des Dichters Brust noch der Gesang, der die Liebe verherrlicht. Und so finden wir in diesem Büchlein allerdings manche sinnliche Ausschmückung, aber wie tief wird das höhere edle Verhältniß der Liebe dargestellt, welche Innigkeit liegt nur in den wenigen Worten: Ich schlafe und mein Herz wacht! Da ist eine Welt von Empfindungen ausgedrückt, und ohne hier weiter einzugehen in die Darstellung des Buches, — wer es mit reinem Sinne liest, findet, daß tiefe Empfindungen edel in ihm ausgedrückt werden. Natürlich auch, daß der spätere Spruchdichter eingeht auf die Betrachtung des wackeren Weibes, und der Schluß der Weisheitslehren ist zu seiner Verherrlichung bestimmt: Ein wackeres Weib, wer findet es? Höher denn Perlen ist sein Werth. Wer findet es? das will nicht bedeuten, es sei kaum irgendwo aufzuspüren, nein, er beschreibt es mit vollem Antheil, aber wer es findet, der hat ein köstliches Gut gefunden. Und so schließt er dann: Es erheben sich ihre Söhne und preisen sie, ihr Mann und rühmet sie: Trügerisch ist die Anmuth, vergänglich Schönheit, ein gottesfürchtig Weib, es wird gerühmt. Nur der grübelnde, trübsinnige Kohelet, der unter tausend Männern kaum einen einzigen erträglichen findet, er findet allerdings unter tausend Frauen auch nicht eine, die ohne Fallstrick und List wäre. Aber im Allgemeinen ist das nicht der Gedanke, der das Judenthum durchzieht, und wenn auch einzelne orientalische Anschauungen sich einmischen, so bleibt doch die reine Werthschätzung des Weibes, die sittliche Höhe des ehelichen Lebens der Grundgedanke.

Das Judenthum lehrt die Ehe des einen Weibes mit einem Manne, die Monogamie. Wenn auch hie und da Ausnahmen erscheinen, so sind es eben Ausnahmen, so ist es eben, daß das Gesetz

nicht geradezu einschreitend eingreifen mag zu einer Zeit, wo rings umher die entgegenstehende Sitte herrschend war; aber dem tieferen Wesen des Judenthums entspricht allein die Monogamie, entspricht allein die Innigkeit zwischen Mann und Weib. Es ist daher ganz natürlich, daß in der späteren Zeit, als auch die äußeren Einflüsse anders wurden, in Europa ein Lehrer auftrat, der den Bann aussprach gegen Jeden, der das Naturgesetz des Judenthums verletzen wollte. Und in solchen Ländern, wo die Polygamie herrscht, hat das Judenthum sie dennoch schwinden lassen, und wenn es sie auch nicht gerade durch das Gesetz untersagte, die Sitte, der lebendige Geist, wie er stets im Judenthum herrschend war, hatte längst das gesetzlich Gestattete untersagt. In solchen Früchten zeigt sich der tiefere Kern des Judenthums, und so ist allezeit in ihm ein edles Familienleben gepflegt worden. Freilich, einen Liebeshof, ein Spielen mit der Minne kannte das Judenthum nicht, ebensowenig wie es sich in ein Mysterium der unbewußten Jungfräulichkeit, die dennoch mütterliche Gefühle in sich trägt, versenkt. Gesund und urkräftig, rein und frisch sprudelte immer jener reine Quell, der aus dem Hause über alle Lebensverhältnisse sich ergießt; das reine Familienleben hat Israel zu aller Zeit frisch und kräftig erhalten. Hat dieses im Drucke es emporgehoben, so wird es ihm auch zu besseren Zeiten nicht entgehen, und das Wort wird eine Wahrheit bleiben, wie Bileam es aussprach, als er Israel sah nach seinen Stämmen gelagert: Wie schön sind Deine Zelte, Jakob, Deine Wohnungen, Israel!

5.

Opferdienst und Priesterthum. Getheiltes Volksthum.

Der Gottesbegriff eines Volkes ist zugleich der Maßstab für seine sittliche Anschauung und ebenso umgekehrt. Die höhere oder niedrigere sittliche Bildung eines Volkes ist die Besiegelung seines mehr oder minder geläuterten religiösen Bewußtseins. Wie der einzelne rohe Mensch, so ehrt auch das minder gebildete Naturvolk blos die stärkere Macht. In der Gewalt, die es entweder über Andere hat oder die Andere ihm gegenüber geltend machen können, liegt die Werthschätzung, die es für sich selbst in Anspruch nimmt oder Anderen beweist. Nicht das Recht, nicht die sittliche Würde, nicht die Reinheit der Gesinnung hat bei ihm eine Geltung, es ist vorzüglich und wesentlich die rohe Gewalt, die irdische Macht. Der ungebildete Mensch, wie das Naturvolk, beugt sich tief vor demjenigen, der über ihm steht, der seine Macht ihn oder es fühlen lassen kann, und andererseits sind sie auch wiederum hart, tyrannisch gegen diejenigen, welche unter ihnen stehen. Das Volk, das blos noch zuerst einen religiösen Instinct hat und nicht zu religiöser Klarheit sich emporgearbeitet hat, nicht von einer höheren Idee durchweht ist, erkennt in Gott zunächst den Mächtigen, es fürchtet sich vor der Gewalt, die sich über ihm zeigt, die es niederdrücken kann; vor dieser Macht beugt es sich, gerade wie auch vor dem höherstehenden Menschen, aber es zeigt auch andererseits in seiner Behandlung derjenigen, welche es als sich Untergeordnete betrachtet, wie tief es noch in sittlicher Beziehung dasteht. Darum zeigt sich uns in dem Verhältniß zum Sclaventhume, zu dem schwächeren Geschlechte gerade die Höhe oder

Niedrigkeit des religiösen Bewußtseins. Das Judenthum, — das war der Zweck der Erörterungen, die vorangegangen sind — das Judenthum bewährt sich als eine Religion, die in Gott den Heiligen, das Ideal der sittlichen Reinheit verehrt, dadurch, daß es auch in seinen menschlichen Verhältnissen immer den sittlichen Werth hervorhebt, daß es nicht blos den Mächtigeren als den allein Berechtigten anerkennt, sondern ihm nur soweit die Macht gewährt, als er das Recht dazu hat. Das Recht, die reine, gegenseitige sittliche Beziehung, sie sind ihm das Höchste, der Maßstab, nach dem es seine Verhältnisse abmißt.

Diese Verschiedenheit der Stufe, auf welcher die Völker sich befinden, muß sich namentlich kundgeben in der Gottesverehrung: in der Art, wie man Gott naht, muß es sich entscheiden, ob man in Gott nur die höhere Macht ahnt, vor ihr zittert, sie zu versöhnen versucht, oder den Heiligen ehrt, zu ihm emporblickt, als zu dem Vorbilde der höchsten Sittlichkeit, dem reinsten Ausdrucke des Erbarmens und des Wohlwollens. Wo in Gott zunächst die Macht anerkannt wird, ist das Streben vorherrschend, ihn sich wohlgeneigt zu machen; man beugt sich vor ihm, damit er nicht seinen Zorn ergieße, man versucht, sich solche freundliche Gesinnung zuzuwenden, mit irgend welcher äußerlichen That, ihn durch Geschenke, die man ihm darbringt und die mit Entbehrungen verknüpft sind, sich geneigt zu machen, das Uebelwollen von sich abzuwenden. Das ist der Ursprung des Opferdienstes. Das Opfer ist das Bestreben, durch irgend etwas, was man sich entzieht, und sei es auch das Liebste, den etwaigen Zorn des Gottes zu dämpfen oder ihm doch jedenfalls zu zeigen, wie man ihm tief unterwürfig ist, da man ja Alles hingiebt, wenn es ihm ein Wohlgefallen ist. Der roheste Ausdruck eines solchen Gefühls, das auf der untersten Stufe des religiösen Lebens sich entfaltet, ist das Menschenopfer, und zwar dann derjenigen Menschen, die uns am nächsten stehen, am liebsten sind. Das rohe Heidenthum opferte den Göttern die Kinder. Das Liebste und Wertheste, was ich habe, — das drückt das Opfer aus, — bringe ich meinem Gotte dar, und er wird Wohlgefallen daran finden, da ich nicht anstehe, wegen seiner eine jede Regung und Empfindung in mir abzutödten, zu seinem Wohlgefallen das Theuerste mir zu entziehen. Dieses niedrigste religiöse Gefühl ist eine voll-

ständige Verkennung des göttlichen Wesens, das versöhnt werden muß durch knechtische Entwürdigung, auferlegte Härte; man fürchtet in der Gottheit das Grausame und Willkürliche und nährt dadurch auch Grausamkeit und Willkür in dem Menschen. Das war die Religion, die Israel umgab, die Gottesverehrung oder Götterverehrung unter jenen Völkern, welche zuweilen über Israel herrschten, immer aber doch so nahe es begrenzten, daß nothwendig diese Gesinnung hier bekannt wurde und auch hie und da Einfluß auf es ausübte. Der Molochdienst war bekanntlich ein solcher Dienst, der Menschenopfer verlangte; im Feuer seine Kinder verbrennen war der schreckliche Opferdienst, wie er als Gottesverehrung bezeichnet wurde.

Das Judenthum führt einen energischen Kampf gegen diese Herabwürdigung des göttlichen Wesens; gegen diese Art des Opferdienstes kennt es kein Erbarmen. Allerdings, es sind auch die Spuren davon in seine Geschichte eingegraben, er ist nicht ohne Einfluß geblieben auf die schwachen Gemüther innerhalb Israels, die in dieser Selbstbekämpfung der zärtlichsten Gefühle einen Act der Hingebung an Gott zu sehen glaubten; aber mit welcher Entrüstung kämpfen die Propheten gegen diesen wildesten Ausbruch des rohesten Heidenthums! Schon an der Schwelle des Judenthums läßt es im Innern des einzelnen Stammvaters diesen Kampf führen und siegreich überwinden. „Elohim versuchte den Abraham.“ Verschiedene Gottesnamen sind in der heiligen Schrift gebräuchlich, und die alten Lehrer geben uns dafür eine sinnige Erklärung: Elohim heißt Gott als der Mächtige, der Strenge, der gleichfalls in Gott verehrt wird, wie auch die andern Völker dies in ihm in irgend einer Weise anerkennen; aber der andere Namen „Er ist“, wie wir früher schon ihn kennen gelernt, der Unaussprechliche, das ewige Sein, das allem irdischen und geistigen Sein zu Grunde liegt, „der Gott der Geister für alles Fleisch“, er ist der Gott des Erbarmens, des Wohlwollens, der innigen Liebe und Güte gegen die Menschen. Elohim nun versuchte den Abraham. Der alte Gottesbegriff, wie er damals herrschte, war auch in Abraham mächtig, die Anerkennung dieser göttlichen Macht ist in ihm so lebendig, daß er als deren treuer Diener sich beweisen will. „Opfere Deinen einzigen lieben Sohn!“ Was hast Du Höheres empfangen, womit kannst Du Deine Unterwürfigkeit besser an

den Tag legen? Er ist bereit dazu, Alles ist dafür gerüstet; da ruft der Bote des Gottes „Er ist“ vom Himmel hernieder: „Strecke Deine Hand nicht aus gegen den Knaben.“ Die höhere Gotteserkenntniß regt sich nun in ihm: Wie, Gott ist mächtig, aber ist er nicht auch allgütig? Gott ist allmächtig, aber ist diese Macht eine tyrannische? Verlangt sie von dem Menschen, daß er seine Gefühle nicht veredle, sondern daß er sie hinschlachte? Ist Gottesdienst die eigene Verstümmelung oder die Verstümmelung des Einzigen, was Dir gehört? Nein! Strecke Deine Hand nicht aus gegen den Knaben; das ist wahre Verehrung des Allerbarmenden, und Abraham opferte den Knaben nicht. Nicht die Bereitwilligkeit zum Opfer ist die wahre Frömmigkeit Abraham's, sondern die Unterlassung desselben, nicht daß er sein Kind darbringt, sondern daß er es bewahrt, nicht daß er sich blind der göttlichen Macht unterwirft, um das Kind von sich loszureißen, sondern daß er Gott in seiner höheren und wahreren Würde erkennt, ist seine wahre geläuterte Frömmigkeit. Darum ist es nicht wohlgethan, auf den Willen zur Opferung immer hinzuweisen als Act der höchsten Frömmigkeit Abraham's; er war und ist vielmehr ein Vorbild dadurch, daß er es unterlassen.

So wird uns gleich von vorn herein dieser Kampf dargestellt und zugleich der Sieg des reineren sittlichen Bewußtseins, und dieser Sieg geht durch das ganze Judenthum hindurch. Der Molochdienst wird als ein Greuel verabscheut, den Gott verwirft, der uns tief entwürdigt, und wenn von einem grauenhaften Opfer die Rede ist, da wird das Thal Hinnom als solcher bezeichnet, wo dem Moloch geopfert wurde. „Ge Hinnom“, das Thal Hinom, Gehinnom, Geenna ist später die Bezeichnung des Ortes geworden, wo das Böse zusammengehäuft ist, wo die Strafe ihren schärfsten Ausdruck findet, wo die Verdammniß weilt; es ist die Hölle. So ist das Menschenopfer im Judenthume mit aller Energie bekämpft worden, da gab es keine Vermittelung.

Allein auch das thierische Opfer ist nicht minder der Ausdruck eines niedrigen religiösen Bewußtseins, auch das thierische Opfer ist das Bestreben, wohlgefällig zu werden durch die Entäußerung irgend eines Eigenthums, ohne daß damit eine sittliche Umwandlung bezweckt, die Veredelung gefördert werde. Auch das thierische Opfer ist nicht der Wurzel des Judenthums entsprossen, es ist geduldet

worden, aber auch blos geduldet, bekämpft immer von den Edelsten und Besten in Israel, seinen Propheten, die es mit den schärfsten Worten in seiner Niedrigkeit bezeichnen. „Womit", so spricht der Prophet Micha, „womit soll ich Gott entgegenkommen, mich beugen vor dem Gotte der Höhe? soll ich ihm entgegenkommen mit Brandopfern, mit jährigen Kälbern?" Hat der Herr denn Wohlgefallen an Tausenden von Widdern, an Myriaden von Oelströmen? „Nun, dann soll ich Ihm wohl meinen Erstgeborenen für meinen Frevel darbringen, die Frucht meines Leibes zur Sühne meiner Seele?" Er hat Dir verkündet, o Mensch, was gut ist und was Gott von Dir verlangt: Gerechtigkeit üben, Milde und Wohlthun lieben und bescheiden wandeln vor und mit Deinem Gotte! Das ist das Manifest des Prophetenthums gegen das Opfer, und dieses Manifest wiederholt sich vielfach, wird überall mit andern Ausdrücken in ähnlicher Weise bezeugt. Wozu mir, spricht der Herr, die Fülle eurer Opfer, ich bin übersatt der Brandopfer von Widdern, des Fettes der Gemästeten, begehre nicht Blut der Stiere, Lämmer, Böcke! Willst Du mir Opfer darbringen, spricht der Psalmist, hung're ich? Und hungerte ich, brauche ich es Dir zu sagen? Ist mein nicht das Gethier auf tausend Bergen? Weg mit den Opfern! Und Jeremias spricht mit trockener Nüchternheit, aber wahrlich mit einer fast auffallenden Entschiedenheit aus: Ich habe nicht geredet, spricht der Herr, und nicht befohlen euren Vorfahren, da ich sie herauszog aus dem Lande Aegypten, in Betreff des Brandopfers und Schlachtopfers. Klarer, entschiedener kann es nicht ausgesprochen werden. Freilich, das Opfer war in der alten Zeit so tief in das allgemeine Bewußtsein eingegangen, so der entsprechende Ausdruck des blos natürlichen religiösen Bewußtseins, daß es auch in Israel Eingang fand, und wie alles Leibliche einen großen Raum einnimmt, das Geistige aber, ein Flüchtiges, im Raume sich nicht sichtbar macht, so mag freilich die Gesetzgebung über die Opfer einen sehr großen Raum einnehmen, aber dennoch ist sie nur der Ausdruck eines Geduldeten. Und wollen Sie noch einen starken Beweis dafür, so sehen Sie, wie da, wo die Gebote wiederholt werden, im 5. Buche Mosis, die Vorschriften über das Opfer eingeschrumpft sind, nur kurz angedeutet, als etwas Gebräuchliches, aber nicht mit der Umständlichkeit, den ein solch wichtiger Theil des Gottesdienstes,

wenn er ein gebotener wäre, zu beanspruchen berechtigt ist. Das Opfer ist ein geduldetes im Judenthume gewesen, und wie bald schwindet es auch dahin! In der Zeit des zweiten Tempels erheben sich die Häuser des Gebetes mächtig, mit einer siegenden nebenbuhlerischen Kraft neben dem Tempel zu Jerusalem, der den Opferdienst beibehielt und der als das Symbol des einheitlichen Staates seine Bedeutung sich wahrte, während die eigentlichen Gotteshäuser sich zur geistigen Bedeutung über diesen Tempel erhoben. Und als dieser zerstört wurde, ward unter seinem Schutte auch der Opferdienst begraben. Schon früher ist der Gedanke betont worden: Was in einer Religion wahrhaft wurzelt, das läßt sich ihr nicht nehmen; mögen auch die Umstände noch so ungünstig sein, es kämpft der ganze innere Geist dagegen und sucht es zu erhalten, und kann er es nicht in der alten Weise, so sucht er es in einer Umgestaltung zu wahren. Es ist, als ob die ganze Wurzel beschädigt werde, und da heißt es: Entweder ganze Auflösung oder Bewahrung mit seinen naturgemäßen Aeußerungen. Als das Heidenthum fiel in seiner Aeußerung, da fiel es auch in seiner ganzen inneren Ideenbegründung. Wäre das Opferthum nun ein nothwendiges im Judenthum gewesen, so würde es sich sicherlich, als der Tempel sank, erhalten haben, und Versuche wurden auch gemacht. Aber der Gedanke war vollständig erschöpft, das Opfer hatte seine Bedeutung im Innern der Gemüther schon längst verloren, es war eine Gewohnheit, die sich forterbte, eine Einrichtung, an die manche staatliche Institution sich anlehnte, mit der so viele Träger ihr Ansehn verknüpft hatten, die daher nicht mit einem Male gestürzt werden konnte. Aber wie der Sturm hereinbrach, da war der entwurzelte Stamm ein Spiel der Winde, und das Opfer ist in Israel geschwunden und bleibt geschwunden. Eine jede Begründung der Religion auf Opferdienst, auf irgend ein Opfer, das einmal dargebracht wird, sei es ein menschliches, etwa gar ein göttliches, oder ein thierisches, ein jeder sehnsüchtige Rückblick auf den früheren Opferdienst, als auf eine höhere und vollere Lebensäußerung, ein jeder Ausspruch, daß der Opferdienst nun einmal geschwunden sei und daher ersetzt werden müsse durch ein Gebet, eine jede solche geistige Anerkennung des Opferwesens ist ein Rückfall in das Heidenthum. Mit dem Thiere, das als gottesdienstlich dargebracht wird, wird zugleich die höhere

religiöse Erkenntniß geopfert, aus der Asche, in dem nach der Höhe wirbelnden Rauche des Opferthieres steigt ein Götze empor.

Der Opferdienst, wo er herrschend ist, verlangt auch eine besondere Art der Ausführung, er verlangt besonders damit Beauftragte, besonders dazu bestimmte Personen müssen es verstehen, das Opfer darzubringen, geweiht sein, um den Göttern oder Gott besser entgegentreten zu können. Die Gottesverehrung durch Opfer ist die Mutter eines besonderen Priesterthums; Priester sind als Bedienstete nöthig, die Götter zu besänftigen, ihnen in der rechten Weise nahezukommen. Das Priesterthum in seinem Zusammenhange mit dem Opferdienst ist gleichfalls nicht rein aus der Wurzel des Judenthums entsprossen. Schon von vorn herein, noch bevor die zehn Worte gesprochen, läßt Gott durch Moses dem Volke sagen: Ihr sollt mir allesammt sein ein Reich der Priester und ein heilig Volk! Das sind die Worte, die Du sprechen sollst zu den Kindern Israel's. Allesammt Priester! In der Religion des Judenthums bedarf es nicht der Vermittelung besonderer Personen, ein Jeder sei selbst sein Priester, selbst sein Mittler zu Gott. Das Priesterthum ist im Judenthume geduldet worden, und wiederum geht der Kampf gegen dasselbe die ganze Geschichte des Judenthums hindurch. Es ist nichts Vereinzeltes, wenn uns Züge mitgetheilt werden von Unzufriedenheit mit dem Priesterthume in der ersten Zeit seiner Begründung, wie in der späteren Zeit, es ist charakteristisch für das jüdische Volksleben. Auf der einen Seite ist das Bedürfniß dazu vorhanden, das Volk steht einmal auf dem Standpunkt des Opferdienstes, da müssen auch Priester sein, und weil sie sein müssen, sollen sie auch in besonderer Reinheit dastehen, nicht Götzenpriester, sondern Priester des wahren Gottes, so daß sie als solche durch sittliches Streben, durch ernstes Ringen nach Selbstheiligung dem Volke vorangehen können. Allein es haftet einmal an jeder Einrichtung, die blos eine Nachgiebigkeit gegen die Schwäche der menschlichen Natur ist, der Makel ihres niederen Ursprunges. Die Priester bewährten sich nicht während der ersten Zeit im Judenthume, immer kämpfen die Propheten gegen die Priester. Die Priester sind Verächter meines Namens! Priester wie Volk gleich sündig! Sie werden geschmäht wegen der eigennützigen Absichten, die sie mit ihrem hohen Dienst verbanden. Das

Priesterthum ist also ein geduldetes und keineswegs ein integrirender Theil des Judenthums. Als dann durch die Einheit des Tempels jedenfalls der Götzendienst gebeugt wurde und derjenige Theil des Priesterstandes, welcher diesem Tempel angehörte, zu einem höheren Ansehen gelangte, war eine Zeit lang das Priesterthum wohl in hohen Ehren, so daß bei der Rückkehr aus dem babylonischen Exil auch die Nachkommen der Priester zu Herrschern wurden. Allein sie erhielten sich nur eine kurze Zeit, sie bewährten sich auch diesmal nicht, und wiederum trat der Kampf gegen sie mit aller Entschiedenheit auf, und wiederum erschallt das Wort in einem der späteren Bücher: Gott hat ja Allen gegeben das Erbe, das Königreich, das Priesterthum und die Heiligung! Das ganze Volk gleich! Und wiederum sprechen es alle die älteren Schriften aus jener zweiten Periode aus, daß die Priester im zweiten Tempel sich nicht bewährt haben, daß sie selbstsüchtig seien, arm an religiöser Erkenntniß. Wie in dem ersten Tempel neben den niedrig stehenden Priestern die großen Gottesmänner, die Propheten, sich erhoben, die keine priesterliche Function bekleideten, nicht aus dem Priesterstamme hervorgingen, so im zweiten Tempel neben den Priestern die Gelehrten, die Männer des Wortes und der Erkenntniß, Männer aus den untersten Klassen des Volkes entsprossen, aber von dem Gottesgeiste durchdrungen.

Auch das Priesterthum ist mit dem Tempel gefallen, und wenn auch einzelne Trümmer des zusammenstürzenden Baues sich erhalten haben, wenn gewisse Einrichtungen, die daran sich knüpfen, noch jetzt schwächlich fortbestehen, so sind es eben Trümmer, die als Erinnerung an das Alterthum ihre Bedeutung wohl haben mögen, die aber die tiefere Wurzel des Judenthums, die wahre jüdische Frömmigkeit nicht berühren.

So tritt die weltumbildende Idee des Judenthums in die Erscheinung. Ich habe in einzelnen Zügen die innere Macht, den Inhalt derselben, sowie einzelne ihrer wichtigen Aeußerungen im Leben Ihnen vorzuführen gesucht. Diese weltumbildende und bewegende Idee des Judenthums bedurfte natürlich, wenn sie in die Erscheinung treten wollte, einer gerüsteten Schaar, die auch ihre Waffen führte, es bedurfte einer größeren Einheit, die die Fahne ihrer Idee hoch emporhob, bereit zum Siege oder zum Tode, es

bedurfte eines geschlossenen Volkswesens, einer innig in sich verketteten Zusammengehörigkeit, wenn die Idee als eine berechtigte Macht auftreten wollte. Das ist der Widerspruch, der bei allen Erscheinungen der Geschichte sich kundgiebt. Die Idee ist eine umfassende, aber sie bedarf der Träger, und diese müssen in sich geschlossen sein, wenn sie nicht zerstreut werden wollen. Die Idee des Judenthums ist eine die Menschheit umfassende, sie bedurfte aber eines einzelnen Volkes, das sie zunächst ins Leben einführte. Daß dadurch manche Widersprüche sich kundgaben, daß allgemeines Menschthum und Nationalität in Widerstreit geriethen, davon haben wir Einzelnes schon zu beleuchten gesucht. Es knüpft sich hier aber noch ein anderer Gedanke daran. Es ist das Loos der tiefer auf die Gesammtheit einwirkenden culturhistorischen Völker, daß sie bei aller geistig mächtigen Einheit zu einer wirklich vollkommenen staatlichen Einheit nicht zu gelangen vermögen. Ein Volk, das keine so glänzende Mission hat, schließt sich enger, leichter zusammen zu der Aufgabe, die ihm geworden. Jedes Volk besteht zwar aus einzelnen Stämmen, aber der gebildetere, kräftigere erhebt sich dann und sammelt die andern unter sich, und so wird es eine Einheit. Völker aber, die von tieferem Geiste durchdrungen sind, eine mächtigere Idee in sich tragen, können zu einer solchen Einheit weniger gelangen. Sehen Sie das griechische Volk an! Dorier, Jonier, Attiker, Lacedämonier, alle haben ein griechisches Gepräge, in allen zeigt sich die Macht des griechischen Geistes; allein dieser Geist war ein zu umfassender, als daß er sich nicht hätte mannigfach ausprägen sollen, jedes hat seine scharf geschnittene Eigenthümlichkeit und es läßt sich das Eine nicht durch das Andere verwischen. Das griechische Volk gelangte nicht zu einer Einheit, ein jeder Stamm will sich besonders wahren. Es ist allerdings eine geistige Einheit in ihm vorhanden, und diese geistige Einheit ist sicherlich mächtig genug und wußte Widerstand zu leisten gegen feindlichen Anprall. Die Geschichte erzählt uns nicht davon, wie persische Diplomaten mit stiller Verachtung dieses kleine Volk betrachtet haben mögen, und mancher Staatsmann mag gesprochen haben, wie doch Hellas nur ein geographischer Begriff sei, wie es nur einzelne Stämme seien, die man leicht überwältigen könne. Aber an diesem geographischen Begriff strauchelte das gewaltige Perserreich und wäre fast

daran zu Grunde gegangen; von den Persern, von diesem mächtigen Reiche, würden wir kaum etwas Näheres wissen, wenn nicht eben jenes Hellas uns Nachrichten von ihm überliefert hätte, und zugleich das geknechtete und verachtete Judäa. Die Einheit ist demnach allerdings eine mächtige, das Volksbewußtsein war in ihm lebendig, aber zu einer wahrhaft staatlichen Geschlossenheit gelangte das griechische Volk nicht, und nur dann, als die Kraft erschöpft war und die Eigenthümlichkeit zu erlöschen anfing, da kam ein roherer Stamm, der macedonische, und fügte sie nun in eins zusammen, breitete die schalen Ueberreste griechischer Bildung über die Welt aus, aber das echte Griechenthum war es nicht mehr. Das Griechenthum ist darum nicht untergegangen, es ist immer wieder aufgelebt, um die Welt zu erfrischen, sein Geist ist nicht gestorben, wenn auch das Volk untergegangen ist, wenn auch der Staat nimmer eine wahre Einheit darstellte. In ähnlicher Weise, wenn auch nicht so umfassend, ist es mit den italienischen Staaten des Mittelalters gegangen. Es sind Staaten, klein an Gebiet, aber groß in ihrer Eigenthümlichkeit, die so scharf ist und so tief sich eingrabend in die culturhistorische Entwickelung der Völker, daß ein jeder seine Eigenthümlichkeit zu wahren entschlossen war und es nicht zu einem geeinigten Gesammtstaate kommen ließ. Ob Piemont nun dazu bestimmt ist, der italienische Macedonier zu werden, das liegt im Schooße der Zukunft. Ob auch Deutschland gleichfalls ein solches Bild uns darbietet, ob auch ihm die culturhistorische Stelle in der Geschichte geworden ist, deswegen ein jeder Stamm darauf bedacht ist, die Selbstständigkeit sich zu wahren, so daß sie zu einer Einheit, die sie aus dem Tiefsten ihres Innern ersehnen, dennoch nicht gelangen können? ob das deutsche Volk wirklich nicht die Aufgabe hat, ein größerer Staat zu werden, sondern ein großer geistiger Factor in der Menschheit? Nun, das schlechteste Loos ist es keineswegs, das einem Volke werden kann, obgleich es schmerzlich und tief betrübend ist für den Vaterlandsfreund, der nicht blos seine geistige Bedeutung wünscht, sondern auch seine volle eingreifende Macht.

Dem sei wie ihm wolle, Israel war ein solches Volk. Auch Israel hatte eine Idee, die sein Volksdasein überschritt, und gerade deshalb prägte sich wiederum in den einzelnen Stämmen diese

Idee in verschiedenartiger Weise aus, und so konnte es zu keiner inneren Einheit des staatlichen Lebens gelangen. Die alte Geschichte des jüdischen Volkes ist uns sehr trümmerhaft zugekommen, blos nach gewissen Gesichtspunkten von den Berichterstattern aufgefaßt und wiedergegeben; ein großer Theil ist uns vom Standpunkt dessen, der zuletzt der siegreiche blieb, dargestellt, nämlich von dem des Stammes Juda. Die Geschichte ist zunächst immer von dem Gesichtspunkte aus geschrieben, in wiefern das Volk sündig war oder nicht, in wiefern die Könige fromm oder abgefallen. Die Geschichte eines Staates oder Volkes hat aber noch viele Factoren, die mitwirken, und wenn auch die Verwirklichung des Gottesbegriffes die eigentliche Aufgabe war, so gab es im jüdischen Staate doch eine allgemeinere Geschichte, und diese ist uns nur in Trümmern zugekommen, wir müssen sie errathen, uns zusammensuchen. Das Volk lebte in Stämmen. Jeder einzelne Stamm bleibt lange Zeit ziemlich selbständig, die Stämme verbanden sich zu kleineren Ganzen. Von diesen Gruppirungen erfahren wir Verschiedenartiges: eine Gruppirung in vier Theile; es ist die Abstammung nach den vier Müttern, die dem Volke schon eine gewisse Theilung aufdrückten und einen jeden Theil für sich als zusammenhaltend kennzeichnen. Neben dieser Theilung finden wir noch eine andere Gruppirung. Die Stämme, wie sie in der Wüste lagern, ziehen immer je drei unter der Fahne eines Hauptstammes; aber auch von dieser Viertheilung erfahren wir sehr wenig. Hingegen zeigt sich eine andere Theilung schon von der ersten Zeit an als maßgebend. Ich sage: von der ersten Zeit an, denn es ist ein sehr bedeutendes Wort, das die alten Lehrer aussprechen: Die Erzählung von den Erzvätern, von den ersten Begründern Israels, hat hohe Bedeutung für die Geschichte der späteren Zeit. Es werden die Züge hervorgehoben, die maßgebend sind für die spätere Geschichte. Da stehen nun von vorn herein als Hauptstämme R u b e n, E p h r a i m, J u d a.

Ruben, der Erstgeborene, der die Berechtigung hat, aber dennoch nicht anerkannt wird; er wird zuerst seßhaft, erwirbt sich zuerst Land und erlangt so eine Bedeutung über die andern Stämme, und er entbehrt dennoch des Vertrauens. Er beansprucht wohl Vorrang, er sucht sich — so heißt es vom alten Ruben, und das ist das Charakteristische des späteren Stammes — das Kebsweib seines

Vaters anzueignen und so die Herrschaft sich zu erwerben. Mit einigen Ausnahmen aus der ältesten Zeit finden wir unter den Juden Kebsweiber nur bei Königen; wer sich deren bemächtigte, deutete an, daß er die Herrschaft antrete. Darum sagt der Prophet Nathan in seiner Strafrede zu David ob des Vergehens mit Bathseba, es solle ihm genügen, daß Gott ihm die Frauen seines früheren Herrn Saul gegeben. Als Absalom sich die Herrschaft seines Vaters David anmaßen will, sagte der schlaue Rathgeber Achithophel zu ihm: Komm zu den Kebsweibern Deines Vaters, dann hört ganz Israel, daß Du gebrochen hast mit Deinem Vater, uns es erstarken Deine Anhänger. Wiederum drohte David ein neuer Empörungsversuch durch den Benjaminiten Seba ben Bichri, ganz Israel mit Ausnahme Juda's fiel ihm zu. Da brachte David die zurückgelassenen zehn Kebsweiber „in ein Haus des Gewahrsams, ernährte sie dort, kam aber nicht zu ihnen und sie blieben verschlossen bis zu ihrem Tode.“ Der Grund dieses Verfahrens liegt nicht etwa darin, daß er den Umgang mit den durch Absalom Mißbrauchten scheute, vielmehr wollte er sie vor einem neuen Angriffe und sich vor der Anmaßung eines neuen Prätendenten schützen, und doch leistete er, bei der erneut schwankenden Lage seines Thrones, freiwillig Verzicht auf sein königliches Vorrecht. Als Adoniah, der unter David gleichfalls die Herrschaft sich zuwenden wollte, ohne daß sein Beginnen glückte, nach dem Tode David's die Erlaubniß erhält, im Lande zu weilen, geht er zur Bath-Seba, der Mutter Salomo's, und sagt zu ihr: Laß mir doch durch Salomo die Abischag, die Sunamiterin, die zuletzt um David war, zum Weibe geben. Dies scheint ihr ein ganz unschuldiges Verlangen, und Bath-Seba trägt Salomo ganz arglos dieses Verlangen des Adoniah vor; Salomo aber ergrimmt und spricht: Nun, verlange gleich für ihn das Reich! Dem Verfasser des Buches der Könige ist dieser Zusammenhang zwischen dem Verlangen nach Abischag, als dem Kebsweibe David's, und der Aneignung der Herrschaft sehr ernst gemeint, und um Salomo's Verdacht zu rechtfertigen, rückt er schon früher die Erzählung von der Aufnahme der Abischag durch David und von der Empörung Adoniah's zu David's Lebzeiten ganz nahe aneinander, wie um den zweiten Versuch zu illustriren. Sie sehen, daß in dem Verkehre mit den Kebsweibern des Vaters und Herr-

schers der Anspruch begründet wurde zur Erwerbung der Herrschaft, und so spiegelt sich die Anmaßung des Stammes bereits in dem Beginnen des alten Ruben ab. Rubeniten, Dathan und Abiram, sind es, die sich gegen Moses empören. Ja, sie erscheinen insgesammt fast als losgelöst, und das andere Israel traut ihnen nicht. Als es einst zum nationalen Kampfe kommt, da spricht Deborah, die Prophetin, das Wort aus: Ruben, warum weiltest Du müßig zwischen den Hürden, zu hören das Blöken der Heerden, ja bei den Strömen Rubens da sind gar große Bedenken. So wird Ruben in den Hintergrund geschoben, getadelt, er, der Ansprüche macht, ohne daß sie Anklang finden. Er will Joseph retten, man hört nicht auf ihn; er will sich für Benjamin verbürgen, er erhält keine Antwort darauf; er beklagt sich später, daß man ihm nicht gefolgt, er findet kein Gehör. Wenn Jakob vor seinem Ende die Söhne segnet, sagt er von ihm: Du warst bestimmt zu Ansehn und Macht, doch flüchtig wie das Wasser hast Du Ansehn Dir verscherzt. Es lebe Ruben, spricht Moses in seinem Segen, er sterbe nicht, es seien seine Mannen eine geringe Anzahl, weiter nichts! Ruben geht auch zuerst zu Grunde. Schon bevor die andern Stämme ins Exil abgeführt wurden, wird sein Land erobert und sie werden in die Gefangenschaft geführt. Das ist der eine Stamm, der Bedeutung anstrebt, aber zu einer dauernden nicht gelangen kann.

Ein andrer mächtigerer ist der Stamm Ephraim. Mit einer wahren Anmuth übergossen ist die Geschichte Ephraim's von seiner frühesten Zeit oder vielmehr die Geschichte Joseph's, des Vaters Ephraim's; sie ist ein Vorbild der späteren Zeit, der Geschichte des Stammes selbst. Joseph ist gleichfalls ein Erstgeborener, er ist der Erstgeborene des geliebten Weibes, des Weibes, das eigentlich das Weib Jakob's war, das er zuerst geschaut, für das er gedient, das er liebte, das er sein ganzes Leben lang im Herzen trug. Joseph selbst, ein schöner liebenswürdiger Jüngling, wie tritt er überall edel auf! Er blickt träumerisch in die Zukunft, aber gerade darin liegt ein emporstrebender Geist, eine tiefe Ahnung seiner einstigen Bedeutung und Größe, und nicht blos, daß er groß ist und groß wird, sondern er ist auch sittlich groß, seine Reinheit bewährt sich in dem Widerstande gegen alle Versuchungen, er bleibt in den schwersten Prüfungen durch die Unschuld seines Herzens unbefangen und froh.

Doch er zieht nach der Fremde, seine Größe zeigt sich im Ausbreiten seiner Macht, weniger im Innern; das ist die Bedeutung des Stammes Ephraim. Wir wissen nicht genug von ihm, um seine Bedeutung vollkommen aufzeigen zu können, die Berichte sind alle judäisch gefärbt, und dennoch blickt überall seine hervorragende Stellung durch. Von Ephraim kommt derjenige, der zuerst in Kanaan eintritt: Josua ist ein Ephraimite, er ist der Nachfolger von Moses. Ephraim begründet zuerst die Macht Israel's. Die ersten Propheten traten in Ephraim auf und verkündeten den edlen hochherzigen Geist, der sich in ihm zeigte. Freilich, es hat den Drang, eine große Macht zu werden, es begnügt sich nicht damit, innerhalb Israel's von Bedeutung zu sein, es geht oft auf Eroberungen aus Die israelitische Großmacht beeifert sich eine asiatische zu werden, und bleibt dennoch von ihrem Ziele, das ganze Israel zu beherrschen, weit entfernt.

Neben Ephraim steht Juda. Juda, finsterer, nicht so liebenswürdig auftretend, seiner ganzen Erscheinung nach in sich geschlossener, straffer und durch diese Straffheit zäher, die Idee mächtiger in sich entwickelnd. Juda rettet Joseph vom Tode, Juda leistet für Benjamin die Bürgschaft und er tritt für ihn ein, als ihn Joseph zurückhalten will. Aus Juda ist auch einer der Abgesandten, Caleb, der Sohn des Jefunne, der gleichfalls muthig für die Eroberung des Landes eintritt und das Zagen der anderen Stämme als unwürdig verwirft. Juda wahrt sich seine Stammeseigenthümlichkeit und erreicht eine kurze Zeit auch die Herrschaft über ganz Israel. Sicher war diese Herrschaft keine enge, die Selbstständigkeit der Stämme war wohl noch entschieden genug, so daß auch David's und Salomo's Zeit keine wirkliche Gesammtmonarchie darbietet, doch war wohl, wenn auch widerwillig, Juda's Hegemonie anerkannt. Bezeichnend drückt eine Geschichte, die mehr Parabel ist, das Innerste der Volksbewegung aus. David war gestorben, und Salomo folgte ihm; er war ein weiser Fürst und von seiner Weisheit wird uns eine Probe mitgetheilt, die zugleich den innersten Gedanken der Zeit enthüllt. Es traten einst zwei Frauen vor ihn hin, die eine hatte ein lebendiges, die andere ein todtes Kind; aber beide behaupteten, das lebendige sei das ihre, und beide sagten: Mir muß das lebendige zuertheilt werden. Da sprach Salomo: Holet ein Schwert herbei und zer-

theilt das Kind und eine jede nehme sich die Hälfte. Die eine war damit zufrieden, die andere aber sagte: Lasset das Kind leben, gebet es ihr ganz, aber tödtet es nur nicht. Da sprach Salomo: Das ist die rechte Mutter; sie giebt es lieber auf, als daß sie sein Leben bedrohte. Ein schöner Zug echter Klugheit! Aber es ist mehr als dies, es ist die volle Bezeichnung der damaligen Volkszustände. Zertheilung des Reiches war die Losung, und die Erbitterung, die der Eine gegen den Andern in sich trug, trat wirklich hervor, als der starke Arm Salomo's erschlafft war; als er starb, erfolgte die Zertheilung des Reiches wirklich, die Lust jedes einzelnen Stammes, den Vorrang zu behaupten, konnte nicht mehr zurückgedrängt werden. Mein ist der lebendige Sohn, mein ist das ganze Volk, sprach ein jeder dieser Stämme aus. Nun, so theilet das Reich! Die Theilung mißfiel wohl dem wahren Vaterlandsfreunde; dennoch konnte es keiner der Nebenbuhler über sich gewinnen zu sagen: Gebet ihm das ganze Reich, aber zertheilet es nicht! Salomo's Wort mahnte, aber es zündete nicht; die Theilung des Reiches erfolgte und gegenseitige Gehässigkeit von Juda und Ephraim, Ephraim mehr großstaatlich, Juda ein kleiner Mittelstaat. Wollen Sie einen bezeichnenden Ausdruck darüber hören? Es war ein König in Juda, Amazia, ein siegesgewohnter, kriegsgerüsteter, tapferer Mann, der manchen Nachbar gedemüthigt und gezüchtigt; der König von Israel war Joas. Nun schickte Amazia zu Joas und ließ ihm sagen: Wohlan, wir wollen uns messen! Da gab Joas die schneidende Antwort: Der Dorn auf dem Libanon schickte einst zur Ceder auf dem Libanon: Wohlan, gieb deine Tochter meinem Sohn zum Weibe! Da kam ein Thier von dem Felde und zertrat den Dorn. Hören Sie hier nicht den Hochmuth einer Großmacht gegenüber einem Mittelstaate? So behandelt Ephraim Juda und es kam so weit, daß Ephraim sich mit auswärtigen Staaten verband, um Juda zu demüthigen. Pekach verband sich mit den Assyriern gegen Juda, und mit solchen Schritten besiegelte Ephraim oder das Reich Israel seinen Untergang; es glaubte sich der israelitischen Idee entwachsen, wollte asiatische Großmacht sein, und um diesem Verlangen nachzukommen, glaubte es das Interesse Israel's, sein geistiges Leben verrathen zu dürfen, um angeblich größeren, allgemeineren Zwecken dienen zu können. Da kam eine größere, die

assyrische Macht und zertrat es. Juda blieb auf dem Kampfplatz stehen, diese assyrische Macht mußte von ihm abziehen, und Juda erhielt sich noch eine längere Zeit, und in dieser kurzen Spanne, die ihm zugewiesen war, traten die großen Männer auf und belebten den inneren Volksgeist. Juda wußte sich seine innere straffere Einheit zu bewahren und diese trat auch in der Einheit des Gottesdienstes in Jerusalem, wie in allen seinen religiösen Einrichtungen, hervor. Juda entwickelte den Geist zu einer unversiegbaren inneren Festigkeit. Es mußte auch unterliegen, es wurde vom babylonischen Reiche verschlungen, und dennoch nicht vernichtet; sein staatliches Leben wurde aufgezehrt, aber sein inneres geistiges Leben blieb trotz dem Exil. Juda mußte auswandern, doch wanderten blos seine Bürger aus, die Genossen des Glaubens blieben eine Einheit. Die zehn Stämme sind aufgezehrt, ein Theil verband sich mit andern Völkern, ein Theil ging in das Reich Juda; dieses aber blieb, verblieb der Träger des geistigen Lebens, und mit seinem Namen wird nun die Religion benannt, die durch Jahrtausende siegreich auf dem Kampfplatz sich behauptete.

6.

Exil und Rückkehr. Tradition.

Lassen Sie uns noch einige Augenblicke bei den verschiedenen Staatengruppirungen verweilen, die zugleich auch den sich entwickelnden religiösen Richtungen innerhalb Israels entsprechen. Ruben, so sprachen wir es aus, hatte zuerst aus dem Nomadenzustande heraus feste Sitze sich auserkoren; es war zuerst zu einem staatenbildenden, volksgründenden Elemente in Israel geworden, wird aber als ein später zurückgedrängter Stamm nicht mit der Beachtung behandelt, die seine erste Gründung eines Volksthums vielleicht verdiente. Es war auch sicherlich in der religiösen Entwickelung zurückgeblieben. Wohl ist jenseits des Jordan in dem Gebiete, das Ruben und denen, die sich ihm anschlossen, gehörte, die Gründung der Offenbarungslehre vollzogen worden. Moses hat dieses Land nicht überschritten, er ist innerhalb desselben geblieben und dort gestorben; dort war zunächst die Offenbarung, dort war also auch die Gründung der jüdischen Idee und die Befestigung derselben, ihre Ausarbeitung nach den verschiedensten Lebensgestaltungen; aber dennoch war es offenbar ein zurückgebliebener Standpunkt, unreif in seiner Entwickelung, die, durch höhere Entfaltung verdrängt, dann auch völlig in Vergessenheit gerieth. Schon früh heißt es, es habe Ruben mit den andern Stämmen einen Altar sich erbaut dem lebendigen einzigen Gotte, aber das Unternehmen habe Bedenken erregt, als sei hier eine götzendienerische Eigenthümlichkeit, so daß die anderen Stämme dieselben fast mit Krieg überzogen hätten. Ruben sank dahin laut- und klanglos, und sein Land fiel Ammon, Moab und Edom zu, Völkern, welche als besonders feind-

selig dem Judenthum gegenübertretend geschildert werden. Daß innerhalb dieses Gebietes ein geistiges Leben, wie es von den übrigen Stämmen überliefert ward, sich erhalten habe, davon findet sich keine Spur. Später wird dieses Gebiet wieder erobert, als zu dem Staate Judäa gehörig, und es zeigt sich wieder keine Verschiedenheit, es tritt das Leben des Judenthums, weit sich verbreitend, auch dorthin. Der alte Standpunkt ist besiegt.

Als der zweite erhob sich ebenso wie durch staatliche Macht so auch durch geistige Hoheit und Veredelung Ephraim. In Ephraim, das ebenso durch geistige Begabung, wie durch edle feine Sitten ausgezeichnet erscheint, erstehen die Propheten, da sind die Männer, die die volle, reine Gotteserkenntniß in sich tragen, die die Lehre nach ihrer tieferen Auffassung und vollständigen Entwickelung verkünden. Sie gelangt freilich noch nicht im ganzen Volke zu lebenskräftiger Blüthe, auch Ephraim schwindet dahin, die Grundlage des staatlichen Lebens und damit der Boden für die weitere religiöse Entwickelung wird ihm entzogen, aber dennoch schwindet es nicht ganz und gar dahin. Das Reich Israel wird von Assyrien zerstört, die Bewohner werden in die Gefangenschaft getrieben, ein Theil aber (wie überhaupt im Alterthume blos theilweise Vertreibungen, aber nicht gänzliche Vernichtungen und Ausrottungen eines Volkes stattfanden), ein Theil bleibt auf heimischem Boden. Zu den Zurückgebliebenen gesellte sich ein Kreis von neuen Ansiedlern, die von dem Sieger dorthin gesendet waren, um das Land vor der Verödung zu schützen. Da bewährte sich die Macht höherer Bildung, der Sieger muß sich geistig dem Besiegten unterwerfen. Wie späterhin rohe Horden das römische Reich zerstörten, als Sieger zwar ungestraft das alte Volksthum zertraten, aber doch der höheren Bildung sich beugen mußten, durch sie gesittigt wurden und zu einem menschheitlichen Bildungselemente sich gestalteten, so ging es auch dort. Die Ansiedler, die das Land Israel mit denen theilen sollten, die jenes Gebiet von früher bewohnten, nämlich das des Reiches Israel, sie gestalteten sich allmählich selbst zu Israeliten, zu Ephraimiten. Sie nannten sich von nun an nach Schomron, der alten Hauptstadt des Reiches, Schomronim, Samaritaner; es waren Israeliten, die zuerst in einer gewissen Mischung mit ihren assyrischen Gewohnheiten das Israelitenthum aufnahmen, aber doch mehr

und mehr sich der echt ephraimitischen Idee, also der Grundlage des Judenthums, anschmiegten, die reine Gottesidee in sich aufnahmen und zugleich das Leben, wie es aus dieser Gottesidee sich hervorarbeitete, sowohl im sittlichen Verhalten als auch in einzelnen Formen ausprägten. So entstanden die Samaritaner. Allerdings war dies eine überwundene Stufe! Das Reich Israel war zurückgeblieben in seiner religiösen Erkenntniß, und wenn es auch die Grundlage hatte, so hatte es doch den Geist, der rastlos auf derselben fortarbeitete, wie er in Juda gepflegt wurde, abgewiesen; ihm blieb nur das Gesetz Mosis, aber die großen Propheten, die in Juda erstanden waren, Jerusalem als ihren Mittelpunkt betrachteten, auf das Davidische Haus als die Träger des Staats-, Volks- und religiösen Bewußtseins hinblickten, diese großen Propheten mußten sie eifersüchtig und feindselig von sich fernhalten. So hatten sie wohl den Buchstaben, aber der volle Geist strömte in ihnen nicht lebendig und brachte keine edleren Früchte zur Reife, sie klammerten sich darum an ihre alten heiligen Stätten. Sichem, schon zu alter Zeit die Stätte, wo das religiöse Leben gepflegt wurde, blieb die heilige Stadt, der Berg Garizim, an den die Stadt sich anlehnte, ward als Ort der Offenbarung verehrt, sie die Orte besonderer Gnadeausströmung; das Opfer dort darzubringen galt ihnen als das Werk der höchsten Frömmigkeit. Die Samaritaner nahmen später Vieles aus der jüdischen Lehre an, dürftig an Erkenntniß wie sie waren, blos an einzelnen alten Erinnerungen und Ueberlieferungen zehrend, mußten sie aus dem lebendigen Geistesquell schöpfen, der das Judenthum durchströmte; sie nahmen an, aber blos theilweise und nur insoweit, als es ihrer Eigenthümlichkeit nicht gefährlich zu werden drohte. So blieben sie eine sieche religiöse Genossenschaft und erhielten sich als solche dennoch lange. Das ist die Macht selbst der gebrochenen Idee, daß sie als lebenspendend immerhin sich bewährt; sie erhielten sich lange, ja bis zum heutigen Tage, aber ihr Dasein war ein sieches, ihr religiöses Leben ein krankhaftes, ihre geistige Entwickelung konnte sich nicht erheben, sie klammerten sich an die verwitterten Trümmer an, auf denen wohl Moos entsteht, aber keine gesunde, erquickende Pflanze. Selbst zu den Zeiten, da ein neuer Aufschwung durch die Welt zog und auch diese Gegenden berührte, war wohl wiederum ein Zucken in den erstarrten Gliedern,

wollten sich hie und da Einzelne regen, aber zu einem vollen Leben gelangten sie nicht, und so sanken sie immer tiefer in geistige Verkommenheit, in bürgerliche Vertrocknung, ihre Anzahl schwand mehr und mehr dahin, sie konnten sich nicht losreißen von dem Fleckchen, das ihnen allein immer neue Nahrung gab; die Idee in ihnen war keine menschheitliche, die in die ganze Welt getragen werden konnte, sie mußten sich an ihrer Mutterstadt festhalten. Da lebten sie, da leben sie noch heute, zusammengeschmolzen auf etwa hundert Familien, und so sehen sie dem Untergang entgegen, um fortzuleben in der Erinnerung an eine große Jugendzeit, die aber, weil sie sich nicht zur Manneskraft zu erheben vermochte, in der Mitte abbrach.

Juda war es, welches die Entwickelung voll und ganz übernahm und durchführte. In Juda, in seiner engen Einheit, in seinem Durchdrungensein von dem Glauben an den Einzigen, der als der Reine und Unbildliche gefaßt wurde als „Er ist", in diesem Glauben, der in ihm sich vollständig verkörperte, der, wie er selbst eine Einheit in sich trägt, auch Einheit erzeugte in allen seinen Einrichtungen, in ununterbrochener Folge innerhalb seines Königsgeschlechtes, Einheit in seinem Tempel und allen seinen Anordnungen, mit lebendigem sittigenden Geist in allen seinen Aeußerungen, die diesem Glauben entstammten: Juda war es, das zur wahren Manneshöhe heranreifte und die Offenbarungslehre zur vollen Lebensmacht gestaltete. In ihm entstanden denn auch die großen Männer, deren umfassende Werke, aber warum nennen wir sie Werke? deren umfassende Lebensworte, Lebensthaten uns bis auf den heutigen Tag als ein Lebenspendendes zugekommen sind. In Juda hatte sich die Idee so mächtig ausgebildet, daß sie auch nicht mehr an einen bestimmten Boden geknüpft sein mußte. Das Volksthum innerhalb Israels war nicht die Mission, die ihm geworden war, und nicht durch das Volksthum war Israels Aufgabe erfüllt. Völker, welche blos Staaten zu gründen und sie eine gewisse Zeit zu bewahren von der Weltgeschichte beauftragt sind, um gleichfalls ihren Beitrag zu erfüllen, sind, wenn sie von den Staaten losgelöst werden, zerschnitten, ihr Leben und Wirken hört auf und sie gehen ihrem Untergang entgegen. Ein Volksthum aber, das blos Mittel ist zu einem höheren Zweck, die äußere Erscheinung einer großen, die

Menschheit umfassen sollenden Idee, muß wohl eine Zeit lang sich sammeln, damit eine geeinigte Schaar vorhanden ist, innerhalb deren der Gedanke zum vollen Ausdruck gelangen kann, um dann als vollgekräftigt sich über die Welt verbreiten zu können, dann aber mag es als Staatsthum aufhören und ist dennoch seinem innersten Wesen nach nicht gebrochen. Juda fiel, aber das Judenthum fiel nicht mit ihm. Judenthum ist der Name, wie ihn von da an die Offenbarungslehre trug und trägt, das Judenthum ist erst deren voller Ausdruck. Lassen Sie uns diesen Namen auch als einen Ehrennamen tragen und bewahren! Auf diesen Namen und auf den Namen seiner Genossen ist viele Schmach gehäuft worden, der Hohn hat sich um ihn gelagert, und deshalb ist er oft von den Genossen mit einer gewissen Aengstlichkeit betrachtet werden; man möchte ihn gerne mit einem andern vertauschen: Israeliten, mosaische Glaubensgenossen u. dgl. m. Wir sind aber nach dem engeren Begriffe keineswegs Israeliten. Wir sind Israeliten als die Nachkommen Jakobs oder Israels, aber nicht Israeliten als die Genossen des Reiches Israel. Wir sind nicht mosaische Glaubensgenossen allein, wir hangen nicht blos an dem engen Gesetze, wenn es auch unser Symbol ist, das umfassende Buch, das von Anfang bis zu Ende die Gotteslehre in sich schließt. Weisen wir nicht zurück die großen Männer, die in Juda entstanden sind, die Jesajas und Jeremias, die Dichter der Psalmen und Hiob, sie sind mit der lebendige Geist, sie sind der geistige Quell, der das Ganze durchströmt, und wenn wir uns wie die Ephraimiten blos an den todten Buchstaben des Gesetzes halten wollen und nicht den geistigen Quell aufnehmen, dann sind wir freilich keine Juden, aber wir verdienen es auch nicht zu sein.

Juda fiel, aber das Judenthum blieb auch dann, als Juda in die Gefangenschaft getrieben wurde; denn auch ihm war das Loos nicht erspart worden, es fiel unter die Macht Babylons. Aber es war in sich gefestet, und nun bewährte es sich, daß es eine höhere geistige Macht in sich trug. Wohl hing es in der Gefangenschaft die Harfe an die Weiden, es wollte nicht singen das Lied Zions, es strömte die Klage aus seinem Herzen, es strömte aber auch das volle Bewußtsein aus ihm empor, daß die höchsten Güter mit ihm in die Gefangenschaft gewandert und nicht der Verkümmerung preisgegeben waren. Es war nach Babylon ausgewandert, und wie denn

in der Geschichte dieses Volkes Alles providentiell ist, überall die Leitung einer höheren geschichtlichen Macht sich kund giebt, so auch in dem Geschick, das ihm nun ward. Nicht lange blieb es unter babylonischer Macht, auch Babylon mußte einem anderen Reiche weichen; Babylons Erinnerungen sind unter die Erde gesunken, ein anderes Volk trat an seine Stelle, das persische, das von milden Sitten, von einer höheren Erkenntniß beseelt war. Es war allerdings auch ein asiatisches Volk, lebte auch in den damaligen Anschauungen, trug aber doch eine höhere eigenthümliche Bildung in sich. Juda oder vielmehr die Genossen des Judenthums, die in Persien lebten, hatten von dessen Erkenntniß nichts aufzunehmen, sie trugen ihre Eigenthümlichkeit in sich und entwickelten sie auch selbstständig; allein es war doch von großem, mächtigem Einfluß, daß sie nicht mehr den Kampf zu bestehen hatten gegen den rohen Götzendienst. Das Leben in Persien war von reinerer Art; in der Lichtreligion, der Verehrung der reinsten Ausstrahlung des göttlichen Wesens, fanden die Perser ihre besondere religiöse Nahrung. Die Juden haben von den persischen Ansichten Nichts aufgenommen, jedenfalls nicht Bedeutendes. Eine Umgestaltung durch den Einfluß der Parsen anzunehmen, dafür sind keine Thatsachen vorhanden, dafür ist eine nöthigende Veranlassung nicht sichtbar; es mögen, wie die alten Lehrer sogar selbst berichten, einzelne untergeordnete Anschauungen sich eingeschlichen haben, die aber auch untergeordnet blieben. Die Alten sagen, die Namen der Engel seien aus Babylon mit den Juden in ihre Heimath gewandert, und das heißt allerdings nichts anderes, als daß der ganze Engelglaube aus Babylon, aus Persien übergegangen sei. Dieser Engelglaube, dieser große Hofstaat, der um Gott sich versammelt, wie der irdische Herrscher ihn in Persien hatte, die Annahme von sieben Erzengeln, die wie die höchsten Fürsten um den König, so um Ormuz als die höchsten dienenden Mächte sich versammeln, mag wohl übergegangen sein, auch das Judenthum nahm die Lehre von Engeln und ihrer dienenden Wirksamkeit vielfach an, allein zu einem einflußreichen Glauben, zu einer Lehre, die auf die Gesammtheit der Gestaltung des Judenthums eingewirkt hätte, erhoben sie sich nicht. Im Gegentheile aber finden wir entschiedenen Kampf gegen das Parsenthum, insofern es dem Grundgedanken des Judenthums entgegentrat.

Das Parsenthum erkannte einen Dualismus an: Ormuz als Schöpfer und Gott des Lichtes und des Guten, Ahriman als Schöpfer der Finsterniß und alles Bösen. Da tritt der Prophet, der besonders aus dem Standpunkt jener Zeit herausschreibt, jener große Seher, der keineswegs das Parsenthum haßt und gegen seine Herrschaft die Stimme erhebt, der im Gegentheil in Jubeltönen Cyrus und seine That feiert, derselbe Prophet tritt mit den Worten auf: Ja, Israel wird befreit werden, damit sie es erkennen von Ost und West, daß Keiner außer Mir, Ich der Herr und sonst Keiner, der das Licht bildet und die Finsterniß schafft, der Frieden und Heil stiftet und das Böse schafft, Ich der Herr mache dies Alles. Nicht, wie die Perser annehmen, daß zwei Geister wirken, nein, derselbe Gott ist der Schöpfer der Finsterniß und des Bösen. Es ist mit einer schneidenden Schärfe ausgesprochen, wie wir es sonst nicht finden, wie es eigentlich dem Geist des Judenthums nicht ganz und gar zusagt, Gott geradezu als Schöpfer des Bösen darzustellen; allein es mußte hier der Gegensatz mit aller Entschiedenheit hervorgehoben werden. Als die Zeit um war, der Einfluß des Parsenthums nicht mehr drohte, und die Lehrer diesen Vers mit aufnahmen in das tägliche Gebet, da änderten sie dafür: der bildet das Licht und schafft die Finsterniß, der den Frieden und das Heil stiftet und schafft das All — nicht das Böse!

So lebten die Juden unter den Persern, wie es scheint, im Allgemeinen nicht unter Druck, eifrig bedacht für die Pflege ihres eigenthümlichen geistigen Lebens. Da trat in diesem Volke ein Mann auf mit einer civilisatorischen Mission, mit einer großen weltgeschichtlichen Aufgabe. Ein jeder Held, ein jeder große Eroberer ist das Werkzeug in der Hand der Vorsehung, und was seine Ehrsucht unternimmt, wird zum Saatkorn des Segens für viele Länder. Cyrus unternahm es, manches Reich zu zerstören, er machte große Eroberungen und stiftete ein großes persisches Reich; er war sicherlich auch ein edler Mensch, von höherem Geiste durchdrungen. Alles, was die Alten über ihn uns berichten, trägt nicht den Charakter eines blutigen Eroberers an sich, sondern den einer edlen, hochherzigen Persönlichkeit, und so bekundete er sich den Juden gegenüber, die in seinem Lande wohnten. Er scheint die eigenthümliche Erscheinung dieser in sich eng geschlossenen Schaar

der Juden verstanden zu haben, die im fremden Lande ihre Einheit bewahrten, und er rief ihnen zu: Wer ist unter Euch, den Gott antreibt, um wiederum hinaufzuziehen nach Jerusalem, der thue es und ziehe dahin. Und sie zogen dorthin, nicht alle, es blieb ein großer Theil der Bevölkerung zurück; es waren auch nicht die Schlechtesten gerade, die zurückblieben. Es verband sich schon damals Innigkeit zum Glauben mit der Liebe zur neuen Heimath, obgleich eine kurze Zeit nur, zwei Menschenalter kaum, dahingegangen waren, seitdem sie dieses neue Vaterland zum Besitze erhalten hatten. Viele waren zurückgeblieben, dennoch zog ein großer Theil, ihm folgten allmälig mehrere einzelne Schaaren, und sie gründeten zum zweiten Male den Staat, das Volksleben. Wiederum eine Erscheinung, wie sie kaum in der Geschichte sich wiederholt. Wenn ein Volk einmal sein Land verlassen hat, wenn der Staat zerstört ist, die Genossen vertrieben sind, dann ist zum zweiten Male Staat und Volk nicht wiederherzustellen; wenn einmal die Nerven des Volkes zerschnitten sind, der Faden losgerissen, das innere Volksleben erstarrt ist — neues Leben aus demselben Boden hervorzulocken ist eine schwere Aufgabe. Dem Versuche, die erstarrten Glieder mit neuem Saft zu durchströmen, hat sich kaum irgend ein Volk gewachsen gezeigt; das Beispiel der Juden ist fast das einzige in der Weltgeschichte. Die Juden kehrten zurück und bildeten wiederum ein neues Volksthum, und warum gelang es gerade ihnen? Weil sie mehr waren als ein Volk, weil sie eine Genossenschaft waren, durch das Band einer Idee in sich geeinigt. Von dem Riesen Antäus erzählt die griechische Sage, er sei unbesiegbar gewesen, so lange er auf dem Erdboden gestanden habe, aber wenn er emporgehoben worden, sei er leichter zu besiegen gewesen; als Hercules daher die Aufgabe übernommen ihn zu tödten, vermochte er ihn auf der Erde nicht zu bewältigen, aber sobald er ihn in die Höhe gehoben hatte, war es ihm ein Leichtes. So ergeht es fast jedem Volke. Auf seinem Boden schöpft es stets neue Kraft; wenn es ununterbrochen auf demselben weilt, ist seine Lebensdauer lange verbürgt; ist es aber aus diesem Boden hervorgehoben, so ist seine Kraft versiegt. Aber Juda war nicht blos ein Volk, es war Träger eines Gedankens, durchströmt von einer lebendigen Idee, die es in seinem Volksthum nur äußerlich darzustellen be-

müht war und die es daher zum zweiten Male auszuprägen unternehmen konnte.

Freilich die eigentliche unmittelbare Schöpfungskraft der Offenbarung war nun zu Ende. Wohl traten bei diesem Wiedereinzuge in Juda Männer auf, die gewissermaßen das Siegel der Propheten, der Schluß derselben sind. Vor Allen jener Seher, der mit solchem Jubel die schöne Zeit der Verjüngung und Erneuerung begrüßte, jener große Seher, der als einer der Edelsten, Weitsichtigsten mit umfassendem Blicke, mit höherer Anschauung alle Zustände durchdringt und die Aufgabe Juda's für die ganze Menschheit mit eindringlicher Kraft schildert. Er begrüßt diese Zeit und Cyrus, den Helden dieser Zeit, mit begeisterten Worten: Der da spricht zu Kores: Mein Hirt! Er erfülle all Mein Begehr, daß er rufe, Jerusalem werde erbaut, das Heiligthum gegründet. So spricht der Herr zu Seinem Gesalbten, zu Kores: Ich habe seine Rechte gefaßt, vor ihm zu demüthigen Völker, den Gurt der Könige löse Ich, die Thüren öffnen sich ihm, die Pforten ihm nicht verschlossen. Ich ziehe vor Dir einher, ebene Ungrades, breche eherne Thüren, zerhaue Riegel von Eisen, gebe Dir Schätze der Finsterniß, Tiefverborgenes, daß Du wissest, daß Ich der Herr bin, der Dich ruft, der Gott Israels. Und darauf folgt nun: Damit sie es wissen von Ost und Westen. . . daß ich Bildner des Lichtes und Schöpfer der Finsterniß u. s. w. Hier hören wir die Begeisterung eines hochbegabten Sängers, der durchdrungen war von der lebendigen Idee des Judenthums, mit Innigkeit, mit höchstem Entzücken die Zeit begrüßt, in der es wiederum als ein lebendiges Volk auch eine lebendige Wirksamkeit entfalten konnte. Auch mehrere andere Propheten, Haggai, Zacharia, Maleachi, traten im Anfange des Unternehmens auf und begrüßten die Zeit im Offenbarungsgeiste. Aber doch mußte die Zeit bald kommen, wo der Strom der göttlichen Offenbarung versiegte; die Offenbarungslehre war geschlossen, sie hatte sich vollkommen eingelebt in Israel und Juda.

Die Offenbarung war zu Ende, aber neben ihr mußte doch noch ein lebendiger Geist das Ganze weiter leiten und durchziehen, wenn es nicht erstarren sollte; der Geist, der früher in unmittelbarer Wirksamkeit die Männer ausrüstete und die Lehre schuf, mußte als der erhaltende und belebende weiterwirken. Wie in der

Natur die Schöpferkraft auf wunderbare Weise das ganze Dasein hervorgerufen, dann aber, als es zur endlichen Ruhe kam, selbst gewissermaßen ruhte, aufhörte Neues zu zeugen, aber diese Schöpfungskraft noch als die des Erhaltens und Förderns sich kundgiebt, dieselbe Kraft, welche schuf, in den Gesetzen lebt, die sie regeln und leiten, in der Frische und Dauer, die der Natur verliehen ist als lebendiger Strom, der sie immer neu befruchtet, so ist es in dem Geistesleben, das durch die Offenbarung geschaffen worden und durch die Tradition erhalten und belebt werden sollte. Der schaffende Geist war nicht ganz aus dem Judenthum gewichen, es war nicht ein vollständiger Abschluß, so daß nichts mehr neu sich erzeugen, nichts sich veredeln konnte, der lebendige Geist durchströmte weiter die Zeiten. Wenn auch die Klage erschallte: Es ist kein Prophet mehr unter uns, so wirkt darum doch derselbe heilige, veredelnde Geist immer weiter. Die Tradition ist die Kraft der Entwickelung, welche im Judenthum fortdauert als eine unsichtbar schöpferische, als ein gewisses Etwas, das niemals seine volle Ausprägung erhält, aber immer wirkt und schafft. Die den Körper belebende Seele ist innerhalb des Judenthums die Tradition, sie ist die ebenbürtige Tochter der Offenbarung. Sie schwand nie und wird nicht schwinden innerhalb des Judenthums, sie ist der Quell, der die Zeiten immer befruchtet und bei jeder Berührung mit der Außenwelt je nach dem Bedürfnisse auch neu gestalten muß. Das war es, womit das neue Volksleben, das neue religiöse Leben begründet wurde. Wenn einst die Zeit kommen sollte, aber sie wird nicht kommen, wo der Strom der Tradition versiegt, wo man auf das Judenthum hinblickt als auf ein vollständig Abgeschlossenes, wo man mit dem nach hinten gewandten Antlitze auf das schaut, was die früheren Zeiten erschaffen haben, und blindlings dies bewahren will, wo man auf der anderen Seite sich zwar nicht mit Bereitwilligkeit unter die Vergangenheit zu beugen, dennoch aber mit einer romantischen Ehrfurcht, mit einer gewissen alterthümelnden Liebe auf das Judenthum als eine Trümmer hinschaut, die in ihrer trümmerhaften Gestalt erhalten werden müsse, oder Andere wieder mit vornehmer Gleichgiltigkeit an dieser Trümmer vorübergehen, nirgends aber eine gestaltende Kraft sich zeigen, nirgends eine lebendige Kraft hervorbrechen wollte: wenn einst eine solche Zeit kommen

sollte, dann freilich mögen Sie dem Judenthume das Grab aushöhlen, es ist dann todt, es ist dann geistig vollkommen geschwunden, es ist dann ein wandelndes Knochengerüste, das eine Zeit lang noch fortdauern mag, aber dem Untergange sicherlich entgegengeht. Das ist das Judenthum nicht; das Judenthum hat eine fortzeugende Tradition. Ja, ehren wir dieses Wort! Die Tradition ist wie die Offenbarung eine geistige Macht, die immer weiter wirkt, eine höhere, die nicht aus dem Menschen hervorkommt, sondern ein Ausfluß des göttlichen Geistes ist, die innerhalb der Gesammtheit wirkt, ihre Träger sich auserwählt, in stets reiferen und edleren Früchten sich manifestirt und dadurch Lebensfähigkeit und Lebensdauer bewahrt.

Mit der Tradition ist das zweite Volks- und Staatsleben, die zweite Epoche des jüdischen Lebens entwickelt worden. Wohl mußte dieses Staatsleben durch einen schweren Kampf begründet werden, und bei allem Jubel, der zuerst die Gemüther durchdrang, schlich sich doch bald die Trauer über die Dürftigkeit der Mittel und die Geringfügigkeit der Ergebnisse ein. War es doch eine zweite Geburt, die nun geschehen sollte, und es zeigt sich da bald, daß man mit einer gewissen Aengstlichkeit verfuhr, nicht aus dem lebendigen schaffenden Geiste schöpfte, sondern mit peinlicher Rücksicht das Alterthümliche, und wenn es auch nicht mehr in die Zeit hineinpaßte, bevorzugte. Wiederum trat Priesterthum und Opferdienst alsbald in den Vordergrund, ja um so mehr, als in Juda das Davidische Geschlecht und die treu gebliebenen Priester, die Söhne Zadoks, zu hohem Ansehn gelangt waren und diese als die natürlichen Führer betrachtet wurden, um die sich alle schaarten, und wirklich waren die ersten Führer auch die Nachkommen dieser beiden Geschlechter, ein Nachkomme David's und ein Nachkomme der Söhne Zadok's. Da nun der neue Staat doch unter der Lehnsherrlichkeit Persiens stand, so war es natürlich, daß der regierende Davidide von geringerer Bedeutung war, der hohe Priester sich die höchste Ehre erwarb und so eine Priesterherrschaft sich bildete, ein Adel, der zugleich auf seine Heiligkeit pochte, eine Familie, die ihre persönlichen Ansprüche mit denen des Heiligthums identificirte, auch ihre menschlichen Leidenschaften in das heilige Gewand kleidete. Jener große Seher sprach daher auch harte Worte aus gegen diejenigen, die sich ihrer angeborenen Heiligkeit rühmten, sich brüsteten mit ihrem vornehmen

Stamme, welche den Gottesknecht, der aber doch der einzig treue ist, jenen Mittelstand, der sich eng anschloß an das Alte und Heilige, aber nicht zu den Herrschenden gehörte, verhöhnten, obwohl er doch der Mittelpunkt war des staatlichen und religiösen Lebens. Wir hören Klagen ertönen über den tiefen Druck, über den inneren Verfall, und dazu kam, daß das Volksleben sich nicht kräftigen konnte; es hatte sich nicht von innen heraus erzeugt, es war ein Geschenk von des persischen Königs Gnaden. Aber eine geschenkte Freiheit ist ein abgebrochenes Reis, das keinen mütterlichen Boden hat, das verwelkt und dahinsiecht. So war tiefe Betrübniß in das Volk eingekehrt, ein gewisses Verzweifeln an sich selbst. Manche trübe, verzweifelte Worte, die wir aus dem Munde des Predigers hören, sind aus jener Zeit heraus geschrieben; es ist die Unsicherheit, die sich des ganzen Volksgeistes bemeistert, wenn das innere und äußere Leben angetastet wird, wenn die Bildung sich zu hoher Stufe emporgeschwungen hat und dennoch ihren vollen Ausdruck nich finden darf. Es war, wie der Prophet es sagt: Es sind die Kinder zum Durchbruche gekommen und ist nicht Kraft da zur Geburt. Es will sich nichts entwickeln, es zersplittert sich Alles und zerklüftet sich, es nagt das Gefühl der Ohnmacht. Das ist das tiefste Wehe eines Volkes, daran bricht das Herz, daran bricht auch die geistige Kraft. Und dennoch, wenn auch Schweres auf Israel lastete, es sollte sich wieder aufraffen. Es giebt einen Punkt, den kein Volk sich verletzen läßt, um den es ringt mit aller Macht seiner Seele, zu dessen Vertheidigung es alle Kräfte wachruft, das ist sein Herzpunkt. Auch Israel ward an seinem Herzpunkte angegriffen: das war der Glaube, der durch die Berührung mit dem Griechenthum gebrochen werden sollte. Da entstand ein Kampf um das innerste Leben, und neu gestärkt ging das Judenthum daraus hervor.

7.

Griechenthum. Sadducäer und Pharisäer.

Die Weltgeschichte ist einige Jahrhunderte träge dahingeschlichen über das neue jüdische Staatsleben und Volksthum, ohne daß besondere Erfolge bemerkbar gewesen wären. Wird ein Land in einem Tage neu hervorgebracht, ein Volk mit einem Male geboren? So ruft der große Prophet aus jener Zeit aus, und wir sprechen es ihm nach. Manches Jahrhundert geht scheinbar still in der Geschichte vorüber, während tief unten in dem Innersten des Volkslebens doch eine nachhaltige Wirksamkeit geübt wird, die dann zur gelegenen Zeit hervorbricht; selbst große Weltereignisse gehen an einem gewissen Kreise ganz unmerkbar vorüber, man glaubt kaum, daß sie eine Spur dort eingegraben hätten, und doch ist sie eingesenkt und sie wird sich, wenn Luft und Licht günstig sind, wenn innere Antriebe mächtig drängen, in Früchten und Erfolgen zeigen. Alexander, der Macedonier, gründete sein großes Weltreich, in welchem er Stücke aus drei verschiedenen Welttheilen einigte; durch dieses Unternehmen wurde das Griechenthum weithin ausgebreitet, wurden griechische Geistessaaten innerhalb des großen Reiches ausgestreut. Allerdings das Griechenthum, das mit den Waffen Alexander's über die Welt zog, war bereits ein erschöpftes und abgeblaßtes, Alexander selbst, wenn auch ein Zögling des Aristoteles, war gewissermaßen ein wildes Pfropfreis auf dem Oelbaume des Griechenthums, und was er mit seinen Waffen bewirken wollte, war sicherlich weniger die Ausprägung des griechischen Geistes als die Unterjochung der Völker unter seine Herrschaft. Aber mit ihm zog doch immer eine

für jene Länder neue, wenn auch ziemlich veraltet gewesene griechische Bildung. Sein Reich überdauerte nicht sein Leben, es zerfiel mit seinem Tode, aber griechische Staaten erhielten sich dennoch in jenen Gegenden, zu denen auch Palästina gehörte. Das Begegniß Alexander's selbst mit dem jüdischen Volke ist ziemlich in Sagen gehüllt. Sein Auftreten erschütterte den ganzen Orient, sein Name strahlte überall und durch lange Zeiten; auch von dem jüdischen Volke wurde er nicht vergessen, er ward gefeiert als ein Herrscher, der den Juden nicht ungünstig gewesen, der sogar dem damals regierenden Hohenpriester mit unterwürfiger Ehrerbietung entgegengekommen sei. Wie viel daran geschichtliche Wahrheit ist, wie viel die Sage verherrlichend hinzugefügt hat, vermögen wir heute nicht mehr genau zu bestimmen. Alexander selbst wirkte auf die Entwickelung des Judenthums und des jüdischen Volkes sicherlich nicht ein, aber die Staaten, die aus seinem großen Weltreiche sich hervorbildeten und gleichfalls auf griechische Bildung gegründet waren, hatten ihren Einfluß in verschiedenartiger Weise.

Wenn zwei geistige Weltmächte aufeinander stoßen, wie Hellenenthum und Hebräerthum, wie griechische Bildung und jüdische Religion, wenn zwei solche geistige, die Welt umbildende Mächte einander begegnen, so geht es nicht ohne Neubildung vorüber, so wird, sei es im Kampfe, sei es in geistiger Durchdringung, immer ein neues Etwas erzeugt, es entstehen Schöpfungen, die den Charakter entweder beider in sich tragen, oder den überwiegenden des Einen, doch geschwängert in gewisser Weise mit dem Charakter des Anderen. In zwei verschiedenen Arten nun wirkte das Zusammentreffen des Griechenthums mit dem Judenthume. In Egypten, namentlich in Alexandria, der Stadt, welche von Alexander selbst als eine Freistätte gegründet worden, und die sich auch bald zu einer freien Stätte des griechischen Geistes erhob, in Egypten, einem Lande, das einen von Bildungselementen tief durchfurchten Boden enthielt, wuchs die alte griechische Bildung, wenn auch nicht in verjüngter Gestalt, doch als ein gewisser Nachwuchs auf, sie verbreitete sich dort namentlich unter den Höherstehenden, unter den geistig Begabteren. Die griechische Bildung wurde ein neues Lebenselement daselbst, ohne daß sie schöpferisch zu wirken, neue gesunde Erzeugnisse hervorzulocken vermocht hätte. In dieser neuen griechischen Heimath

herrschte mehr Anlehnung an das Alte, gelehrtes kritisches Untersuchen und Forschen, ein Bemühen, sich die äußere Form der alten Wissenschaft und Gelehrsamkeit anzueignen und wiederzugeben, ein kleinmeisterliches Gelehrtenthum, das von innerem, wissenschaftlichem Triebe nicht befruchtet war. Was sich von da zu uns herübergerettet hat, was uns sonst davon mitgetheilt wird, zeigt keinen frischen lebendigen Geist, blos das Bestreben, pünktlich und genau das Alte zu durchforschen, den Buchstaben zu pressen und an den Knochen herum zu nagen. Dennoch verbreitete das Alexandrinerthum mancherlei Bildung.

Wiederum zeigt sich hier eine merkwürdige Seite des Judenthums, die ihm seine Bedeutung verbürgt. Ueberall, wo eine neue Bildung sich erzeugt, wo der Geist ungehemmt sich entwickelt, ein frisches Volksthum, eine frische geistige Entwickelung sich bemerkbar macht, schließt sich das Judenthum rasch an, nehmen seine Bekenner bald die neue Bildung in sich auf, verarbeiten sie, und sie erkennen in diesem Lande, das ihnen das Höchste bietet, geistige Freiheit, geistigen Aufschwung, ihre Heimath. Wie die gesunde Pflanze nach Luft und Licht sich sehnt und dorthin sich ringt, sich hindurchschlingend durch allerhand Hindernisse, so ist es gewissermaßen auch mit dem Judenthume. Luft und Licht verlangt es, und wo sie ihm geboten werden, ist seine Heimath, da fühlt es sich wie im Vaterlande, als wäre es seit Jahrhunderten daselbst eingebürgert. Der Vorzug des Menschen vor dem Thiere ist, daß er auf dem ganzen Erdboden, nicht blos in bestimmten Theilen der Welt, seine Wohnstätte wählen kann, daß überall, wo nur Leben sich erzeugen kann, wo nur irgend organische Wesen sich erhalten können, er auch seine Stätte zu gründen vermag; er ist der Herr der Erde, nicht wie das Thier, das an einen gewissen Boden geknüpft ist. Das Judenthum bewährt hier seinen umfassend menschlichen Charakter. Ueberallhin vermag es sich zu acclimatisiren, überallhin seine Saaten zu tragen und Antheil zu nehmen an dem dortigen Volksleben, namentlich da, wo tiefere Bildung auch den Boden zu einem geistigen umzugestalten weiß.

Genug, die Juden hatten sich bald in Egypten eine neue Heimath gegründet. Ob sie erst mit Alexander dorthin gekommen, oder ob sie schon bei der Auflösung des judäischen Staates zum Theil

als Flüchtlinge mit Jeremias dorthin gewandert und bei freier Entwickelung mehr hervortraten, mag dahingestellt bleiben, sie waren da und zwar als voll eingelebt und eingebürgert. Bald war die griechische Sprache ihre Sprache, deren sie sich nicht blos bei dem täglichen Verkehr bedienten, sondern die auch die Sprache ihrer Religion wurde, der jüdischen Religion. Sie gingen so weit, daß sie in Leontopolis, einer Stadt des Bezirkes Heliopolis, sich einen Tempel erbauten, der ein Abbild des Jerusalemischen war, nicht etwa um sich von Jerusalem loszusagen, um die Verbindung mit dem Mutterlande abzubrechen, sondern aus dem Bewußtsein heraus, daß sie dem Lande, wo sie wohnten, voll ungehören und auch dort voll ihren religiösen Bedürfnissen genügen können. Nach seinem Gründer nannten sie ihn den Oniastempel, und er galt als vollkommen berechtigt, und selbst in Palästina ward er keineswegs etwa als götzendienerisch verpönt. Der Tempel war das äußere Haus, aber höher stand der Geist, die Lehre; auch sie sollte ihnen zugänglich sein im Griechenthume, in der griechischen Sprache Daß für einen griechisch-egyptischen Fürsten, einen der Ptolemäer eine Uebersetzung der Bibel und des Pentateuchs angefertigt worden, ist Verherrlichung der Sage; es lag vielmehr in dem Drange der Bevölkerung, die Bibel, ihr schriftliches Heiligthum, sich vollkommen anzueignen in griechischer Sprache. Die hebräische war ihnen damals, als die Uebersetzung unternommen wurde, freilich noch nicht entschwunden, aber jedenfalls war sie ihnen nicht so heimisch und geläufig mehr, daß sie das Buch, das ihnen das Lebensbrod und das Lebenswasser reichen sollte, voll hätten aufnehmen können; die griechische Sprache sollte es ihnen näher führen.

Wir haben hier das erste Beispiel in der Geschichte, daß ein Buch eine Uebersetzung erhielt. Die hebräische Bibel wurde in das Griechische übersetzt, und diese Uebersetzung ist uns zugekommen, sie ist bekannt unter dem Namen der Siebzigerübersetzung. Die verherrlichende Sage berichtet nämlich, daß siebzig Aelteste dieses Buch übersetzt hätten, und zwar jeder für sich abgesondert; alle aber stimmten vollkommen überein, und so zeigte sich, daß die Uebersetzer gleichsam von göttlichem Geiste durchleuchtet waren. So schmückte die Sage jene Uebersetzung aus, nicht blos unter den griechischen Egyptern, sondern auch in den Schriften der Palästinenser, auch in den thal-

mudischen Schriften wird sie uns mitgetheilt, — ein Beweis, mit welcher Anerkennung und Ehrfurcht dieses Werk auch von der Fremde betrachtet wurde. Diese Uebersetzung verleugnete natürlich nicht den dortigen Geist, sie schmiegte sich wohl eng an den Buchstaben der heiligen Schrift an, gab vollkommen den Inhalt wieder je nach dem Verständnisse, das die Uebersetzer davon hatten, aber es fehlte nicht an einigen Umgestaltungen, die den dortigen Anforderungen entsprachen. Abgesehen von einzelnen dem Drang der Verhältnisse dargebrachten Abweichungen, ist auch auf religiöse und philosophische Anschauungen Rücksicht genommen. In ersterer Art, — um blos eine Vorstellung zu geben, wie die Verhältnisse des Landes berücksichtigt worden, — erblicken wir zum Beispiel die Vorsicht, mit welcher sie in der Uebersetzung vermieden etwa dem Königshause zu nahe zu treten oder den Volksvorurtheilen zu verfallen. So wird unter den Thieren, welche zum Genusse untersagt sind, der Hase genannt. Das hebräische Wort würde im Griechischen die Uebersetzung erhalten haben: Lagos; allein die Königsfamilie hieß die Familie der Lagiden, und so würde es einen Anstoß gegeben haben, wenn in dem Gesetzbuche der Juden dieser Name, als der eines unreinen Thieres, vorgekommen wäre. Sie wandelten es um und schrieben ein Wort, das der Fußhaarige oder Fußdichte bedeutet, ein Wort, das sie sich neu bildeten, um dem Anstoß zu entgehen. Die Esel waren eine Thiergattung, die als zum Reiten nur von der untersten Klasse gebraucht wurde; in der heiligen Schrift kommen jedoch die Esel vielfach als Reitthiere vor. Die griechischen Uebersetzer vermieden das Wort, um nicht Spötteln und Kopfschütteln entstehen zu lassen. Aber auch in Gesetz und Religion vermieden sie sorgsam, was dem kritischen Sinn jener Neugriechen einen Anstoß bieten konnte, namentlich sinnliche Bezeichnungen für Gott, Ausdrücke, die als naiv poetische in der heiligen Schrift gestattet sind, aber dem nüchternen Sinne Jener aufgefallen wären.

Dieses Einleben in die griechische Bildung und griechische Sprache drang immer weiter, ohne daß die jüdisch-religiöse Anschauung in den Gemüthern dadurch wankend geworden wäre. Die hebräische Sprache wurde allerdings dort immer unbekannter; sie, die Trägerin der jüdisch-religiösen Anschauung, die den frischen Hauch des religiösen

Gedankens ausströmt, wurde unter den griechisch-egyptischen Juden nach und nach ziemlich vernachlässigt und vergessen, so daß selbst die bedeutendsten Gelehrten, wie ein Philo, schülerhaft in derselben unterrichtet waren. Noch in einer späteren Zeit, im zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr., als ein großer Theil der griechischen Juden in eine andere Religion übergegangen war, der treue Ueberrest sich enger an das hebräische, palästinische Judenthum schloß, hatte man noch das Bedürfniß einer griechischen Bibelübersetzung. Man merkte nun, daß die alte Uebersetzung zu wenig dem Texte entsprach, man verlangte ein engeres Anschließen an denselben, konnte aber der Uebersetzung nicht entrathen! Man mußte daher den Versuch neuer griechischer Uebersetzungen machen, obgleich das Hebräische damals auch unter ihnen mehr verbreitet war. Solche Uebersetzungen unternahm das Alterthum nicht, um ein Kunstwerk zu schaffen und der Nachwelt zu überliefern, sondern aus dem innersten, tiefsten Bedürfnisse der Zeit. Drei Uebersetzer der Bibel zu jener Zeit werden uns genannt: Aquila, Theodotion, Symmachus, und Trümmer ihrer Uebersetzungen sind noch vorhanden. Selbst die Lehrer des Thalmuds lobten sie wegen dieser Arbeit, und das biblische Wort: Es breite Gott aus Jafeth, und er wohne in den Zelten Sem's, wurde in einer nach jener Zeit üblichen Umdeutung dahin angewendet: die Schönheit des Jafeth wohne in den Zelten Sem's, die Anmuth des Griechenthums mache sich auch einheimisch in den Zelten des Semitismus, — ein Vers, der auch von Andern in verschiedener Weise verrenkt und mißbraucht wurde. Als später nämlich das Christenthum herrschend wurde, deutete man das Wort: Gott breite Jafeth aus und er (nämlich Jafeth) wohne nun in den Zelten Sem's; Jafeth sei der Erbe Sem's, er werde das neue Israel. Und in neuerer Zeit hat man mehr schillernd als wahr davon gesprochen, wie der alte Sem erst durch die Bildung aus Jafeth's Stamm geglättet werden müsse. Genug! Das griechisch-geistige Leben wurzelte tief in den Juden, und noch aus der späteren Zeit wird uns berichtet, ein Thalmudlehrer habe vernommen, wie das Volk das Schemagebet in griechischer Sprache verrichtet habe. Sie sehen, wie die alte Zeit uns Beispiele bietet, daß ein gebildetes Volksthum mächtig auf die Geister wirkend auch an dem religiösen Leben des Judenthums keineswegs spurlos vorübergeht, und daß

die Bekenner des Judenthums, treu und anhänglich ihrer Religion, dennoch in Sitte und Sprache des Landes eingingen.

Während der Alexandrinismus, als Scholastik des Alterthums, im Allgemeinen wenig Saftiges und Kräftiges bietet, ist es um so bedeutsamer, daß er gerade innerhalb des Judenthums als eine Triebkraft wirkte, als eine Wurzel zu neuen Schöpfungen. Es erwuchs das Bestreben, das jüdische ererbte Gut mit den neu gewonnenen Erkenntnissen zu vereinigen, die Wahrheiten des Judenthums in ihrem Werthe noch zu erhöhen durch die neu zuströmende griechische Bildung, beide Schätze mit einander in Einklang zu bringen, so daß der eine die Herrlichkeit des andern um so heller hervortreten, um so glänzender erstrahlen lasse. Die verschiedensten literarischen Versuche sind, wenn auch nicht besonders werthvolle, Producte dieses treibenden Verlangens. Eine Frucht ernsten geistigen Ringens war besonders die alexandrinisch-jüdische Philosophie. In der Philosophie vor Allem mußte das Aufeinandertreffen des Judenthums mit dem Griechenthume einen harten geistigen Kampf und eigenthümliche Resultate erzeugen. Es bedurfte hier der Vermittelung zwischen zwei scharfen Gegensätzen. Das Judenthum geht von seiner Selbstgewißheit aus, von der inneren Erfahrung, von einer lebendigen Ueberzeugung, für die es keines Beweises bedarf und die nicht vollständig bewiesen werden kann. Das Griechenthum ging im Gegentheile von der Untersuchung, von der menschlichen Forschung aus, von dem Sinnlichen emporsteigend, entwickelnd und ablösend, um zu dem höheren Gedanken zu gelangen. Zwei verschiedene Wege, die nicht blos im Verfahren auseinandergehen, sondern auch in der ganzen Anschauungsweise! Und diese beiden einander schroff entgegengesetzten Anschauungen prallten auf einander. Doch gab es auch im Griechenthum eine Richtung, die, wenn sie auch dem griechischen Geiste angehörte, dennoch mit einem gewissen prophetisch-poetischen Schwunge das Höhere zu erfassen bemüht war und von diesem Höheren zu dem Niederen herabstieg, jenes in tiefere Stufen sich einsenken ließ. Sie will gleichfalls das Göttliche, das Ideale unmittelbar erfassen, durch Intuition, durch erhöhte Anschauung. Mit solch kühnem Schwunge erfaßte Platon das ewig Gute, das ewig Schöne; aus ihm erzeugen sich einzelne Ideen, die als Musterbilder, — man weiß nicht, ob sie

an sich auch eine gewisse Existenz haben oder blos als Bilder des Geistes zu denken sind, — sich in den wirklichen Dingen ausprägen, sie selbst vollkommen, während die einzelnen sinnlichen Gegenstände sie blos in Begrenztheit darstellen. Das war eine Richtung, die den jüdischen Philosophirenden besonders zusagen mußte. In ihr fanden sie die Brücke zwischen den rein urgeistigen und den stofflichen Dingen. Wie geht der höchste Geist, der ewig vollkommene, ein in die unvollkommene Welt? Musterbilder schafft er aus sich, sagte Plato, er schaut in sich hinein, und da entsteht Vollkommenes, aber dieses Vollkommene prägt sich wiederum in untergeordnete Existenzen aus und so geht es tiefer hinunter von Mittelursachen zu Mittelursachen, bis die wirklichen Dinge entstehen und die Schöpfung uns entgegentritt. Gott, das ewige Sein, das ewig Vollkommene, ist die höchste Ursache, doch der ewig Reine tritt nicht in unmittelbare Verbindung mit diesem Unreinen, erst durch vielfache Ausströmungen und Verkettungen entsteht das Irdische.

Eine solche Auffassung war den jüdischen philosophisch gebildeten Griechen sehr genehm. Sie bot ihnen eine glückliche Handhabe, Gott in seiner Unantastbarkeit und Unfaßbarkeit zu erhalten und dennoch durch die verschiedenen sinnlichen Bezeichnungen, wie sie in der Schrift vorkommen, nicht gestört zu werden, indem sie dieselben auf die untergeordneten Wesen beziehen konnten. Das damalige Griechenthum, steif und nüchtern, war nicht geeignet in naive poetische Gebilde sich hineinzudenken und den poetischen Ausdruck gelten zu lassen, ohne daß die Erhabenheit des Gedankens dadurch verletzt würde. Man hielt am Buchstaben fest, und war dieser zu sinnlich, so mußte er sich gewaltsamen Erklärungen fügen. Auch daran ließ man es für die Bibel nicht fehlen. Erzählungen und Gebote wurden aus ihrer schlichten Natürlichkeit zu künstlichen Philosophemen gezwängt, man glaubte sie dadurch zu erheben; die symbolische Erklärungsweise ist ein Product des jüdisch-alexandrinischen Geistes. Die sinnlichen Ausdrücke und Begebenheiten in Beziehung auf Gott aber übertrug man eben auf untergeordnete Geister, die aus Gott sich erzeugt haben. Bei Philo, dem bedeutendsten Manne aus dieser jüdisch-alexandrinischen Zeit, und wohl auch schon bei Früheren, deren Schriften wir nicht mehr besitzen, faßt sich dies zusammen in den Logos. Philo ist ein gläubiger, glühen-

der Jude, er ist vollkommen hingegeben der Ueberzeugung von der Wahrheit des Judenthums, die für ihn keines Beweises bedarf, mit der größten Liebe giebt er sich der Untersuchung über die Lehre des Judenthums hin, den sittlichen Geist desselben faßt er in edler Reinheit auf; aber ebenso ist er ganz hingegeben der symbolischen Deutung, und das Grundwesen der jüdisch-alexandrinischen Philosophie spitzt sich ihm zusammen in den Begriff des Logos. Dieser Ausdruck bedeutet im Griechischen ebensowohl den Gedanken — was Philo darunter versteht — wie auch das Wort. Er ist der Demiurg, der Weltschöpfer; er ist zuerst von Gott erzeugt, als reine Idee aus ihm hervorgegangen; als eine von Gott ausgehende Kraft erzeugt er nun die Welt, wirkt weiter auf sie belebend und umgestaltend ein. Das war die Versöhnung, welche das Judenthum mit dem Griechenthume feierte. Die alexandrinisch-jüdische Philosophie ist die Mutter zahlreicher Philosophieen, die das ganze Mittelalter hindurch entweder rein oder gemischt herrschten, sie ist die Mitschöpferin einer neuen Religion, bei deren erstem Eintritt sie höchst bedeutsam umgestaltend wirkt und sie mit einem gewissen Strahlenkranze umgiebt, mit einem gewissen philosophisch-mystischen Glanze beleuchtet. Das die eine Seite, wie die Berührung des Griechenthums mit dem Judenthume wirkte.

Aber noch in einem andern Lande berührte sich Griechenthum mit Judenthum und zwar in Palästina selbst. War der egyptische Staat doch von wirklicher Bildung erfüllt, so scheint der syrisch-griechische Staat auf einer tieferen Stufe sich befunden zu haben. Es war eine rein äußerliche Bildung, ein Firniß ohne wahrhafte Durchbildung; keine Spur ist uns von einer in demselben herrschenden eigenthümlich griechischen Denkweise und Productivität geblieben. Aber jemehr Halbbildung, um so mehr Fanatismus, je weniger innerer Gehalt, um so größerer Werth wird auf die Aeußerlichkeit gelegt. Wenn die Religion keine wahrhaft innere Macht ist, wenn das Staatsleben nicht wirklich von einer Idee getragen wird, so kommt der Eifer in das Volk, eine äußerliche Einheit herzustellen, und dazu gehört der Versuch, dem Staat scheinbar eine Religionseinheit zu verleihen. Wie wir in späterer Zeit diesem Streben in dem Ausdruck des christlich-germanischen Staates begegnen, so finden wir hier das Bestreben, den Staat als einen heidnisch-hellenischen zu

begründen. Palästina stand unter der Oberhoheit der Syrer, es sollte nun ein Glied dieses heidnisch=hellenischen Staates werden. Das Judenthum hatte in seinem zweiten Staatsleben bis dahin schon manche Leiden und Prüfungen zu erdulden, es trug sie still, zuweilen auch mit einem Aufschrei der Klage, doch nie regte sich ein vollkräftiger Wille, den Druck abzuwehren. Nun aber war es an den Herzpunkt gekommen, nun war die Zeit herangenaht, wo über Sein oder Nichtsein entschieden werden sollte.

Nicht alle zeigten sich bereit in diesen Kampf einzutreten. Die Männer, die an der Spitze standen, die Priester, die Söhne Zadok's, sollen keineswegs von glühendem Eifer erfüllt gewesen sein, den Kampf zu unternehmen; mit Winkelzügen glaubten sie den Sturm beschwören zu können. Die Bildsäule des Zeus sollte in dem Tempel aufgestellt werden; sie wurde aufgestellt. Es sollten für den Herculestempel Beiträge gegeben werden, und sie wurden gegeben. Es sollten Gymnasien, nicht etwa Bildungsstätten, sondern Ringschulen, errichtet werden in Judäa, um auch dort die eigenthümliche Aeußerung der griechischen Sitte zur Schau zu stellen; sie wurden errichtet. Man ging auf jede Weise mit Nachgiebigkeit dem Herrscher entgegen, vielleicht um den Sturm zu beschwichtigen, vielleicht auch aus Feigheit und niederträchtiger Gesinnung, um sich nur zu erhalten. Aber das Herz des Volkes konnte das nicht dulden, und war es von seinen Herrschern verlassen, so mußte es aus seinem Innersten heraus den Widerstand gegen fremde Unterdrückung unternehmen, die nicht blos das irdische Vaterland zerstören, sondern auch das geistige ihm rauben wollte. Eine kleine Schaar unter der Anführung der Hasmonäer, einer hochherzigen Priesterfamilie, sammelte sich, leistete Widerstand, fand Anhang, die Begeisterung verbreitete sich, der übermüthige Dränger mußte weichen und aus dem zerrütteten kleinen Staate wurde durch diesen Aufschwung ein, wenn auch nicht für die Dauer, so doch für längere Zeit, als man hätte ahnen dürfen, in sich kräftiger und selbstständiger Staat. Griechenthum und Judenthum hatten sich hier gemessen, freilich das abgeschabte und abgelebte Griechenthum, und wohl auch das nicht vollkräftige Judenthum, und doch trug letzteres den Preis davon, es erhielt sich, während das syrische Reich nach kurzem Siechthum unterging.

In solchen Zeiten, die in dem Innersten des Volksgemüthes

wühlen, werden auch die Volkskräfte aus ihrer tiefsten Heimathsstätte hervorgelockt, entwickelt sich auch das geistige Leben rasch und mächtig. Es war Jahrhunderte lang still und mit einem Male wird es geräuschvoll, da sehen wir die bewegende Triebkraft, die neue Erzeugnisse, neue oder vielmehr neu gekräftigte Richtungen hervorbringt. Bereits mit dem Entstehen des zweiten Volkslebens waren verschiedene Parteien in ihm aufgetreten. An der Spitze des Volkes, als Anführer bei der Rückkehr, stand ein Nachkomme des alten hohenpriesterlichen Geschlechtes, und zwar des Geschlechtes Zadok; der Ahn dieses Geschlechtes war als Hohepriester an dem salomonischen Tempel hoch geehrt, seine Nachkommen hatten ununterbrochen an dem jerusalemitischen Tempel die Priesterfunctionen verrichtet. Neben dem Nachkommen aus der Familie Zadok's, Josua, Sohn Jozadak's, stand auch ein Nachkomme aus der Familie des David, Serubabel, Sohn des Schealthiel. Beide zusammen waren die Anführer, sie beide und ihre unmittelbaren Nachfolger bleiben auch ferner die Häupter des Volkes. Aber das Volk war weder damals noch später selbstständig; es stand zuerst unter der Oberhoheit der Perser, dann unter der der Egypter, dann der Syrer, bis der Kampf ausbrach. Von den Oberherren wurden Satrapen gesandt, und diese waren doch die eigentlichen Herren des Landes. Ein einheimischer König oder Fürst, der die bürgerlichen Angelegenheiten lenkte, wurde kaum geduldet, und wenn er geduldet wurde, war seine Macht so unbedeutend, daß sein Ansehen sich bald verlor. Anders war es mit dem Hohenpriester, der das religiöse Leben repräsentirte; sein Ansehen mußte, da sein Amt das einzige heimische und zugleich ein heiliges war, um so mehr steigen, und bald vereinigte er, was von bürgerlicher Obmacht übrig blieb, mit der priesterlichen Macht. Es war das die einzige Zeit im Judenthume, wo in gewissem Sinne eine Hierarchie vorhanden war, wo eine eigentliche Priesterherrschaft zur Geltung kam, aber sie bewies sich auch kläglich genug. Diese Priesterfamilie war die der Zadokiten. Das Volk, das zurückgekehrt war, begeisterte sich an dem Streben, das alte Volksthum wiederherzustellen, klammerte sich mit aller Macht an diejenigen an, die als die Häupter dastanden, namentlich an die religiösen Vertreter des Volkes, es schloß sich den Priestern mit Ehrerbietung an. Es galt damals das Alte mit Entschiedenheit festzuhalten; Tempel und Tempeldienst,

das damit verknüpfte Priesterthum und die Abgaben an Tempel und Priester waren der Mittelpunkt des religiösen Lebens. Von solchen Gesinnungen waren die Eifrigen im Volke erfüllt. Die Rückkehrenden fanden aber auch innerhalb Palästina's gar manche Elemente, die unterdessen herangekommen waren und entweder gar nicht oder nur sehr lau dem jüdischen Glauben anhingen. Mit aller Strenge sonderten sich nun die Eifrigen von solchen Mischlingen ab und hießen daher „Abgesonderte", „von den Völkern des Landes und deren Unreinheit sich absondernd", sich eng an die Häupter und Führer anschließend. Der andere Theil hieß das „Volk des Landes"; es waren eben diejenigen, welche zum Theil noch gar nicht in das Judenthum eingegangen waren, zum Theil mit schwachen alten Erinnerungen oder gar als Proselyten, als Fremdlinge, sich anlehnten. Denn auch solche wurden willig aufgenommen, wenn sie auch nicht mit entschiedener Strenge festhielten an den Vorschriften, welche die Abgesonderten für sich als bindend erachteten.

Es ist eine landläufige Phrase, daß das Judenthum dem Proselytenthume ernst entgegentrete. Dies hat seine theilweise Wahrheit, aber nur wenn es nach seinem wahren Sinne erfaßt wird. Eine jede Religion, welche von ihrer Wahrheit überzeugt ist, Wahrheit sein will nicht blos für einen engen Kreis, sondern für die Menschheit, muß auch das Bestreben haben, sich über die ganze Menschheit zu verbreiten. Wenn sie sich einschränken wollte auf den engen Boden, den sie nun einmal einnimmt, blos an diejenigen sich richtet, die in ihr geboren sind, die einem bestimmten Lande angehören, eine abgeschlossene Geschichte haben, dann hat sie aufgehört das Charakteristische wahrer Religion an sich zu tragen, dann ist sie eine Secte geworden, aber keineswegs mehr der Lebensduft, der als ein allgemeiner sich über das Allgemeine verbreitet. Das Judenthum hat im Gegentheil gerade zuerst von Proselytenthum gesprochen, es kennt zuerst die Fremdlinge, welche sich Gott zugesellen und welche als Vollberechtigte aufgenommen werden, während das übrige Alterthum nur den Bürger kennt, der im Lande geboren, auf dem Boden erwachsen ist. Ihm bleibt der Fremde immer fremd, bis er etwa in späteren Geschlechtern in dem Volke einlebt oder ihm das Bürgerrecht zuerkannt wird. Das Judenthum hat die Schranken des engen Volksthums gebrochen; nicht die Geburt macht den Juden, sondern die

Ueberzeugung, die Anerkennung des Glaubens, und auch derjenige, welcher nicht von jüdischen Eltern erzeugt ist, aber den wahren Glauben in sich aufnimmt, wird ein Vollberechtigter. Das Proselytenthum in seinem edleren Sinne, wonach von den bisher Fernstehenden die Ueberzeugung aufgenommen wird, weil sie gleichfalls sich mit ihr einverstanden erklären, dieses Proselytenthum ist ein Product des Judenthums. Freilich Proselytenmacherei, bloße Uebertragung der Aeußerlichkeit, Anwendung der Gewalt, um das Affectiren des Glaubens zu erzwingen, ohne durch die innere Kraft der Wahrheit zu überzeugen, ist dem Judenthum entschieden widerwärtig, vor ihr warnt es. Fremdlinge, Proselyten, bildeten also damals einen großen Theil des Volkes.

Schon in der ersten Zeit nun, bevor der syrische Kampf ausgebrochen war, entstanden einzelne Mißverständnisse zwischen den verschiedenen Theilen des Volkes. Die Zadokiten, Fürsten und Priester, wurden, wie dies einmal in dem Charakter einer solchen angeborenen und noch dazu mit besonderer Heiligkeit verbundenen Würde liegt, mehr und mehr engherzig, sie suchten auf sich das ganze Wesen der Religion zu beziehen, sie hörten allmälig auf Vertreter und Diener der Religion zu sein, sondern sie sollte ihnen dienen. Die Abgesonderten, der kräftige Kern des Bürgerthums, fanden hingegen in den Priestern und Herrschern nur insofern ihre Vertreter, als sie das religiöse und das Staatsleben wirklich wahrten, und sobald dieselben ihre persönlichen Verhältnisse den Anforderungen der Religion und des Staates voranstellten, waren die Abgesonderten, das Bürgerthum, auch Gegner der Zadokiten. Als der große Kampf dann ausbrach und da gerade das Herrschergeschlecht sich lau zeigte, das Bürgerthum dagegen mit aller Kraft und Begeisterung auftrat, da gruppirten sich diese Sonderungen entschieden als besondere Parteien. Die Zadokiten, die Sadducäer, waren die Einen, die Nachkommen des Priesterstandes in Verbindung mit allen vornehmen Geschlechtern; die Abgesonderten, die Pharisäer, wie man sie mit einem aramäischen Ausdrucke bezeichnete, waren der andere Theil. Auf den Bürgerstand sich stützend, hatten die Hasmonäer oder Makkabäer die Nachkommen der Zadokiten von dem Throne gestürzt, auf den Schultern des Bürgerthums stiegen sie zugleich auf Thron und Altar. Auch die Hasmonäer wurden Fürsten und Hohepriester, zwar durch

eigenes Verdienst, aber dennoch durch engen Anschluß an das gesunde, kernige Volk. Allein auch hier bewährte sich eine allgemeine geschichtliche Erfahrung. Die neue Dynastie geht gar sehr danach aus, den alten Adel mit sich zu ralliiren. Die Sadducäer waren der alte Adel, und bald glichen sich die Differenzen zwischen den neuen Königen und Priestern und den Nachkommen derer, die früher diese Aemter verwaltet hatten, aus, die Sadducäer wurden die Hofleute, der Adel des neuen Hofes, und dieser hielt sich an den adeligen Kreis, an die durch ihre angestammte Würde mächtige Partei. So brach der Kampf zwischen Sadducäern und Pharisäern ernstlich aus; die herrschende Dynastie schwankte hin und her, doch im Ganzen mehr dem Adelgelüste sich fügend.

Es war ein politisch-religiöser Kampf, der zwischen Sadducäern und Pharisäern ausgebrochen war, so daß die Kluft immer weiter sich öffnete, ein politisch-religiöser Kampf, in dem man für jene Zeit kaum zu unterscheiden vermag, welches Element, das politische oder religiöse, überwiegend gewesen. Im religiösen Leben lag die Grundabweichung der Pharisäer nämlich darin, daß man die Heiligkeit des Priesterthums nicht so in den Vordergrund gestellt haben wollte. Der Spruch aus dem zweiten Makkabäer-Buche, das der damaligen Zeit angehört, drückt diese Gesinnung präcise aus: Ist ja Allen gegeben das Reich, das Königthum, die Priesterschaft und die Heiligung. Das ganze Volk sollte nach dem Sinne der Pharisäer als ein heiliges und priesterliches erscheinen; wohl gab es besondere priesterliche Functionen und Vorschriften, die nicht angetastet werden konnten, doch sollte das ganze Volk zur Heiligung, zu einem Abbild der priesterlichen Heiligkeit sich erheben. So schuf man Erschwerungen für das ganze Volk, Einrichtungen, welche den Priestern soviel wie möglich annähern sollten. War Reinheit und Unreinheit Vorschrift für die Priester, so sollte das ganze Volk sie mit Sorgsamkeit beobachten; waren gewisse Waschungen zu den heiligen Opferfeierlichkeiten für die Priester vorgeschrieben, so sollte auch das Volk die gewöhnlichen Mahlzeiten mit gleichen Vorbereitungen genießen, „profane Frucht mit der Reinheit des Heiligthums". War der Tempel besonders Stätte der Priester, hatten sie dort den Opferdienst zu verrichten, waren die Opfermahlzeiten der Sammelpunkt der Priestergesammtheit und waren diese selbst eine religiöse Handlung: so trat

nun das Volk auf mit Nebentempeln, mit Synagogen, die den Tempel zwar nicht ersetzen, aber Volkstempel werden sollten; auch sie verzehrten Mahlzeiten in Genossenschaften, die eine ähnliche Weihe erhalten sollten. Das Mahl wurde geweiht durch Waschung als heiliger Fleischgenuß, der Wein vertrat das Trankopfer, und auch das Räucherwerk durfte nicht fehlen. Diese frommen Mahlzeiten wurden durch Gebete gehoben, und man ward so in gewissem Sinne auch Priester. So entstand durch das pharisäische Bestreben, einen Priestercharakter zu tragen, die große Institution der Gotteshäuser. Das Gebet ist eine Frucht jenes Strebens, das wohl hie und da des einseitigen Charakters nicht entbehrte, aber so viel Gesundes und Kräftiges in sich enthielt, daß es auch gesunde und kräftige Erzeugnisse hervorbrachte. Jedoch entstanden auch viele Einrichtungen, die das Leben beschwerten, die theilweise noch Geltung haben, theilweise als Schatten umherschwanken. Wenn z. B. der Abschiedsgruß beim Sabbathausgang mit Wein und Gewürzen gefeiert wird, so ist das ein Ueberbleibsel jenes alten Volksverlangens, auch die Priestergewohnheiten zu erfüllen.

Ueberall, wo Religion und Bürgerthum sich entschieden äußerten, entbrannte der Kampf der Sadducäer und Pharisäer. Die Pharisäer wußten die verschiedenen Einrichtungen, die auf das Volksleben von tiefem Einfluß waren, an sich zu ziehen. So wurde die Einrichtung des Volkskalenders, das Gerichtswesen der Priesterpartei entwunden, und das Volk, die Gelehrten, wußten sie als ihr Eigenthum an sich zu bringen. Das Volk, die Gelehrten, — denn die Namen Pharisäer und Sadducäer werden mehr von den Gegnern festgehalten, weniger von den Parteien selbst gebraucht. Die Sadducäer nannten sich selbst die Söhne der vornehmen Geschlechter, der Hohenpriester, ihre Gegner nannten sie Sadducäer; darin liegt zwar keine schimpfliche Bezeichnung, allein gegenüber den Ansprüchen des Adels war es eben nur ein Familienname. Ebenso nannten sich die Abgesonderten „die Gelehrten oder die Genossen des Bundes", welche auf das Streben nach Selbstheiligung hielten; die Gegner bezeichneten sie mit dem alten Namen Pharisäer, der wiederum keine beschimpfende Bezeichnung ist, der aber den Anspruch besonderer Gelehrsamkeit und Bundesheiligkeit vermied. Erst die spätere Zeit versuchte diesen Namen einen Makel anzuheften. So war denn eine mächtige Kluft innerhalb Israels eingetreten; die Kluft mußte sich erweitern und mächtige innere Umgestaltungen erzeugen.

8.

Sadducäer und Pharisäer. Zukünftige Welt. Hillel.

Die Schwierigkeit, uns eine entschwundene Zeit nach ihren innersten Motiven und Triebfedern vorzuführen, an und für sich schon groß genug, erhöht sich namentlich dann, wenn uns gleichzeitige Urkunden fehlen, die uns durch ihr Dasein selbst den Gedankengang und die Auffassungsweise jener enthüllen, wenn blos Berichte aus späterer Zeit Auskunft geben über das, was in einer früheren Zeit gedacht, angestrebt worden, sich zugetragen hat. Selbst die treuesten Berichte späterer Zeit fassen ja doch am Ende die Verhältnisse und Begebenheiten von ihrem Standpunkte aus auf, färben unwillkürlich oder absichtlich mit Parteilichkeit, entstellen aus Mangel an Verständniß für die Vergangenheit. Handelt es sich um einflußlose Zeitabschnitte, die uns mit einem Nebelflor umhüllt sind, so können wir sie etwa gleichgültig dem Sammlerfleiße des Forschers, der kühnen combinirenden Kritik überlassen. Allein grade solche Zeitabschnitte sind zuweilen maßgebend für eine lange Reihe von Jahrhunderten. Wenn wir auch wenig von ihnen wissen, die Spuren haben sich tief eingegraben, sie sind bestimmend geworden in ihren Schöpfungen, in ihren Ereignissen für alle Zeiten, und es kann uns, wenn wir über uns selbst eine klare Vorstellung haben wollen, über das, was und wie wir es geworden sind, nicht gleichgültig sein, die Quelle recht klar zu erkennen, aus der wir geflossen, den tieferen Grund zu erfassen, aus dem die Gegenwart sich erzeugt hat. Was vor zwei Jahrtausenden in Judäa gedacht worden, geschehen ist, wie Sadducäer und Pharisäer mit einander gerungen haben, was aus diesem Kampfe

sich hervorgearbeitet hat, hat für Jahrhunderte hin gewirkt, war von einer mächtigen weltgeschichtlichen Bedeutung, ist noch bestimmend für den heutigen Tag, dasselbe ist es, woran wir theilweise uns halten, wogegen wir andererseits ankämpfen, bald ist's die Grundlage, auf der wir ruhen, bald die Schranke, deren Beengung wir fühlen und zu brechen bemüht sind.

Wollen wir ein bestimmtes Urtheil gewinnen über die wichtigsten Fragen der Vergangenheit und Gegenwart, so muß das unsichere Tasten bei der Erklärung jener Erscheinung innerhalb des Judenthums des zweiten Tempels aufhören. Es sei endlich genug über Sadducäer und Pharisäer gefabelt und gedichtet. An willkürlichen Gebilden hat es nicht gefehlt. Man hat sich die Sadducäer bald als Griechenfreunde gedacht, die sich gewissermaßen außerhalb des Judenthums stellten, der neuen griechischen Bildung in die Arme warfen und ganz entnationalisirt waren, sie erschienen als Epikuräer, Lüstlinge, Weltleute, welche religiöse Interessen weit von sich entfernt hielten; im Gegentheile hatten Andere, durch die Aehnlichkeit der Benennung irre geführt, sie gar zu Stoikern gemacht. In der That aber waren sie eine Zeit lang Träger des jüdischen Volkslebens und der Gegenstand *ihrer* Bemühung auch die tiefere Grundlage des Judenthums, sie waren der Priesteradel, der in der damaligen Zeit mächtig, der Mittelpunkt war, um den das ganze Volk sich gruppirte, der jedoch dann versank, wie das so oft das Ende derer ist, welche, über dem Volke stehend, sich noch mehr über das Volk erheben wollen, ihre Person und ihre persönlichen Interessen in den Vordergrund drängen und dadurch, an dem Leben des Volkes nicht fördernd genug betheiligt, von demselben verdrängt werden. Der Name der Pharisäer hat im Andenken der späteren Geschlechter auch eine falsche Bedeutung angenommen. Namentlich durch den Einfluß einer anderen Religion verstand man unter Pharisäern kleinliche, beengte Menschen, Mückenseiger, die an einer Außenfrömmigkeit kleben, ohne innerlich davon erwärmt zu sein, ohne größere, religiöse Idee. Von Seite der Juden wurden sie zwar nicht in solchem herben Sinne aufgefaßt, doch vermochte man ihnen die ihnen wirklich innewohnende Bedeutung nicht zuzuerkennen. Denn in Wirklichkeit waren sie der Kern des Volkes, ihr Streben war die Gleichberechtigung aller Klassen, ihr Kampf ein Kampf, der in allen Zeiten, wo es ein Tüchtiges gilt, sich wieder-

holt, ein Kampf gegen Priesterthum und Hierarchie, gegen Bevorzugung einzelner Klassen, ein Kampf grade dafür, daß nicht in der Aeußerlichkeit allein der höhere Werth gesucht werde, sondern in der inneren, religiösen Gesinnung. Die Mittel, welche sie zum Theil ergreifen mußten, erscheinen dem ersten Anblick nach nicht zu dieser Darstellung passend, aber sie entsprechen, tiefer erfaßt, derselben doch vollkommen. Sie mußten, um den Priestern entgegen zu treten, für Alle das in Anspruch nehmen, was das Priesterthum auszeichnete, sie wollten Anderen keine größeren Pflichten zuerkennen, um ihnen auch keinen Vorrang einräumen zu müssen. Wir sind, sprachen sie, eben so heilig, stehen eben so hoch da, wie ihr. Setzen wir den Fall, eine spätere Zeit erfahre nur oberflächlich, es sei einst ein Kampf darum gewesen, ob alle Klassen des Volkes die Vertheidigung des Vaterlandes übernehmen sollten, und daß grade die früher davon Befreiten sich in den Vordergrund drängten und mit aller Entschiedenheit nicht dem Adel, den Rittern, die bisher allein eingestanden mit Leib und Leben für die Sicherheit des Staates, es ferner mehr überlassen wollten: dann möchte Mancher denken, das seien eben Raufbolde, die sich auch in den Krieg stürzen wollten und sich nicht begnügten, daß Andere statt ihrer die Fehde ausfechten. Wäre diese Beurtheilung eine gerechte? Gewiß nicht. Die Klassen, welche jenes negative Privilegium, die Bevorzugung der Theilnahmlosigkeit, hatten, treten mit dem Anspruche auf: Wir wurzeln ebenso im Vaterlande, haben das gleiche Recht und auch die gleiche Pflicht, ihr sollt keine höheren Pflichten erfüllen, um darauf Bevorrechtigungen zu stützen, um euch als die Grundsäulen des Staates hinzustellen; wir sind gleich bereit dieselben Opfer zu bringen. In derselben Gesinnung wurzelt der Kampf der Pharisäer gegen die Sadducäer, und daher dieselbe Bereitwilligkeit, priesterliche Erschwerungen zu übernehmen.

Dieser ernste, einschneidende Kampf wurde oft mit unzulänglichen Mitteln geführt. Auch diese Erscheinung wiederholt sich häufig in der Geschichte. Die Aufstrebenden tragen die volle Kraft der Idee in sich und können sie doch nicht verwirklichen. Die Sadducäer waren einmal die Vornehmen, mit allen Stellen betraut, entweder selbst Priester, die doch immer geachtet blieben, oder mit den Priestern verbunden, sie sonnten sich nun einmal an der Gunst des Hofes, der zwar hie und da auch den Pharisäern die Hand reichte, wenn

es nöthig war, der aber doch in der Luft der Sadducäer sich ganz anders behaglich fühlte. Sie waren einmal im Besitze und mußten theilweise in demselben verbleiben; denn so entschieden auch der Kampf der Pharisäer gegen besondere Vorrechte des Priesterthums gerichtet war, insofern sie auch auf das bürgerliche Leben, auf den rechtlichen Zustand sich erstrecken wollten: so konnten sie das Priesterthum als solches nicht abschaffen, es hatte seine Berechtigung in der Geschichte, und so lange Opferwesen und Tempel blieb, konnten ihm auch seine Diener nicht entzogen werden. In solchen Zeiten, in denen der Erfolg des Kampfes nicht gesichert erscheint, in denen man mit aller Entschiedenheit zwar die Waffen führt, den Sieg vor Augen sieht und dennoch an demselben zu verzweifeln anfängt, richten sich die Blicke der Menschen auf die Zukunft hin.

Gesunde Zeiten, gesunde Völker haben das entschiedene Bewußtsein ihrer geistigen Kraft, sie fühlen die Unendlichkeit und Ewigkeit des Geistes bereits in der Gegenwart; die tüchtige geistige Kraft ist so mächtig, daß sie, alles Endliche überwiegend, keiner weiteren Bürgschaft für sich bedarf. Gesunde Zeiten, gesunde Völker kommen nicht darauf, den Geist als ein schwächliches Gebräu zu betrachten, als ein Gemisch von Stoffwechsel, Nervensaft und Blutkügelchen, sie sind sich ihrer geistigen Selbstständigkeit, der siegenden Macht, die in derselben liegt, der Bestimmtheit und Gesondertheit des Geistes vollkommen bewußt. Aber deshalb denken sie nicht immer an die Zukunft, träumen nicht, wie es sich später gestalten wird, in der Gegenwart tragen sie bereits die geistige Macht mit ihrer siegenden Kraft in sich, eine jede Minute ist für sie eine Unendlichkeit, da in ihr der Entwickelungsstoff liegt für alle späteren Zeiten. Solche Zeiten und solche Völker blicken auf die Zukunft als auf ein nothwendiges Ergebniß der Gegenwart, wohl wissend, daß, was sie lebendig bewegt, seine Verwirklichung finden wird und muß, da es ihnen nun schon ein geistig Gegenwärtiges ist. Krankhafte Menschen, krankhafte Zeiten oder Religionen denken unablässig an die Zukunft, stellen diese in den Vordergrund. Aus der Gegenwart, in der sie der Macht entbehren, den regen Wunsch zu verwirklichen, flüchten sie in die Zukunft, zu der sie einen natürlichen Uebergang nicht finden, die sie um so heißer ersehnen, um so ausgeschmückter sich erträumen. Es wird anders werden, ist ihr ewiger Trost; je

schwächer das gegenwärtige Vertrauen, desto kühner die dichtende Phantasie für eine glänzende Zukunft.

Das Judenthum kennt solche Schwächlichkeit nicht, es hat die tiefe und innerste Ueberzeugung von dem vollen geistigen Leben, die Ebenbildlichkeit des Menschen, ihm von Gott aufgeprägt, ist ihm keine andere, als eine geistige. Die Bestimmtheit, mit der immer von der geistigen Macht gesprochen wird, sowohl von dem geistig lebendigen Gott als von dem durch den Geist lebendigen Menschen, diese tiefe Ueberzeugung, von der alle Schriften durchweht sind, ist Bürge für den Glauben des Judenthums, daß der Geist ein ewiger ist und nicht abgeschnitten wird. Aber in den Vordergrund drängt es diesen Glauben nicht, es bezeichnete diese Erde nicht als ein Jammerthal, malte nicht den jenseitigen Lohn aus; es verlangte nie, daß man diese Erde zerstöre als ein Nichtiges und Sündiges, es wollte nicht, daß das Erdenleben geknickt werde, weil es blos eine Prüfung sei. Diese krankhafte, sentimentale Stimmung kennt das Judenthum nicht. Daß es den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele in sich trägt und weiter entwickelt, dafür bürgt selbst der grübelnde Verfasser des Koheleth; er spricht zwar darüber wie über alles Andere seine Bedenken aus, aber gerade, daß er sie ausspricht, ist ein Zeugniß dafür, daß es der allgemein verbreitete Glaube war: der Geist des Menschen steigt nach oben; es kehrt der Staub zur Erde zurück, wie er gewesen, der Geist aber kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben. So ist dieser Glaube kräftigend, veredelnd, ermannend, ohne die Gegenwart zu tödten und niederzudrücken.

Allein Zeiten waren gekommen, wo die Gegenwart eine sehr trübe war, wo man sich nicht befriedigt fühlen konnte mit dem, was sie darbot. Man sah auf die eigenen Bestrebungen und auf den Gegensatz dazu in der Wirklichkeit; man sah auf seine Kräfte, die die eigenen Bestrebungen durchführen sollten, und erkannte ihre Unzulänglichkeit. In solchen Zeiten ist es natürlich, daß man sich tröstend zuruft: nur unverzagt! Was gegenwärtig sich nicht erfüllt, es wird doch in einer besseren Zeit Gestalt gewinnen. Es muß eine andere Zeit herankommen und zwar in der diesseitigen Welt, und dann werden die Zustände mit einem Male sich geändert haben. Das Priesterthum, riefen die Pharisäer, wird sinken, ein Nachkomme aus dem Hause David wird regieren, das Volk wird gekräftigt sein,

das Volksleben die Früchte entwickeln, nach denen wir uns sehnen. Es kommt eine andere Welt und auch wir werden an ihr theilnehmen. Man begnügte sich nicht damit, daß die Zukunft erfüllen wird, was die heiße Lust der Gegenwart erzeugt hat; man wollte selbst, da man in der Gegenwart nichts genossen hat, in der Zukunft mitgenießen. Das ist die Wurzel des Glaubens an die zukünftige leibliche Auferstehung. Dieser Glaube ist allerdings auch im Parsismus vorhanden, und die Juden mögen bei ihrem Aufenthalte in Persien mit diesem Glauben bekannt geworden sein; Spuren aus früherer Zeit jedoch finden sich nicht, das Buch Daniel giebt uns davon die erste Kunde, und dieses Buch gehört eben der Zeit an, in die der innere schneidende Kampf fällt. Mag nun auch dieser Glaube, als im Parsismus vorhanden, auf das Judenthum eingewirkt haben, es würde ihn nimmermehr aufgenommen haben, wenn nicht in seiner inneren Entwickelung der Drang dazu vorhanden gewesen wäre. Grade die Pharisäer, die Männer, die für die Umwandlung der Zustände kämpften und sie nicht erreichen konnten, grade sie mußten sich die Zukunft gestalten als die Verwirklichung ihres gegenwärtigen Sehnens. Die Sadducäer, mit ihrer Gewalt zufrieden, eine Umgestaltung nicht verlangend, ja ihr entgegenstrebend, verwarfen darum auch den Glauben an die Auferstehung des Leibes. Ob sie darum wirklich als Ungläubige verdammt werden können, das ist eine Frage, die ich Ihrer Beantwortung getrost überlassen darf, eher als der Entscheidung manches Gerichtshofes.

Der Kampf zwischen Sadducäern und Pharisäern entbrannte so auf dem Felde des bürgerlichen Lebens wie im Gebiete des religiösen immer heftiger, er griff in Alles ein, beherrschte die ganze Anschauungsweise. Je ernster und trüber die staatlichen Verhältnisse sich gestalteten, um so mehr vertiefte sich auch die innere Differenz; die bedrohliche Krisis, in welche das Volk gestürzt wurde, rief auch alle gesunde Volkskraft auf. Wie zur Zeit der Makkabäerkämpfe das Volk erwachte, da das Ausland es vollkommen niederdrücken wollte, so ging es auch in der folgenden Geschichte des Judenthums. Kämpfe verschiedenster Art wütheten im Innern, selbst in der königlichen Familie, die einzelnen Söhne eines verstorbenen Königs traten bei nicht vollkommen geordneter Erbfolge als

Prätendenten auf, die mit einander im Streite lagen, das Ausland wurde angerufen zur Entscheidung, zur Unterstützung des Einen oder Anderen. Das steigerte die Unzufriedenheit mit der Gegenwart und deren Vertretern. Daß der echt religiöse Geist in den Edlen dennoch nicht erstickt war unter diesem Hader, dafür genüge nur ein einzelnes Beispiel. Bei einem dieser Kämpfe zwischen zwei Prätendenten, Hyrkan und Aristobul, als die Anhänger des Einen, worunter die Priester, sich im Tempel befestigt hatten, während die Andern ihn belagerten, beide von der heftigsten Parteileidenschaft erfüllt, da ward ein frommer Mann, der bei denen draußen sich befand — er hieß Onias, bekannt in den thalmudischen Schriften unter dem Namen Choni ha=Meaggel — ein Mann, dessen Gebet man große Erfolge zuschrieb, aufgefordert, er solle für den Sieg der Draußenstehenden, für das Unterliegen der im Tempel Befindlichen beten. Er aber betete: „Herr der Welt, Vater im Himmel, drin sind Deine Priester, Söhne Deines Volkes, hier sind gleichfalls Söhne Deines Volkes, sie sind gegen einander erbittert; höre nicht das Gebet Jener gegen Diese, nicht die Verwünschungen Dieser gegen Jene!“ Das Volk steinigte ihn. Das ist eine Frucht des echten jüdischen Geistes, ein Mann, der zu den edelsten Märtyrern gezählt werden darf. Erglüht von wahrer Menschen= und Vaterlandsliebe, bleibt er seiner Ueberzeugung treu im Angesicht des sicheren Todes. Er entweiht nicht sein Wort trotz der Wuth und dem Ingrimm, die auf ihn schauten. Ob den Lippen dieses Edlen, als er seine Seele aushauchte, nicht auch das Gebet entströmte: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun? Die Sage berichtet nichts darüber — denn blos die Sage kann Aehnliches erzählen, die Worte des Verscheidenden hört Niemand, — seine Gesinnung war gewiß eine solche.

Aber die Bitterkeit dieser Kämpfe sollte bald zu einer Existenzfrage sich steigern. Ein Volk tritt in die Weltgeschichte ein, das bald die größte Bedeutung erlangte und überall einschneidend und entscheidend Hand anlegte. Der Löwe wird als dem Katzengeschlechte angehörig betrachtet. Ja, Rom war ein Löwe. Es schlich zuerst schlau und freundlich heran, war ein vermittelnder Bundesgenosse, um dann über die hinzustürzen, die seine Freunde sein sollten, erst die Oberherrlichkeit sich anmaßend, nachher das Volk

in vollständige Abhängigkeit hinabdrückend. Als Rom mit Judäa sein Katzen-Löwenspiel begann, fühlte das Volk, daß ein mächtiger Feind naht. Da bemächtigte sich der Geister treibende Unruhe, die Parteikämpfe wurden heftiger und vertieften sich mehr. Herodes war gehaßt, gefürchtet als Fremder und als Tyrann, doch hätten vielleicht seine Vorzüge diese Schattenseiten in den Augen des Volkes verdeckt, seine Kraft hätte imponirt. Was ihn jedoch dauernd zum Fremden stempelte, den Haß immer neu anfachte, das war, daß er als Satellite Roms erschien, daß er immerfort nach Rom hinschaute und von dort sich Begünstigungen erwarb.

In solchen Zeiten treten Männer auf, welche die volle Volksseele in sich widerspiegeln und zur Darstellung bringen wollen. Ich nenne Ihnen einen Namen, der freilich in der Weltgeschichte nicht mit dem Glanze umgeben ist, wie mancher andere, und es dennoch verdient, in seiner hohen Bedeutung erkannt und gewürdigt zu werden. Wie sich an Moses die Offenbarungslehre, wie sich an den Namen Esra's die Tradition knüpft, so an den Namen Hillel's die Verjüngung des Judenthums. Die Thalmudisten haben in ihrer naiven Darstellung die Bedeutung Hillel's wohl erfaßt und gekennzeichnet. Sie sagen: die Thora war vergessen worden, da kam Esra aus Babel und gründete sie wieder neu; die Thora wurde wiederum vergessen, da kam Hillel aus Babel und gründete sie neu. Vergessen war sie sicher nicht zu Hillel's Zeiten, aber sie war erstarrt, sie hätte ihre Lebenskraft eingebüßt, ihren Einfluß verloren auf die spätere Entwickelung, wenn nicht Hillel als der Mann der tieferen Einsicht und des inneren religiösen Lebens die Verjüngung bewirkt hätte. Es mag sein, daß auch mit einem gewissen Nachdrucke von der babylonischen Gemara betont wird, Esra und Hillel seien aus Babel gekommen, denn die Männer des babylonischen Thalmud hielten sehr auf Babel trotz dem Drucke, dem sie auch dort unterlagen; auch darin mag eine Wahrheit liegen, daß grade Männer, die nicht ganz in den augenblicklichen palästinischen Verhältnissen aufgegangen waren, eine fremde Luft eingeathmet, vielleicht auch großartigere Verhältnisse geschaut haben, daß sie grade besonders geeignet waren den neuen Volksgeist zu erwecken. Genug! Hillel war ein Mann, der auf das Judenthum entschieden einwirkte.

Hillel ist eine vollkommen geschichtliche Persönlichkeit; der Bericht über ihn mag wohl mit mancher Sage umgeben sein, aber in diesen Sagen ist er nur klarer gezeichnet, sein Bild ist uns durch sie nicht verhüllt. An jeden bedeutenden Mann knüpfen sich Sagen auch in der geschichtlichsten Zeit, es werden von ihm Anekdoten, pikante Erzählungen und Ereignisse mitgetheilt, die vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht immer bestehen können; allein sie ergeben sich aus seinem Charakter, man muß von ihnen sagen, daß, wenn sie nicht wirklich geschehen sind, sie doch ganz mit dem Wesen dieses Menschen harmoniren. Sagen dieser Art sind nicht Erdichtungen, sie sind ein Werk echter Dichtung, es wird hinabgestiegen in den Herzensgrund eines solchen Menschen und es werden Perlen heraufgeholt, die sich wirklich dort befinden und nur zufällig nicht ans Tageslicht gekommen sind; ihre scharf geschnittene Persönlichkeit tritt dadurch nur deutlicher hervor. Wie der Dichter, wenn er auch die Geschichte nicht ganz treu wiedergiebt, den Charakter seines Helden dennoch treu zeichnet, indem er dieses hinzufügt, jenes anders gestaltet, und grade dadurch das Wesen uns klarer und deutlicher erscheinen läßt: so macht es auch die gesunde Volkssage mit Persönlichkeiten, die so bestimmt in die Geschichte eingetreten sind, daß die Sage sich aufs Engste an sie anlehnen muß, ihre Physiognomie nicht verwischen kann. Freilich bei Andern greift die Sage in das ganze Wesen umgestaltend ein, sie schmückt sie mit Wundern, legt all ihren Flitter um sie; aber je wunderbarer die Sage, desto weniger glaubwürdig ist sie, um so mehr verhüllt sie den Charakter, um so kleinlicher erscheint der Verherrlichte als geschichtlicher Mensch. Wäre die Persönlichkeit recht scharf hervorgetreten, so könnte sich die Sage nicht so widersprechend um sie legen, könnte die scharfen Züge an ihr nicht so verwischen. Bei Hillel ist dies nicht der Fall. Auch an ihn mögen manche Sagen sich knüpfen, aber sie sind vollkommen seinem Wesen entsprechend, Wunderbares wird von ihm gar nicht berichtet; er bleibt ein Mensch, ein gesunder, voller Mensch, mehr soll er nicht sein, deshalb ist er grade um so größer.

Er wird als Schüler des Schemaja und Abtaljon bezeichnet. Als armer Jüngling konnte er einst, so wird erzählt, dem Thürhüter des Lehrhauses die kleine Münze nicht entrichten, die für den Eintritt verlangt wurde. Es war ein kalter Wintertag, er suchte das

Fenster des Lehrhauses zu erreichen und legte sich dorthin, um den Vortrag der Lehrer zu hören; so lag er da, merkte nicht auf das, was um ihn vorging, die Schneeflocken fielen dicht auf ihn und bedeckten ihn. Erstarrt brachte er so die ganze Nacht zu, und als am Morgen das Lehrhaus geöffnet wurde und es gar nicht Tag werden wollte an diesem Fenster, da sah man nach und man entdeckte den erstarrten Hillel; man brachte ihn in das Haus und er wurde zum Leben zurückgerufen. Ueber die Wahrheit dieser Geschichte mag das Urtheil dahingestellt bleiben; ist sie bloße Sage, so bleibt sie ganz innerhalb des Natürlichen. Sie will seinen außerordentlichen Eifer ausdrücken, mit dem er sich dem Studium hingab, und zugleich seine Dürftigkeit. Als arm wird er noch sonst geschildert; aber trotzdem daß er von den Gütern des Lebens nicht umgeben war, wahrte er sich seine Selbstständigkeit, und weil er im Volke stand, hatte er auch um so mehr ein Herz für das Volk und seine Bedürfnisse. Besonders wird seine Sanftmuth gerühmt. Diese Eigenschaft war an ihm bekannt, und Zwei gingen eine Wette ein, indem der Eine behauptete, er werde den Hillel in Zorn bringen. Er ging zu ihm, es war kurz vor dem Eintritt des Sabbaths, dreimal hintereinander, legte ihm die kindischsten Fragen vor. Hillel trat heraus und gab ihm Antwort, immer in derselben ruhigen Weise. Als der Wettende zum dritten Male seinen Versuch gescheitert sah, da sprach er heftig: Wie Du bist, mögen nicht Viele sein in Israel! Warum, mein Sohn? sprach Hillel. Nun, ich habe durch Dich eine große Wette verloren. Nun, verliere Du lieber Deine Wette, als ich meine Ruhe und Ergebung, sprach Hillel. — Proselyten wandten sich sowohl an ihn als an Schammai; Schammai war der Aeltere und der Angesehenere, der mehr sich an das Herkommen hielt, auf den altgewohnten Wegen ging, und so stand er an der Spitze und man ging zuerst zu ihm. Da kam einst ein Proselyte zu Schammai und sprach: Ich will in das Judenthum eintreten unter der Bedingung, daß ich Hohepriester werden kann. Schammai wies ihn barsch ab; er kam zu Hillel, der sprach: Mein Sohn, wir wollen es versuchen. Er unterrichtete ihn, bald kamen sie an eine Stelle, wo vom Priesterstande die Rede ist, es von den Nichtpriestern aber heißt, daß sie manche Stätten des Heiligthums bei Todesstrafe nicht betreten dürfen. Da dachte der Proselyte bei sich:

Wenn nicht jeder geborene Israelite priesterliche Functionen verrichten kann, wie sollte ich es dann können? Und er ging von seiner Bedingung still ab. Ein Anderer kam: er wolle in das Judenthum eintreten unter der Bedingung, daß er dessen Inhalt in der kurzen Zeit erfahre, während er auf einem Fuße stehen könne. Schammai wies ihn hart zurück; er kam zu Hillel und dieser sprach zu ihm: Mein Sohn, vernimm, das Wesen des Judenthums ist: Was Dir mißfällt, das thue auch den Andern nicht, das ist Grund und Wurzel des Judenthums, das Andere ist Erklärung; gehe hin und lerne es. Der Mann war vollkommen für das Judenthum gewonnen, ja tüchtig dafür vorbereitet. Ein Dritter kam: Nun ich will in das Judenthum eintreten, Ihr bietet ja die geschriebene Lehre, die Bibel, die will ich annehmen; von einer andern Lehre aber, die blos mündlich mitgetheilt worden, mag ich nichts wissen. Schammai wies ihn barsch ab, aber als er zu Hillel kam, da nahm ihn dieser freundlich auf, fing an ihn zu unterrichten und lehrte ihn am ersten Tage die Reihenfolge der Buchstaben, am zweiten aber die Buchstaben in einer ganz verkehrten Reihenfolge. Wie ist das, mein Lehrer? sprach der Proselyte, gestern habe ich es ja ganz anders gehört. Siehe, erwiderte Hillel, Du hast gestern meiner Anordnung getraut, leiste mir weiter Folge für das, was nicht niedergeschrieben ist, aber als nothwendig sich entwickelt. Die Männer wurden Jünger des Judenthums und, einst einander begegnend, sprachen sie: Siehe da, die Härte des Schammai hätte uns fast entfernt aus dem Heiligthume, die Sanftmuth des Hillel hat uns freundlich eingeführt.

Wir erkennen in solchen Geschichten das ganze Wesen dieses Mannes. Wenn man glauben wollte, daß, weil er auf gewisse Vorzüge der Priester nach der heiligen Schrift hingewiesen, er deswegen ein Priesterfreund gewesen sei, so wäre das sehr irrig. Er beließ es bei dem, was nicht abzuändern war, aber den Kampf gegen das Priesterthum hat grade er mit aller Entschiedenheit durchgeführt, die Schranken ihrer Bevorzugung recht eng gezogen. Seine Angabe, was Grund und Wesen des Judenthums ist, stellt uns den Mann ganz nach seiner Sinnesart dar: das Wesen ist Menschenliebe und gegenseitige Anerkennung, ist Achtung des Menschen in seiner Würde und Ebenbürtigkeit, das ist Grund und Wurzel, das Andere ist Erklärung. Glauben Sie vielleicht, die Sage habe hier dem Hillel

einen Zug angedichtet aus dem Leben des Stifters einer anderen Religion? Das wäre an sich schon ganz widernatürlich, daß man aus einer anderen Religion, noch dazu aus einer gehässigen Tochter-Religion, Aussprüche aufnähme, auf welche diese als ihr ausschließliches Eigenthum pocht; man bekämpft sie weit eher und sucht sie zu entwerthen. Der späteren starren Gesetzlichkeit war der Ausspruch auch gar nicht so homogen, daß sie ihn erfunden hätte, ja daß er ihr nicht vielmehr im Gegentheile hinderlich gewesen wäre. Aber abgesehen davon, lernen Sie nur unsern Hillel näher kennen und Sie werden sehen, daß dieser Ausspruch seinem Charakter vollständig entspricht. Schon früher ist der Kanon aufgestellt worden: Denkt sich der Mensch Gott als allerbarmend, als allgütig, so erkennt er auch Wohlwollen und Liebe gegen seine Mitmenschen als Grundpflicht. Hören Sie nun, wie sich unser Hillel Gott denkt: Es giebt drei verschiedene Arten unter den Menschen: die vollkommen frommen, die mittleren, die vollkommen bösen. Es wird einst ein Gerichtstag sein über die Menschen, die vollkommen Frommen werden alsbald sich ihres Lohnes erfreuen, die vollkommen Bösen ihrer Strafe verfallen, aber wie ist es mit den Mittleren? Ueber sie sagt die Schule Schammai's: Die kommen zuerst in die Hölle, werden der Strafe hingegeben, doch sehnsüchtig schauen sie empor und klagen, allmälig steigen sie hinauf. Nicht also! sagt Hillel: Was die Mittleren betrifft, so neigt Er, der groß an Gnade ist, die Waage zur Gnade hin. Wer sich seinen Gott so denkt, der legt auch an den Menschen den höheren Maßstab, der lehrt auch die Liebe zur Gesammtheit. Das liegt demnach ganz im Wesen Hillel's, es ist der Grundzug seiner ganzen Richtung, und keine Erdichtung, daß er so gesprochen. Was nun das Dritte betrifft, daß er der Tradition das Wort redet, so ist wiederum sein volles Wesen: er ist der Mann der lebendigen Fortentwickelung, er will, daß das Leben in seiner Frische maßgebend und gestaltend einwirke.

Hillel erkennt den Menschen nach seiner Innerlichkeit, aber auch nach den Ansprüchen des Lebens. Er pflegt gern Rath mit seiner Seele. Er eilt, wie die Erzählung schön lautet, aus dem Lehrhause, um einen lieben Gast zu pflegen. Seine Schüler fragen ihn: Wer ist denn der Gast, lieber Meister, den Du Tag für Tag in Deinem Hause beherbergst? Der Gast, antwortet er, ist meine eigene Seele,

die muß immer zurückgedrängt werden im Verkehre mit der Welt, aber sie verlangt auch ihr Recht. Das ist echte, tiefe Innerlichkeit. Aber dabei war er nicht empfindsam und schwärmerisch, er erfaßte vielmehr frisch das Leben in seiner Schönheit und Bedeutung. Es war ein langer Streit zwischen den Schulen Schammai's und Hillel's. Die Einen sagten, recht in ihrer finsteren Weise, es wäre dem Menschen besser, er wäre nicht geboren, als daß er geboren ist; die Anderen sagten: es ist besser dem Menschen, daß er erschaffen ist, er ist zur Thätigkeit da, die Erde ist der Schauplatz seines Wirkens. Sie mußten in gewissem Sinne nachgeben, die Anderen waren die Mächtigeren, aber die Nachgiebigkeit bestand darin, daß sie sagten: Nun, geschaffen sind wir einmal, darum seien wir thätig und prüfen sorgsam unser Thun. Frisch das Leben erfassen, war der Wahlspruch Hillel's. Schammai, wenn er ein Gutes fand in der Mitte der Woche, sprach: Das sei für den Sabbath; Hillel sagte: Gepriesen sei Gott Tag für Tag, heute ist ein Tag, an dem ich durch Gottes Güte mich erfreuen will, der andere wird es auch bringen. Er erkannte die Berechtigung und die Aufgabe einer jeden Zeit an, und die Verschiedenheit der Zeiten ward auch Maßstab für sein Wirken. Zur Zeit, sagte er, wenn man einsammelt, wenn man Alles gern mit religiösen Einrichtungen umkleidet sieht, dann magst Du ausstreuen, laß die Formen dann recht üppig wachsen; zur Zeit aber, wenn ausgestreut wird, wenn man diese Einrichtungen und Formen wegwirft, da ziehe Du ein, da sei bereit und willig zur Nachgiebigkeit, laß ab davon, gewaltsam aufrecht zu erhalten oder gar zu erweitern.

Das war der Grundgedanke, von dem Hillel ausging, und all sein Wirken wie seine Aussprüche zeugen dafür; Hillel stellt uns das Bild dar eines — das Wort wird ihn nicht entweihen, es wird ihn adeln — eines echten Reformators. Es traten ihm die Schwierigkeiten entgegen, die einer Verjüngung und Belebung in jeder Zeit entgegentreten, es mögen die Einen gesagt haben: Warum willst Du denn ändern? halte Dich doch an das, was einmal geltend ist, wie willst Du Dir denn das Recht der Erneuung anmaßen? „Wenn ich nicht mir, antwortete er, wer denn mir?" Wenn blos das, was die frühere Zeit erzeugt hat, Geltung haben soll, was außerhalb meiner bereits besteht, ohne daß ich es selbst mir schaffe, wer außer mir

kann denn für mich schaffen? Nun, mögen Andere gesprochen haben, halte es für Dich, magst Du es in Dir erkennen, denke danach, handle danach; aber wozu denn auftreten, wozu für die Gesammtheit umgestalten wollen? Als wäre die Idee für den einzelnen Menschen allein bestimmt, als könnte man sie in den Kasten legen, um sie zur gelegenen Zeit anzuschauen, als wäre sie nicht eine Lebensmacht, die den Menschen beherrscht und drängt, wie der Prophet es ausspricht: Es ist ein Feuer in meinen Gebeinen, ich kann es nicht ertragen, es muß ausströmen. „Wenn ich für mich allein, sagt Hillel, was bin ich dann?" Will ich denn für mich Etwas haben? oder ist es die Gesammtheit, die erfrischt werden will? Laß es, lieber Freund, so mögen ihn Andere gewarnt haben, Du bist zu rasch. „Wenn nicht jetzt, wann dann?" erwiderte er. Jede Zeit schafft und muß schaffen, und wenn man in ihr blos träge dahin schleichen will, so wird damit auch die Zukunft im Keime erstickt. Das war Hillel, und daß er in solcher Weise gewirkt hat, daß er der Mann war, der es wagte, gegen die Erschwerungen mit aller Entschiedenheit aufzutreten, daß er den Namen keineswegs scheute, er sei ein Erleichternder, das wird Allen, die einen Blick in die Geschichte des Judenthums geworfen haben, klar sein; mit den Einzelheiten werde ich Sie keineswegs behelligen, aber wie er die Zeit begriff, davon nur einzelne Beispiele.

Es ist biblische Vorschrift, daß ein Haus in einer mit einer Mauer umgebenen Stadt, wenn es verkauft wird, wieder vom früheren Eigenthümer eingelöst werden kann bis zum Ende des Jahres, hat er es bis dahin nicht ausgelöst, so bleibt es Eigenthum des Käufers. Gewöhnlich wartete nun der Verkäufer bis zum letzten Tage des Jahres; dann aber, um seinen Besitz nicht für die Dauer einzubüßen, ward auf jede mögliche Weise die Summe herbeigeschafft, der Käufer mußte das Eigenthumsrecht dem Andern wieder zukommen lassen. Was thaten nun die Käufer, um den neu erworbenen Besitz sich für die Dauer zu erhalten? Der neue Besitzer ging am letzten Tage des Jahres fort, schloß das Haus zu, damit der ursprüngliche Eigenthümer nicht die Summe zurückerstatten könne und seines Besitzes nicht mehr Herr werde. Das Gesetz bestand, der Buchstabe galt. Nein, sagte Hillel, der Buchstabe gilt keineswegs, und wenn der Besitzer nicht zu Hause ist, so mag man

die Thür einbrechen, oder das Geld hinbringen in den Tempel; der rechtmäßige Besitzer soll keineswegs um sein Eigenthum gebracht werden, weil Jener List gebraucht. — Ein anderes weit eingreifenderes Beispiel ist folgendes: Mit dem siebenten Jahre war Erlaß der Schulden, eine Vorschrift, so recht aus dem milden Geist des Judenthums heraus geboren, aber natürlich auch blos bestimmt für Zeiten, in denen das Leben des Volkes sich in höchst einfachen Verhältnissen bewegte. Unter ihnen borgt blos derjenige, der in wirklicher Noth ist; ihm die Hand reichen, ist ein Art reiner Wohlthätigkeit, da ist das Gebot des Erlaßjahres ein sehr schönes: die Zeit ist um, die Schuld ist verwischt. Allein in späterer Zeit war Borgen und Leihen keineswegs blos Werk der Noth von der einen, der Hochherzigkeit von der anderen Seite. Man borgte nun für den Verkehr, um Mittel zum Geschäftsbetriebe vorräthig zu haben; man lieh nicht aus Wohlthätigkeitssinn, höchstens aus Gefälligkeit, bald auch um einen Theil des Gewinnes zu erlangen. Wenn der Schuldner nun Gelegenheit hatte am siebenten Jahre sich muthwillig seiner Schuld zu entledigen, was mußte die Folge sein? Was die heilige Schrift befürchtete: Es gab keinen mehr, der leihen wollte, da man wußte, daß man zu einer bestimmten Zeit kein Recht mehr hatte die Schuld einzufordern, da das Erlaßjahr dieselbe tilgte. Wie sollte abgeholfen werden? Was kümmert's mich? erwidert die Starrheit; es steht geschrieben: Du mußt dem Gesetze Dich fügen. Nein, sagte Hillel! Das Verkehrsleben soll stocken, weil der Betrüger sich unter den Mantel des Gesetzes hüllt? Der Arme soll darben, weil dem Wohlhabenden die Furcht vor empfindlichem Verluste die Hand fesselt, und dies Alles veranlaßt durch die Religion? Da muß Abhilfe werden. Es mögen von nun an die Verträge vor dem Gericht geschlossen werden mit der Bedingung, daß das Erlaßjahr die Schuld nicht tilge, und diese Bedingung habe Gültigkeit. Aber das ist ja wider die Schrift! Mag sein, aber wenn wir den Buchstaben wahren, so geht die ganze Sittlichkeit zu Grunde; ob geschrieben steht oder nicht, das Leben gilt. Und man ging darauf ein.

So war der Mann, so ward er ein Restaurator oder ein Reformator des Judenthums, und seine Wirksamkeit hat Einfluß bis auf den heutigen Tag. Von der Sonderfrömmigkeit hielt er nichts: „Sondere Dich nicht ab von der Gesammtheit", wolle Du

nicht ganz besonders fromm sein; die Anderen als Abtrünnige aufgeben und sich im Glanze der Sonderfrömmigkeit bespiegeln ist unsittlich. Er hielt nichts von der Zellenreligiosität, er war ein Mann des Lebens und hat das Leben des Judenthums auf alle Weise gekräftigt und gehoben. Wie die Zeit sich weiter gestaltet haben würde, wenn die ruhige Entwickelung des Judenthums ihren Gang so fortgesetzt hätte, darüber Vermuthungen anzustellen ist etwas Ueberflüssiges. Die ruhige Entwickelung war ihm nicht gegönnt, es traten große Weltereignisse ein, zwei Ereignisse, die freilich zusammengenommen noch nicht den Herz- und Mittelpunkt der Weltgeschichte bilden, die aber jedenfalls große Umwälzungen erzeugten, ich meine: die Entstehung des Christenthums und die Auflösung des jüdischen Staates.

9.

Die Parteien. Entstehung des Christenthums.

Ist es an sich schon eine schwierige Aufgabe, darzustellen, wie der religiöse Geist in die Menschheit sich eingesenkt und dort Wurzel geschlagen hat, die geheimen Gänge aufzuzeigen, durch welche seine Entwickelung hindurchzog, die verschiedenen Gestaltungen, in der er sich ausprägte in den Wechselfällen des äußeren geschichtlichen Lebens, und dennoch die Einheit festzuhalten des religiösen Gedankens: so steigert sich die Schwierigkeit dieser Aufgabe gar sehr, wenn man an einen Wendepunkt gelangt in der Geschichte, der von tief eingreifenden Folgen ist, mit dem eine weltgeschichtliche Umgestaltung beginnt. Gerade die verschiedenen treibenden und bewegenden Kräfte, welche zusammenwirkten, um eine gewissermaßen neue Schöpfung in die Welt einzuführen, wirken so innerlich, daß sie sich dem Blicke verbergen und nur in ihren äußeren Erfolgen kundgeben. Aus unscheinbaren Anfängen, zuerst auf kleinen Kreis beschränkt, hat mit einem Male eine neue geistige Macht sich entwickelt, und wir müssen sie in ihre verschiedenen Ausgangspunkte verfolgen, aufmerken, wie die Wege sich verschlingen und Zeitumstände damit sich begegnen, welche dieser Entwickelung günstig sind. Und noch eine neue Schwierigkeit tritt dazu. Es handelt sich hier um geschichtliche Ereignisse, die sich zu innersten Ueberzeugungen gestalten, die von den Einen als der Lebensnerv des eigenen Geistes und auch zugleich der ganzen weltgeschichtlichen geistigen Bewegung, als Ziel und Mittelpunkt betrachtet, als das Heiligste verehrt werden, während der Widerspruch, der von anderer Seite bald laut bald durch ab-

sichtliches Stillschweigen erhoben wird, nicht minder entschieden ist und gleichfalls in der ganzen Lebensauffassung wurzelt. Nun wird sicher ein Jeder, der in dem großartigen Gange der Weltgeschichte überall das Wehen des göttlichen Geistes verspürt, auch in einem weltgeschichtlichen Ereignisse, das so bedeutsam umgestaltend auf alle Verhältnisse eingewirkt hat, in einem Glauben, der mindestens fünfzehn Jahrhunderte die gebildete Welt beherrschend unter sich beugte, ein göttliches Walten verehren, er wird eine Religion mit Ehrerbietung beurtheilen, an der sich Millionen erquickt und erhoben haben und noch erheben. Theilt er nun dennoch die Ueberzeugung nicht, daß in diesem geschichtlichen Ereignisse der geistige Mittelpunkt des ganzen weltgeschichtlichen Lebens zu verehren sei, daß nun eine ganz neue geistige Schöpfung eingetreten, mit ihr früher ungeahnte Gedanken die Welt erleuchteten, sie von nun an Trägerin und Stütze ward eines neuen Weltgebäudes, die kräftige Wurzel eines neuen geistigen Lebens: so drängt sich die Aufforderung an ihn heran, daß er seinen Widerspruch rechtfertige und sich darüber erkläre, wie er denn die Eigenartigkeit der Vorgänge deute. Dann muß es ihm aber auch gestattet sein, daß er, in Bescheidenheit zwar, aber doch mit aller Unbefangenheit seine Auffassung ausspreche, unbekümmert, ob ein Wort ihm entschlüpfe, das nach der einen oder der anderen Seite hin unangenehm klingt. Wer an sich selbst die freie, redlich gewonnene Ueberzeugung achtet und die freie Meinungsäußerung anspricht, gerade in ihr den rechten Mannesmuth ehrt, wird hoffentlich auch Anderen ein solches Recht nicht versagen, er wird den Ausspruch der freien Ueberzeugung ruhig aufnehmen, wenn sie auch der seinigen noch so sehr widersprechen sollte.

Ein großes weltgeschichtliches Ereigniß bricht heran und wir haben uns zuvörderst die Weltlage, zunächst innerhalb des Judenthums, nochmals recht lebendig zu vergegenwärtigen. Eine große Bewegung der Geister war in Judäa, zum Theile eine sehr gesunde. Das reformatorische Wirken Hillel's befreite die Geister aus der kleinlichen Sucht, sich im Kampfe mit der Priesterkaste selbst priesterlich zu umkleiden; der Pharisäismus war auf eine Entwickelungsstufe eingetreten, auf der er den lebendigen Geist des Judenthums in sich wahrhaft wehen ließ, wenn auch, wie bei einer jeden solchen Reformbestrebung, eine gewisse Halbheit noch immer vorherrschte. Noch

blieben Priesterthum und Tempeldienst in ihrer Bedeutung, wenn dieselbe auch sank, noch hatte die Erhebung des Menschen zu freier Religiosität nicht den Gipfelpunkt erreicht, auf dem der freie weite Blick ungehemmt nach dem Göttlich-Menschlichen schaut, die innerste Gesinnung herrschend die äußere Form schafft und umgestaltet. Die Umgestaltung wurde angestrebt, aber im engen Anlehnen an das Bestehende, und in solcher Art gelang sie. Ein fortgesetztes Wirken in diesem Sinne würde sicherlich das Judenthum zu immer höheren Entwickelungen hingeführt haben. Der Pharisäismus war ein gesundes Glied an dem Körper des Judenthums und zeigte sich als solches auch in der damaligen Zeit. Seine Genossen waren eifrige Vaterlandsfreunde und zugleich mit Ernst hingegeben der Erkenntniß und Uebung der Religion. Aber bei allem Streben, das Volks- und Staatsleben zu erhalten, die vaterländischen Sitten und die vaterländische Unabhängigkeit zu befestigen, waren sie dennoch Männer, die, einem jeden Ueberstürzen abhold, einen jeden unbesonnenen Eifer zu mäßigen bemüht waren. Sie waren nun mit in das Innerste des Staatslebens eingeführt, ihre Häupter hatten allmälig die Bedeutung errungen, neben den Hohepriestern, den Führern der Sadducäer, eine gewichtige Stimme im Rathe zu haben, über die Verhältnisse des bürgerlichen und staatlichen Lebens ihr entscheidendes Urtheil abzugeben. Und nun zeigte es sich, daß sie, ehedem die heftigen Oppositionsmänner, doch mit kluger Einsicht die Mittel wohl erwogen, die ihnen zu Gebote standen, die Kräfte berechneten, die sie zu verwenden hatten. Selbst Josephus, der höfische und parteiische Geschichtsschreiber jener Zeit, muß von dem Manne, der zur Zeit des jüdischen Kampfes von Seiten der Pharisäer an der Spitze stand, von Simon ben Gamaliel, einem Enkel oder Urenkel Hillel's, der kein persönlicher Freund des Josephus war, ihm vielmehr in seinen Bestrebungen hindernd entgegentrat, weil er ihm wohl verdächtig erschien, Josephus muß dennoch einräumen, daß Simon ben Gamaliel ein Mann ebenso der entschiedensten Thatkraft wie der einsichtsvollsten Klugheit war, ein Mann, der das Volk vor Ausschreitungen zu wahren beflissen war, der jene tollkühnen Unternehmungen, von denen wir noch hören werden, keineswegs billigte. Die Pharisäer lebten sonach, wenn auch von religiösen Hoffnungen für die Zukunft mächtig angetrieben, doch zunächst in der Gegenwart als thatkräftige Genossen derselben.

Aber in einer Zeit, wie es die damalige war, vermochten Männer dieser Art zwar ihr Ansehen zu wahren, doch dem Volke zu genügen nimmermehr. Rom pochte mit eiserner Faust an die Pforten Jerusalems, um dieselbe dann zentnerschwer auf die Nacken zu legen; man hörte längst schon die Donner rollen, bevor das Gewitter in seiner ganzen Fürchterlichkeit losbrach. Es ist ein schöner Spruch, den die alten Lehrer uns überliefern: Vierzig Jahre, bevor der Tempel zerstört wurde, öffneten sich die Pforten desselben und man vermochte sie nicht mehr zu schließen. Mag es sich damit verhalten wie es wolle, jedenfalls ist der Gedanke darin ausgesprochen, daß schon ein Menschenalter, bevor die Katastrophe eintrat, die Blicke ängstlich darauf hinschauten und die Ueberzeugung sich feststellte: Es bricht ein verzweifelter Kampf los, und der Kampf mußte durchgefochten werden, sollte er auch ein unfruchtbarer sein. In solchen Zeiten erscheint die besonnene Maßhaltung in den Augen des Volkes nicht als Tugend. Es wählt sich ganz andere Männer zu seinen Lieblingen, Männer, die mit brennendem Eifer auftreten, mit einer bis zur Raserei gesteigerten Glaubens- und Vaterlandswuth, denen ein jedes Mittel recht ist, wenn es nur zum Ziele zu führen scheint, die auch, ohne zu überlegen, ob die Mittel ausreichen, ob nicht, welches das Resultat sein werde, Alles anwenden, um nur der Heftigkeit ihrer Empfindungen zu genügen, mag der Untergang auch dadurch beschleunigt werden. Solche Männer erstanden, und die damalige Zeit belegte sie bereits mit dem vollkommen bezeichnenden Namen: Kannaim, Zeloten, Eiferer. An ihrem Glaubenseifer nährten sie einen nicht zu beschwichtigenden Haß gegen die tyrannische Herrschaft, die ausländische Beeinflussung; bei der Unzulänglichkeit der ihnen zu Gebote stehenden Mittel trugen Viele von ihnen kein Bedenken, auch diejenigen Mittel als erlaubt anzuwenden, die in ruhigen Zeiten mit sittlicher Entrüstung verworfen werden. Daher hießen sie auch Sikarier; sie trugen den Dolch versteckt unter dem Mantel und stießen heimlich Jeden nieder, der das Wort der Mäßigung aussprach, der dadurch verdächtig erschien als den Feinden verkaufter Verräther. Sie standen in so zahlreichen Verbindungen, das Volk war ihnen in so hohem Grade zugethan, daß die gesetzliche Macht nicht wagen durfte Hand an sie zu legen. Empörungen entstanden in diesem Sinne. Juda aus Gaulonitis, ein

Galiläer, erklärte es als Verbrechen, als Verleugnung der Religion, diesem Reiche zu folgen, in irgend einer Weise sich zu beugen unter die weltliche Herrschaft, die vom Auslande auferlegt wird. Es giebt nur ein Reich, war sein Wahlspruch, das ist das Himmelreich, das ist die Regierung Gottes. Wenn die vaterländische gottgläubige Macht gebrochen ist, sie vor dem heidnischen Unglauben sich beugen soll, dann ist die Welt aus ihren Fugen, sie muß in Trümmer gehen, unsere Pflicht bleibt es, uns dieser Weltmacht nicht zu fügen. Eine Münze zu berühren, auf der das Bild des römischen Kaisers geprägt war, war in seinen Augen eine Sünde; die Steuer zu entrichten dem fremden Volke, war ein Verbrechen; die Verträge anzufertigen nach der damals üblichen Form: unter dem Consulate des oder jenes unter dem Procurator N. N., erschien ihm als eine Gotteslästerung, als ein Verrath am Vaterlande. Wie, sprach ein galiläischer Ketzer, wie uns die alten Lehrer erzählen, wie könnt Ihr Pharisäer Euch als Fromme betrachten? Ihr schreibt in den Verträgen den Namen des Herrschers neben den des Moses, wenn es am Anfang heißt: In diesem Jahre des Herrschers, und am Schlusse: Nach dem Brauche Mosis und Israels? Wenn der Name des Ungläubigen so in Verträge gesetzt wird, welche religiöse Bedeutung haben, ist das Frömmigkeit? Die Pharisäer wiesen solche Uebertreibung freilich ab, aber im Volke fanden die Aufreizungen tiefen Nachhall, so daß vereinzelte Empörungen daraus entstanden und neue Sectenbildungen sich daran anlehnten. Josephus nennt wirklich die Anhänger dieses Juda aus Gaulonitis als eine vierte Secte neben den Pharisäern und Sadducäern und einer dritten, die wir gleichfalls noch kurz ins Auge fassen werden, den Essäern. Zu einer solchen Bedeutung hatte sich die Partei der Eiferer erhoben. In ähnlichem Sinne wirkte ein anderer späterer Sectenführer, Theudas; auch er kam aus Galiläa, stiftete Empörungen und fand zahlreiche begeisterte Anhänger. Daß die Anführer ans Kreuz geschlagen wurden, schadete ihrem Ansehen nicht, ihre Gesinnung verbreitete sich nur um so mehr.

Diese damals in Judäa herrschende Stimmung, wild ausbrechend in Thaten des Fanatismus, hatte ihre alte geistige Grundlage, die nun um so mehr sich befestigte und kräftigte. Schon zur Zeit, da der Makkabäerkampf ausgebrochen war, war ein Gedanke

allgemein verbreitet, der in der vollen Sicherheit des eigenen Glaubens wurzelte, gepaart mit der verzweifelten Gewißheit, jetzt nicht durchdringen zu können. Dieser Gedanke machte in dem Ausrufe sich geltend: Diese Welt bricht zusammen, die zukünftige Welt muß bald erscheinen. Im Daniel, der uns diese Ereignisse im Gesichte mittheilt, werden die großen Mächte, welche auftreten gegen die Heiligen des Höchsten, in ihrer ganzen Furchtbarkeit gezeichnet, aber er richtet den sinkenden Muth auf mit den Worten: Dann erscheint ein Menschensohn, gehüllt in die Wolken des Himmels, ihm werden alle Reiche sich unterwerfen, ihm alle Völker gehorsam sein und viele von denen, die im Staube schlafen, werden erwachen und auferstehn, die Einen zum ewigen Leben, die Anderen zur ewigen Schmach. Diese Welt ist nun einmal in sich vollkommen zerstört, eine zukünftige, nicht etwa eine jenseitige, sondern eine diesseitige Welt wird erscheinen, an der auch die alten Frommen, nun auferstehend, sich betheiligen; das Gottesreich wird nun eintreten, oder das Himmelreich, wie es gleichfalls Daniel benennt. Die Makkabäer traten nun freilich nicht als solche Menschensöhne, gehüllt in die Wolken des Himmels, auf, sie waren Krieger und endeten als Sieger; auch das Ziel, das im Gesichte gesteckt wurde, war nicht erreicht worden, die Völker gehorchten ihnen nicht, alle Reiche willfahrten ihnen nicht, aber Judäa war selbstständig geworden. Für die Besonnenen und Thatkräftigen war ein Ziel erreicht, und jene Hoffnungen für die Zukunft traten in den Hintergrund. Allein wiederum war eine Zeit eingebrochen, die Zeugin war wilder Plünderungen und Verwüstungen und noch Aergeres befürchten ließ; wieder lastete ein noch mächtigerer Feind mit weit entschiedenerem Drucke auf Israel, wiederum sollte nicht blos die äußere Macht des Staates gebrochen werden, ja war bereits gebrochen, sondern auch das innere Geistesleben drohte geknickt zu werden. Der Bilder- und Götzendienst sollte im Judenthume wieder heimisch werden, die Kaiser sollten als Götter, als Divi verehrt, ihre Bildsäulen in den Tempel gestellt werden. Selbst die Fahnen mit den Adlern des römischen Reiches geschmückt, auf deren Flug hingeschaut wurde, erschienen den Juden als von götzendienerischer Bedeutung; sollten diese Adler ja selbst an den Pforten des Tempels prangen, und ihre Herunternahme ward mit dem Tode bestraft! Da bemächtigte sich wieder Verzweiflung der Gemüther, das religiöse

Bewußtsein war so mächtig, alle Lebensverhältnisse beherrschend, erstarkt und dennoch sollte es in der Wirklichkeit niedergedrückt werden. Da trat jener alte nur kurz zurückgedrängte Gedanke vollkommen wieder in den Vordergrund: Das Himmelreich wird und muß kommen, diese Welt ist dem Bösen verfallen, sie ist eine Welt des Heidenthums, dem Untergange geweiht; mag sie untergehen, die zukünftige Welt folgt alsbald. Das Himmelreich tritt ein, die Frommen erstehen wieder und ihnen gehört dann das Reich. Wollen Sie den Ausspruch hören eines Eiferers, oder vielmehr des Sohnes eines Eiferers aus späterer Zeit, den uns die alten Lehrer überliefert haben? Er sprach es aus: Wer da über sich nimmt das Joch der Lehre, der schüttelt damit ab das Joch des Reiches und das Joch der bürgerlichen Anordnung; wer aber von sich abschüttelt das Joch der Lehre, über den kommt das Joch des Reiches dieser Welt und das Joch aller bürgerlichen Anordnungen. Nur die Lehre, nur die treue Befolgung der religiösen Vorschriften, sie allein soll und wird herrschen, und wenn sie herrscht, dann zerfällt das ganze künstliche Staatsleben; alle jene Veranstaltungen, die das bürgerliche Leben zusammenhalten, ohne daß die Religion sie gebietet, sind überflüssig und schwinden. Schüttelt man jedoch das Joch der Lehre, das leichte süße Joch von sich ab, dann muß man das ganze schwere Joch dieser Welt tragen. Darum weg damit und ernst die Lehre umfaßt! Diese Gedanken erfüllten die Herzen, auf solche Hoffnungen schaute man mit der entschiedensten Zuversicht.

Auch zarter besaitete Gemüther gab es, die nicht in das thatkräftige Wüthen und nicht in das emporgehobene Hoffen einstimmten, die ihre fromme Sehnsucht in der Zurückgezogenheit durch einsiedlerische Askese befriedigten: das waren die Essäer, jene dritte Secte des Josephus. Sie griffen nicht einflußreich ein in die Gestaltung der Verhältnisse, fanden aber doch Anklang und Anhang, man legte ihnen Wunderkraft bei und verehrte die stillen Männer mit ihren frommen Uebungen. Die Essäer unterscheiden sich im Allgemeinen nicht sehr von den Pharisäern. Auch sie gehörten dem Bürgerstande an, auch sie waren keineswegs befreundet mit den Vornehmen und den Priestern — sie sollen sogar das thierische Opfer ganz verworfen haben, — aber mehr als die Pharisäer, ja fast im Gegensatze zu ihnen, mieden sie die Berührung mit der Außenwelt so viel wie

möglich, in das innerste Heiligthum ihres Gemüthes zurückgezogen, in mystischen Betrachtungen die Befriedigung der geistigen Anforderung findend. Die Welt mit ihren Angelegenheiten war ihnen gleichgiltig, sie sollen — wir haben über sie blos den Bericht des einen unzuverlässigen Josephus — sogar der Ehelosigkeit, der Gütergemeinschaft u. dgl. gehuldigt haben. Daher galten sie als Wunderthäter und Propheten, gewannen bedeutenden Ruf und Anhang, ohne in die Entwickelung der Zustände einzugreifen. So war die Stimmung in Judäa.

Was im innersten Mittelpunkt des Reiches seinen Ausdruck fand, seine Ausprägung erfuhr, das fand in den äußersten Grenzen des Reiches nicht blos seinen Nachhall, sondern auch seine eigenthümliche Gestaltung, und diese äußerste Grenze des Reiches war Galiläa. Galiläa war von Judäa durch Samaria geschieden, von seiner ursprünglichen Entwickelung an von einem Mischvolke bewohnt, so daß es eben „das Gebiet der Völker" hieß, umgeben von Syrern und Phöniziern, auch vielfach eine solche fremde Bevölkerung in sich einschließend. Sie haben vielleicht in einem neueren Werke eine sehr anmuthige Schilderung über Galiläa gelesen. Sie geht dahin, Galiläa sei ein höchst fruchtbares, malerisches Land, in dem köstliche Ebenen abwechseln mit belaubten Höhen, in dem der Boden Alles darbietet, was nur die Wünsche des Menschen anregen kann; seine Bewohner naive Naturkinder, harmlose Ignoranten und holde Ignorantinnen, die einem begeisterten jungen Manne in unschuldiger Liebe folgen, man weiß nicht, ob diese Liebe mehr der Person oder der Sache gilt, welche er vertritt. Ich bedauere, daß ich diese zauberhafte Idylle zerstören muß. Galiläa war allerdings ein fruchtbares Land, es war durchschnitten von Strömen und Bergen und bot in reichem Ueberflusse für alle Bedürfnisse dar; seine Bewohner waren allerdings unwissend, die Sprache war eine verdorbene und zersetzte, das eigentlich Charakteristische verwischend und Fremdes in sich aufnehmend, daher auch der Charakter der Bewohner nicht ein so durchgebildeter wie in Judäa. Aber diese Unwissenheit war keineswegs ein idyllisches Stillleben, sie paarte sich vielmehr mit einer gewissen Rohheit. Die Empörer, die ich früher genannt, diejenigen, welche mit Feuer und Schwert, mit Dolch und anderen heimlichen Mitteln die Gegner zu beseitigen suchten, sie waren eben meist Galiläer.

Der junge Herodes — also bereits in einem Zeitabschnitte, der dem gegenwärtig von uns behandelten vorangeht — Herodes hat seine ersten Proben in Galiläa abgelegt. Er hatte über die dortigen Räuber ein erbarmungsloses Gericht gehalten, allein von der Nothwendigkeit dazu gedrängt. Er wurde zwar deshalb angeklagt; seine Macht — obgleich er damals nichts weiter war als ein Statthalter Galiläa's unter seinem Vater Antipater, dem Vertreter des Hyrkan — seine Macht war schon zu sehr herangewachsen, als daß das Synedrialgericht einen Urtheilsspruch über ihn zu fällen wagte, und sicher ist, daß die Veranlassung zu einem außerordentlichen Verfahren vorlag. In Galiläa war eben der Geist verbreitet, wie er gewöhnlich in jenem Theile des Volkes der herrschende ist, welcher die allgemeinen Einflüsse blos aufnimmt, ohne von den innersten bewegenden Ueberzeugungen vollkommen klar sich Rechenschaft geben zu können. Die Galiläer waren, wenn ich so sagen darf, die Marseiller des jüdischen Kampfes, der damals hoch gehenden Bewegung. In Galiläa war es, wo die äußersten Versuche auch den vollsten Beifall fanden. War man dort zum Aufruhr geneigt, so war auch der Glaube, daß diese Welt zusammenbricht und eine neue Welt, die zukünftige, alsbald erscheint, ein Gedanke, wie er schwärmerische Gemüther, Menschen, die weniger denken, als glühend empfinden, so sehr anspricht, dort gleichfalls herrschend und er entflammte sie leidenschaftlich. Dort mag wohl auch Johannes aufgetreten sein mit den Worten: Thuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe. Das Himmelreich ist eben die zukünftige Welt, die diesseitige Herrschaft der Religiosität, das Zerbrechen aller weltlichen Bande, der unberechtigten Herrschaft des Heidenthums, dem nun einmal diese Welt verfallen ist.

So waren die Gemüther aufgeregt, vorbereitet für die wunderbarsten Erscheinungen.

Da trat wiederum ein Mann auf in Galiläa, der noch zuversichtlicher der Bewegung der Zeit den Ausdruck verlieh. Während Andere vor ihm blos aufforderten, sich für das Himmelreich vorzubereiten, verheißend, daß es kommen werde, es werde ein Menschensohn, gehüllt in die Wolken des Himmels, erscheinen, es werde eine vollständige Umgestaltung sich entwickeln, während Andere blos als Propheten und Verkünder dieses Glaubens auftraten, mit dieser

Hoffnung ihre Phantasie erfüllten, ohne ihr wirkliche Gestalt geben zu können, hatte er den Muth und die Zuversicht, es auszusprechen: Die Zeit ist erfüllt, das Himmelreich ist gekommen und der Menschensohn, gehüllt in die Wolken des Himmels, — er sprach es zuerst nicht bestimmt aus, aber er trug diesen Glauben in sich, er ließ ihn überall durchschimmern, — dieser Menschensohn bin ich selbst. Einen Kampf zu führen gegen das Reich dieser Welt war nicht seine Aufgabe; der Ausspruch, den ein späterer Berichterstatter ihm beilegt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, mag vollkommen seinem Glauben entsprochen haben. Er bedeutet: Mein Reich beginnt nicht in der gegenwärtigen heidnischen Welt; allein diese Welt wird bald in Trümmer geborsten sein, die zukünftige Welt dann leiblich, faßlich erscheinen, und da wird auch mein Reich beginnen. Davon war er vollkommen überzeugt, und zu allen Zeiten tiefen Druckes begegnen wir noch später Männern, die mit der gleichen Selbstsicherheit als Messiasse auftraten. Soll es uns etwa wundern, daß in dieser Spannung der Gemüther kühne und glühende Begeisterung für das volle Judenthum und dessen Herrschaft einen hochstrebenden Menschen vollkommen überwältigen konnte, daß ihn der Glaube an sich selbst erfüllte, ihm den Muth verlieh, solche Hoffnungen mit vollster Sicherheit auszusprechen? Das war es, was den ersten Stifter des Christenthums beseelte. Er war ein Jude, ein pharisäischer Jude mit galiläischer Färbung, ein Mann, der die Hoffnungen der Zeit theilte und diese Hoffnungen in sich erfüllt glaubte. Einen neuen Gedanken sprach er keineswegs aus, auch brach er nicht etwa die Schranken der Nationalität. Als ein fremdes Weib zu ihm kam und von ihm geheilt werden wollte, sprach er: Es ist nicht fein, den Kindlein des Hauses das Brot wegzunehmen und es vor die Hunde zu werfen. Er hob nicht im Entferntesten irgend etwas vom Judenthum auf, er war ein Pharisäer, der auch in den Wegen Hillel's ging, nicht auf jedes einzelne Aeußerliche den entschiedensten Werth legte, aber andererseits sprach er es auch aus, daß nicht ein Titelchen vom Gesetze weggenommen werden soll, die Pharisäer sitzen auf dem Stuhle Mosis, und was sie sprechen, das sollt ihr befolgen. Er wurde allerdings, wenn wir treu berichtet sind, als man ihm entgegentrat, auch zu geringschätzigen Aeußerungen über das Eine und Andere veranlaßt, aber in seinen

ursprünglichen Ueberzeugungen wankte er niemals. Die Entgegnungen, die wir aus dem treuesten Berichterstatter erfahren, — einen vollkommen treuen wird man kaum erwarten dürfen, der treueste aber ist derjenige, der unter dem Namen des Markus uns überliefert ist, — die Einwürfe, die Versuchungen, die ihm entgegengestellt wurden, sie fußen alle auf dem Boden, den er einnahm. Die Sadducäer traten ihm entgegen wegen der Auferstehung, die er ja mit der Behauptung von dem Eintritte der zukünftigen Welt, des Himmelreiches, so entschieden betonte. Mit der spöttischen Frage: „Nach dem Gesetze soll der Schwager das Weib, das der verstorbene Bruder ohne Kinder hinterläßt, heirathen; wie nun, wenn ein solches vielfach geschehen von verschiedenen Brüdern und nun die Auferstehung eintritt, und es sind sieben Männer und nur eine Frau, wessen ist nun diese?" mit dieser spöttischen Frage, die für seine Behauptung baldigster Herankunft der zukünftigen Welt, der Auferstehung, fein berechnet war, traten sie ihm entgegen. Er erwiderte: Allerdings, die zukünftige Welt tritt ein, aber da wird nicht mehr gefreit. Als ein Pharisäer das hörte, fand er, daß diese Antwort eine gute sei, und er fragte: Meister, was ist das vornehmste Gebot? Und jener erwiderte: Das Eine ist: Höre, Israel, Gott ist unser Herr, Gott ist einzig (diesen Anfang der Antwort finden wir nur bei Markus, die Anderen haben — ein bedeutsamer Fingerzeig! — ihn zurückgelassen) und: Du sollst lieben Gott Deinen Herrn mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit aller Kraft. Ein zweites Gebot, das ist eben so wichtig: Du sollst lieben Deinen Nächsten, wie Dich selbst. Ein Neues ist darin nicht ausgesprochen. Und der Pharisäer erwiderte: Du hast gut gesprochen; Gott als einzig zu erkennen, das ist das Höchste, ihm mit aller Innigkeit angehören und den Nächsten wahrhaft lieben, das ist besser als Brandopfer und alle sonstigen Opfer. Der Pharisäer hatte durchaus keine Einwendungen zu machen; was er gehört hatte, war übereinstimmend mit seinen Ueberzeugungen. Die Antwort des Pharisäers berichtet wieder nur Markus in solcher Form; die Anderen, die späteren Berichterstatter, gestalten sie nach ihren Zwecken um.

Wenn dem Stifter als specifische Lehre in den Mund gelegt wird, Gott sei ein Gott der Liebe und nicht des Zornes und der Rache, so ist dies wiederum eine spätere Zuthat, die wir nicht in

dem treuesten Berichterstatter finden. Was war dem Worte Hillel's „Der Gnadenreiche neigt die Schale zur Gnade" noch hinzuzuthun? Sind die Aeußerungen, die in den rein sittlichen Verhältnissen der Menschen gegen einander wurzeln, wirklich treu berichtet, so finden wir in ihnen entweder nichts Neues, oder das Neue tritt in einer gewissen krankhaften Form auf, wie sie in einer krankhaften Zeit sich gestaltet. Du sollst lieben Deinen Nächsten wie Dich selbst, das war ein Wort, bei dem der Pharisäer ausrief: Du hast gut gesprochen, Meister. Doch es wird auch die Armuth gepriesen und die Verachtung der Welt gelehrt, die Verachtung alles dessen, was das diesseitige Leben erzeugt, ein fröhliches Eingreifen in die Welt wird geschmäht; das lehrt allerdings der Pharisäismus nicht, er stellt vielmehr die Lehre auf: Diese Welt ist ein Vorhof für die zukünftige, bereite Dich im Vorhofe wohl vor, daß Du im Gastzimmer wohlausgerüstet erscheinen magst. Süßer ist eine Stunde in der zukünftigen Welt als alle Genüsse in dieser, aber auch werther eine Stunde in dieser Welt mit der Lehre und guten Werken als alles Behagen in der zukünftigen. Wenn nun aber wirklich dieses frische und fröhliche Ergreifen der Welt in Redlichkeit und Ehren verschmäht, mit Verachtung auf Alles geblickt wird, was die Erde darbietet, so würde dies eine krankhafte Richtung sein, wenn es nicht seine Erklärung fände in dem Glauben: die zukünftige Welt, ganz anders gestaltet, sei bereits im Anzuge. Wenn gar angebliche Sittlichkeit das Rechtsgefühl vollkommen unterdrücken will, wenn die Vorschrift gelten soll: Wenn Dir Einer einen Streich auf die Wange giebt, reiche ihm auch die andere hin, Du sollst nicht blos dulden, sondern Dich selbst alles Ehrgefühls entkleiden, und ferner: Wenn Dir Einer den Rock nimmt, gieb ihm auch das Unterkleid dazu: wenn dies die neue Lehre ist, die Jesus verkündet hat, — Jesus, so hieß der Stifter, die griechische Aussprache des Namens Josua, wie auch Josua, Sohn Nun's, von den griechischen Uebersetzern Jesus genannt wird, und ebenso Jesus Sirach, — wenn dies die neue von ihm verkündete Lehre ist, dann ist sie entweder die Frucht einer in sich gebrochenen Zeit, die auch alle Ordnungen verkehrt, alle Rechtsbegriffe zerstört, oder auch sie stammt aus der Versetzung einer zukünftigen ganz anders gearteten Welt in das Diesseits.

So trat die erste Anregung auf, in welcher zwar nicht eine neue Religion sich zeigt, in welcher jedoch der Antrieb zu derselben lag. Es war der Glaube an die erfüllten messianischen Hoffnungen im pharisäischen Judenthume, wie er in der damaligen Zeit lag. Was sonst noch über den Stifter des Christenthums berichtet wird, gehört in diejenige Reihe von Sagenbildung, die wir bereits früher uns klar zu machen versuchten. Wenn die Sage eine Persönlichkeit nicht schärfer zeichnet, nicht aus dem innersten Wesen des Menschen schöpft und ihn dadurch enthüllt, indem sie ihn verherrlicht, wenn sie ihn im Gegentheile so ausschmückt, daß er ganz und gar unkenntlich wird, emporgehoben über alle scharf ausgeprägte Individualität, ihn zu einer Abstraction verflüchtigt: dann ist sie ein Gebilde der Phantasie, das fortwuchernd aus den dunkeln Trieben der Zeit schafft und in immer dichteres Dunkel hüllt.

Daß dieser erste Stifter des Christenthums gläubige Anhänger gefunden, lag ganz in der Zeit. Zunächst waren es auch nicht die Gebildeten und Einsichtsvollen des Volkes, die ihm anhingen. Ein kleiner Kreis, namentlich in Galiläa, der sehr tief stand und von dem Kern der Bevölkerung ziemlich verachtet war, zum großen Theile Personen, welche als Gehülfen der Regierung, als Zöllner, die die Steuern eintrieben für das verhaßte Weltreich, sie, auf denen die ganze Wucht der Verachtung lag, die man von allen Seiten mied, sie, die Niedrigen und Geringen, sie schlossen sich willig dem neu Auftretenden an. „Ich bin nicht gekommen, die Gesunden zu heilen, ich bin zu den Kranken gesendet," sprach er selbst. Und diese Kranken schlossen allerdings einen Kreis um ihn. Freilich beschränkte er sich bald nicht mehr auf diese aus der Gesellschaft Gebannten, sein Ruf drang weithin, und er wagte es sogar nach dem Mittelpunkte des Reiches sich hinzuwenden. Alsbald aber erhob sich auch die Anklage wider ihn. Er fand zwar hier und da Anklang: Hosianna, rief man ihm zu, Sohn Davids! Denn ein solcher mußte er sein, wenn er als Messias gelten wollte; dennoch wurde er vor das Gericht geführt, und wir erfahren nichts davon, daß eine große Anzahl von Genossen um ihn gewesen wäre, so daß man gefürchtet hätte das Urtheil wider ihn auszusprechen. Das Urtheil mußte vollzogen werden durch den Landpfleger. Pontius Pilatus fragte ihn: Bist Du ein König der Juden? Und er sprach:

Du sagst es. Er stellte es nicht in Abrede. Einem späteren Berichte zufolge fügte er hinzu: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, freilich, aber von der zukünftigen, die bald erscheinen und eintreten wird. „Denn es sind Viele hier von diesem Geschlechte, die den Tod nicht schmecken werden, bevor das Himmelreich ist gekommen," „es sind Viele hier, die es mit anschauen werden, wie das Ende der Dinge erfüllt ist." Dem Pilatus war das Ganze ein seltsames, ihm unverständliches Unternehmen, nicht wichtig genug, als daß er mit Strenge hätte einschreiten sollen; das Volk aber, dem er es freistellte, ob es ihn losbitten wolle nach altem Brauche, daß es vor einem Festtage für einen Verbrecher Gnade erwirken konnte, lehnte alle Betheiligung mit ihm ab, es ging auf den Vorschlag seiner Befreiung nicht ein. So ward das Urtheil gefällt, wie es, zumal in der bewegten Zeit, welche durch vorgespiegelte lügnerische Hoffnungen — und als solche erschienen sie den nicht an ihn Glaubenden, — ja wohl gar durch den drohenden Empörungsversuch noch elender werden mußte, nicht anders ausfallen konnte. Er griff in die damaligen religiösen Anschauungen ein, erhob sich zu einer Höhe, die ihm nicht zuerkannt wurde, stellte die Hoffnung der Zukunft als gegenwärtig und in sich verkörpert dar, er stellte eine vollständige Aenderung der bürgerlichen Verhältnisse in Aussicht, ignorirte das ganze gegenwärtige Bürgerthum, wenn er auch nicht in Empörungen auftrat. Das Urtheil konnte unter solchen Umständen nicht anders erfolgen, er wurde ans Kreuz geschlagen, wie früher Juda aus Gaulonitis und dessen Genossen. Die Anhänger Jesu waren dadurch wohl Anfangs betäubt, aber in ihrem Glauben nicht erschüttert. Natürlich, diese Welt geht ihren Gang, auch er stirbt, diese Welt muß ihn hassen, sie hat noch eine kurze Gewalt; aber das Himmelreich erscheint, dann ersteht er wieder, an ihm vollzieht sich zuerst die Auferstehung, die dann allgemein erfolgt. Diese Ueberzeugung war ja schon während seines Lebens herrschend, sie konnte durch seinen Tod nicht erschüttert werden, sie mußte im Gegentheile noch lebendiger in den Vordergrund treten. Er muß auferstehen, er ersteht sicherlich auf, und bald schritt man zu dem Ausspruche: Er ist auferstanden, er ist in den Himmel gefahren und wird, gehüllt in die Wolken des Himmels, wieder erscheinen, bei der allgemeinen Auferstehung, bei dem Eintritt des Himmel-

reiches. Dieser Entwickelungsgang ist ein ganz natürlicher, durchaus nichts ist an ihm auffallend, und die Jünger sehen ihn, harren auf eine glorreiche Wiederkunft Tag für Tag. Dies die erste Anlage zur Entstehung des Christenthums, der Keim, aus dem der mächtige Baum hervorwächst, dem noch andere Factoren hinzutreten, um die anfänglich schwache Secte allmälig zur herrschenden Macht umzugestalten.

10.

Die Entwickelung des Christenthums.

Neben den bestehenden verschiedenen Richtungen innerhalb des Judenthums, neben dem Sadducäismus, dem Pharisäismus mit der tiefgehenden Bewegung in demselben, dem Essäismus, den Kannaim, Zeloten oder Eiferern, den Anhängern des Juda aus Gaulonitis und so manchen anderen kleinen Schattirungen, die sich innerhalb dieses kleinen Staatsgebietes vorfanden, — ein Zeichen tiefster Aufregung aller Kräfte, eines eben so heftigen bürgerlichen wie geistigen Kampfes, — neben diesen verschiedenen Richtungen entstand nun und zwar zunächst auf dem Boden des pharisäischen Judenthums eine neue Richtung, die des erfüllten Messianismus. Die Uebersetzung dieses Wortes ist eben Christenthum; Maschiach, der Gesalbte, nannte man den König, der erwartet wurde, um die zukünftige Welt zu inauguriren, mit Zerstörung der ganzen diesseitigen alten Welt die Zustände herbeizuführen, in denen Gott allein König sein, durch diesen Gesalbten verkündet und eingeführt, das Reich des Himmels oder das Gottesreich zur Herrschaft gelangen wird. So trat der Glaube an das verwirklichte Messiasthum oder Christenthum mit dem Anspruche auf, daß die neue Welt nun wirklich beginne oder bereits begonnen habe, daß der Messias bereits erschienen sei, daß er zwar innerhalb dieser, der alten Welt gestorben, habe sterben müssen, aber auch auferstehen werde, auferstanden sei und bald wiedererscheinen werde in den Wolken des Himmels, um die neue Welt vollständig einzurichten, um die gesammte Menschheit unter das Gottesreich zu beugen und außerhalb der gegen=

wärtigen zerklüfteten und in sich zerfressenen bürgerlichen Gesetze eine neue Menschheit hervorzurufen. Das war die neue Richtung, die, innerhalb des Judenthums und zwar vollständig auf jüdisch-pharisäischem Standpunkte stehend, nun hervortrat.

Das Neue an ihr war eben, daß das, was von allen Seiten, wenigstens von dem größeren Theile der Gesammtheit innerhalb des Judenthums als ein Zukünftiges, als ein weit in die Zeit hin Entlegenes, daher auch nur in unbestimmten Umrissen betrachtet wurde, nun als bereits vollkommen in Erfüllung gegangen, als baldigst in seiner vollen Herrlichkeit hervortretend geglaubt wurde. Das war die erste Stufe des Christenthums. Einer besonderen Verbreitung konnte sich diese Richtung im Judenthume und namentlich in Palästina nicht erfreuen. Die alte Zeit war allerdings für die Juden eine trübe und harte; daß die alte Welt untergehen müsse, war ein Glaube, in dem sie Trost und Kraft fanden; aber daß sie wirklich bereits untergegangen sei, daß eine neue Welt bereits angebrochen, der Schritt aus der Phantasie in die Wirklichkeit war ein großer, und die Thatsachen stritten dagegen gar zu gewichtig und einschneidend. Nein, erschienen ist die zukünftige Welt noch nicht, wenn wir sie auch sehnlichst und sicher erhoffen, war der allgemeine Ausspruch. Man hatte viel zu schwere Sorgen, als daß man phantasiereich sich einbilden konnte, die Zukunft sei eine wirkliche und gegenwärtige; jeder Tag brachte seine neue Plage, so oft die Sonne aufging, beschien sie einen neuen Kampf und neue Widerwärtigkeiten, es galt alle Kraft anzuwenden, nicht um sich Spekulationen hinzugeben und einen Glauben zu befestigen, der Ideale der Zukunft zu gegenwärtiger Realität stempelte, sondern die wirkliche Gegenwart drängte mit ihrem Drucke und ihren Lasten. So verbreitete sich innerhalb des palästinensischen Gebietes der Glaube der erfüllten Messiashoffnung sehr wenig. Der Geschichtsschreiber jener Zeit, Josephus Flavius, während er alle früher genannten Richtungen ausführlich bespricht, namentlich auch diejenigen, welche vor Kurzem entstanden waren, die des Juda aus Gaulonitis, dann des Theudas, der Eiferer, von Personen und Bestrebungen genau Rechenschaft giebt, geht über den Stifter der neuen Richtung, wie über diese selbst, mit völligem Stillschweigen hinweg. Die wenigen Zeilen, welche sich in der gegenwärtigen Gestalt seines Buches als

Erwähnung des Stifters vorfinden, kennzeichnen sich zu deutlich als späteres absichtliches Einschiebsel; die kurzen Worte stehen in dem vollständigsten Widerspruche mit dem Charakter des ganzen Buches, stehen da ohne allen Zusammenhang, ein aufgeflickter Lappen, nicht das Werk eines planvoll seine Aufgabe bearbeitenden Schriftstellers.

Innerhalb Palästina's hatte diese Richtung auf keine besondere Verbreitung zu rechnen, die unteren Klassen des Volkes, die wundersüchtig sind und wundergläubig, die, zurückgestoßen von den Höherstehenden, sich gerne an Neues anklammern, sie hatten sich zunächst mit der neuen Richtung befreundet und sich ihr angeschlossen. Diese wundersüchtige Volksklasse schafft sich ihre erfüllten Wunder mit der größten Leichtigkeit, in üppigster Fülle. Die neue Richtung wurde daher von dem Aberglauben der damaligen unteren Klassen fast ganz überwuchert. Der Glaube an Dämonen, die in Unzahl überall verbreitet sind, als böse Geister die Luft verpesten, in die Menschen hineinfahren und sie berücken, aus denselben aber auch durch Beschwörungen wieder gelockt werden können, — dieser krasse Dämonglaube tritt in alten jüdischen Schriften allerdings hie und da auf, aber er bildet keineswegs den Kern und Mittelpunkt. Gerade solche Begebenheiten nehmen einen gar großen Theil ein von den Berichten aus der Zeit des entstehenden Christenthums; die Erzählungen von dem Werk des Teufels, wie er die Menschheit besitze, seine Schaaren als Dämonen einfahren und die Besessenen wieder geheilt werden, überfluthen fast den ganzen übrigen Inhalt. So in Palästina.

In anderer Weise gestaltete es sich unter den außerhalb Palästina's wohnenden Juden. Die Juden bildeten schon seit alter Zeit zahlreiche Gemeinden unter den Griechen und breiteten sich immer mehr dort aus, je trüber die Verhältnisse im eigenen Lande wurden. Dort war allerdings tiefes Mitgefühl für die Leiden der Brüder in der Heimath vorhanden: ein jedes Leid, welches das Vaterland, die Urstätte, betraf, fand im Herzen dieser griechischen Juden den tiefsten Widerklang, sie schauten mit Ehrfurcht hin nach der geheiligten Stätte, die ihnen immer der Mutterboden blieb. Aber die Kämpfe selbst hatten sie nicht mitzumachen. Während in Judäa die Waffen klirrten, Tag für Tag die Kräfte wachgerufen werden mußten, um für die Bedürfnisse des Tages zu sorgen, die

Beschwerlichkeiten und Mühen zu ertragen, die Gehässigkeiten abzuwehren, während so in Judäa Kraft und Sinn ganz auf die Gegenwart hingelenkt wurde, waren die griechischen Juden immer doch blos müßige Zuschauer, sie schauten hin mit tiefer Betrübniß, vielleicht auch verspottet von den Griechen, wie ihr heiliges Land nun zu Grunde gehe, wie sie ihren geistigen Mittelpunkt bald einbüßen werden. In solchen Stimmungen lebten die griechischen Juden. War nun auch in ihnen der hoffnungs- und trostreiche Blick der neuen Zeit zugewendet, in der sie von diesen Leiden, die bei ihnen mehr geistige waren, befreit werden sollten: so waren sie auch dem Glauben weit näher, daß diese Hoffnung bald erfüllt werde, erfüllt sei. Sie wurden nicht niedergedrückt von der ganzen Last des Augenblickes, sie athmeten freier, gaben daher der Hoffnung weit mehr Raum. Auch fand in der Ferne die Verkündigung begeisterter Anhänger weit leichter Glauben, als bei denen, die Alles in der Nähe mit angeschaut hatten. Innerhalb der jüdischen griechischen Colonieen gewann daher das als eingetreten verkündete messianische Judenthum bereits in der ersten Zeit eine weit größere Zahl von Anhängern. Dort aber traf dieser Glaube auf ein ganz neues geistiges Element. In den griechischen Juden war ein griechisch-philosophischer Zug, den sie mit ihrem alten Glauben verwebt hatten. Die dortigen philosophischen Bestrebungen liefen besonders darauf hinaus, ein göttliches Abbild anzuerkennen, einen Logos, den göttlichen Gedanken, der als ein Ausfluß Gottes auch zugleich weltschöpferisch mit der Welt in Verbindung getreten ist, weiter mit ihr in Berührung bleibt; von dem geistigen Gedanken des Judenthums durchdrungen, hatte man Gott außer aller Berührung mit der Welt zu setzen gesucht, ihn so erhaben über das Endliche und Zeitliche gestellt, daß eine gewisse Vermittelung nothwendig war, um Schöpfung und Erhaltung der Welt von Gott ableiten zu können. Der Logos, der Gedanke, das Abbild, die Idee, die sich aus Gott erzeugt, war der Demiurg, der Weltschöpfer. Ob er als persönliches Wesen, ob er als bloße Idee zu betrachten sei, blieb unentschieden; man war durch Plato daran gewöhnt, die Idee in der Schwebe zu erhalten zwischen einem wirklich Vorhandenen oder blos geistig Gedachten. Der Logos nun, der Gedanke, der Begriff oder das Wort, wie es auch im Griechischen

heißt, war gewissermaßen die Vermittelung zwischen Gott und der Welt, der Logos, wie er in poetisch-kühner Ausdrucksweise von Philo und gewiß nicht von ihm allein genannt ward: der einziggeborene (μονογενής) Sohn Gottes. Eine kühne dichterische Bezeichnung, die aber nach diesem Systeme ihre volle Berechtigung hat. Der Gedanke aus Gott erzeugt, aber immer weiter innerhalb Gottes verharrend, konnte mit Recht der ein- und einziggeborene Sohn Gottes genannt werden. Diese Auffassung war weit verbreitet, ganz gewöhnlich geworden, und sich anlehnend an Ausdrücke der h. S. vom Worte, der Herrlichkeit Gottes und ähnlichen Begriffsbildungen, beschränkte sie sich nicht auf die griechischen Juden, sondern drang auch weiterhin in das Judenthum Palästina's. Dort hieß der Logos: Memra, auch das Wort, der Ausfluß von Gott ausgehend, um die Menschheit zu führen, um dasjenige zu vermitteln, was auf die Sinnenwelt geübt wird, und mit der Memra wird in den chaldäischen Uebersetzungen Gott umschrieben, wenn sinnliche Berührungen vermieden werden sollen.

Nun trat eine neue Welt ein, die zukünftige Welt verwirklicht sich. Die Welt ist zunächst entstanden durch den Logos, durch diese Vermittelung. Wenn nun die alte von dem Logos geschaffene vergeht, die neue Welt entsteht, die zukünftige Welt sich verwirklicht, kann sie ein Anderer haben erstehen lassen als wiederum der Logos? Sicherlich, der Messias ist eben der Logos, das Wort, der eingeborene Sohn Gottes! Die christliche Idee wird hiermit auf einen anderen Boden hin verpflanzt, die Anschauungen gestalten sich um, der Menschensohn wird zum Gottessohne, zunächst wohl freilich als Idee, als der philosophische Gedanke, aber im Glauben der Menge dann bald als der wirkliche Gottessohn. Der Gottessohn erschafft eine neue Welt; die alte ist zerstört, durch seine Erscheinung wird eine neue eingeleitet. Seine Erscheinung — sollte er denn wirklich als ein gewöhnlicher Mensch geboren sein können? Der palästinische Messias ist ein Nachkomme David's, wird geboren wie ein jeder andere Mensch, tritt in die Welt ein, zwar mit einem hohen Auftrage von Gott, ohne jedoch mehr als Mensch zu sein. Der Logos aber, der eingeborene Sohn Gottes, sollte er in die Welt treten als Kind menschlicher Eltern, der Logos ein Kind, der Logos menschlich geboren? Sind das nicht widersprechende Begriffe? Wenn bei ihm

von Zeugung und Geburt die Rede ist, so kann das nicht auf natürliche Vorgänge bezogen werden. Er ist der Sohn Gottes, er geht freilich in das Fleisch ein, aber auf eine wunderbare Weise: Eine Mutter gebiert ihn, aber der Vater ist der Gottesgeist. Das war eine Umgestaltung, wie sie aus der Berührung mit dem griechischen Judenthume nothwendig war. So sein Eintreten; wie aber sein Austreten aus der Welt? Der Messias ist allerdings ein mit Gotteskraft ausgerüsteter Mensch, doch bleibt er immer Werkzeug in Gottes Hand, er kann sterben, getödtet werden, er erscheint aber dann wieder, er wird schon die neue Welt einweihen, er ersteht neu auf, er ist auferstanden. Wie aber kann der eingeborene Sohn Gottes, der die volle Gotteskraft in sich trägt, getödtet werden? Nun allerdings, dies kann er nicht durch Menschenmacht, aber er kann es, wenn er es selbst will, freiwillig kann er sich einer scheinbaren Opferung hingeben. Die alte Welt muß untergehn, auch sie war vom Logos erzeugt, in Adam war ein Abbild des Menschengeschlechts gegeben, in Adam lag die ganze Menschheit. Wie sich in diesem System Alles durch ein Ineinanderfließen erzeugt und in der höhern Stufe das Niedere enthalten ist, so lag in dem ersten Menschen, in Adam, das ganze Menschengeschlecht. Wenn nun das Menschengeschlecht ein so verderbtes, die alte Welt so schlecht geworden, daß sie untergehen muß, so ist dieser Zustand schon hinaufzubeziehen auf den alten Adam. Er hatte gesündigt und an dieser Sünde ist die ganze folgende Menschheit krank geworden, und damit sie gesund werde, muß die alte Welt sterben und eine neue erstehen. Ja, wenn die alte Welt sterben muß, hätten dann alle Menschen nicht auch hinweggeräumt werden müssen? Nein! Für die alte Menschheit stirbt eben der Logos selbst, ihr Schöpfer. Indem er Fleisch und Mensch geworden, übernimmt er Alles, was die Menschheit Hartes treffen sollte, er opfert sich selbst für die Menschheit; seine Gottheit aber bleibt und erfüllt nun die neue Menschheit.

Das waren neue Begriffe, die sich aus dem jüdischen Griechenthume entwickelt haben, die in die Anschauung über Gott tief umgestaltend eingingen und schon sehr nahe daran waren, über die Grenze des Judenthums hinauszuschreiten. Auch in Beziehung auf Menschthum erzeugten diese neuen Begriffe eine mächtige Umgestaltung. Das Judenthum lehrt, daß der Mensch für seine Sünde sterbe,

ein Jeder die Strafe empfange für sein Unrecht, daß Gott ein verzeihender und erbarmender Gott sei, der wohl die Sünde nicht ungerügt läßt, der aber keineswegs wegen der Sünde ganz zerstört und namentlich wegen der Sünde des Einen nicht die anderen Menschen, die ihm nahe Stehenden mitbestraft. Hier war eine ganz andere Anschauung mit Nothwendigkeit eingetreten. In einem Menschen — freilich in dem ersten aller Menschen — sündigten bereits alle, es war eine Schuld vererbt worden, an dieser krankten sie, sie trugen sie als Fessel mit sich und konnten sich ihrer nicht erwehren. Diese Gedanken sind dem Judenthume fern, ihm nur eingepfropft. In dem griechischen Judenthume mochten allerdings sich einige mystisch speculirende Geister damit befreunden, aber eine allgemeine Aufnahme konnte selbst dort nicht erwartet werden. Dies ist die zweite Stufe des Christenthums.

Während in der ersten das Gottesreich betont wird, herbeigeführt durch den menschlichen Messias, tritt auf der zweiten Stufe in erster Reihe hervor „der Gottessohn." Von der wunderbaren Geburt, wie sie mit dieser Umgestaltung verbunden ist, weiß wirklich der treueste Berichterstatter Markus nichts, wenn auch der Ausdruck „Gottessohn" — selten genug — hie und da in seiner jetzigen Bearbeitung vorkommt, er steht ziemlich noch auf der ersten Stufe der Entfaltung, wo eine Nöthigung zu dieser Annahme nicht vorlag. Erst auf der zweiten Stufe kommt die wunderbare Zeugung vor, und erst in einem anderen Berichte, der ganz auf griechischem Boden steht, bei Johannes, begegnen wir der vollen, klaren Aussprache, daß der Logos Fleisch geworden und auf Erden erschienen sei, daß er als ein Vertreter der ganzen Menschheit die Sünden derselben auf sich genommen und sie durch seinen Tod gebüßt habe. So auf der zweiten Stufe der Entwickelung, und schon hatte dadurch das Christenthum fast aufgehört eine Richtung innerhalb des Judenthums zu sein, so sehr es immer noch innerhalb desselben sich erhielt. Noch finden wir nämlich nicht das Bestreben, die Schranken des Judenthums zu durchbrechen, Reformen und Umgestaltungen in demselben vorzunehmen, etwa zu erklären, daß das Gesetz aufgehoben sei, daß die Vorschriften in demselben ihre Gültigkeit verloren hätten. Eine Aufforderung dazu lag freilich schon in der Wurzel dieser Richtung selbst. Die messianische Zeit — diese Ansicht

findet ihren Ausdruck im ganzen alten Judenthum — die messianische Zeit wird eine ganz andere sein, als die gegenwärtige, in ihr hören die speciellen Gebote und Vorschriften auf, die Sonderungen schwinden. So lag schon in dem Glauben selbst, daß der Messias erschienen sei, daß eine neue Welt erstanden, die Aufforderung, auch das ganze Leben umzugestalten. Und dennoch finden wir auf dieser Stufe es noch nicht ausgesprochen.

Aber je mehr die neue Richtung, der Glaube an erfüllten Messianismus, sich außerhalb des Judenthums stellte, je mehr er in Conflict trat mit dessen Wurzel und Grundanschauungen, desto mehr mußte er sich nach außen hin gedrängt fühlen. Er hatte Begriffe aufgenommen, die, je weiter sie ausgebildet wurden, in den schneidendsten Widerspruch traten mit den Grundlagen des Judenthums; hier stehen zu bleiben war unmöglich, entweder aus dem Judenthume herausschreiten oder untergehen, das war die Alternative, die gestellt war, eine Vermittelung gab es nicht. Natürlich drängte es dahin, sich außerhalb zu verbreiten. Wär der Logos nun wirklich erschienen, war eine neue Welt entstanden, nun so sollte diese neue Welt sich aus sich selbst bilden lediglich durch den Glauben an den erschienenen, auferstandenen und neugestaltenden Messias; lediglich durch ihn sollte, wenn auch auf Grund und Boden des Judenthums, die neue Welt erbaut werden. Ein entschiedener und kräftiger Mann sprach dieses Wort zuerst aus, er hatte den Muth, die Brücke abzubrechen. Das war Paulus, nicht ein Jünger des Stifters des Christenthums, persönlich nie mit ihm in Berührung gekommen, mit ihm, der immer mit aller Entschiedenheit den Fortbestand des Judenthums in allen seinen Theilen verkündet und betont hatte. Paulus war zuerst ein Verfolger der neuen Richtung, er war ein Mann der ganzen That, der eine Halbheit nicht in sich dulden konnte. Entweder entschieden gegen die neue Richtung auftreten, oder sie bis zu ihren äußersten Consequenzen ausbilden, das war die Aufgabe seines Lebens. Auf dem Wege nach Damaskus, d. h. nach den griechischen Städten hin, kam ihm der neue Gedanke: Wie? wenn an der Richtung, wie sie durch das Griechenthum ausgebildet war, doch eine Wahrheit wäre, und wenn eine Wahrheit, dann auch eine ganz neue Welt eintreten müsse? Der Messias ist für die Menschheit da, lehrt das Judenthum, der

Logos ist der Weltschöpfer, der Schöpfer der ganzen Menschheit: nun wohlan! hinaus in die ganze Menschheit, die Schranken abgebrochen und Alles aufgenommen innerhalb des neuen messianischen Judenthums! So trat Paulus auf, und die dritte Stufe des Christenthums wurde erstiegen.

Eine neue Gestaltung erstand nun, Paulus selbst war der Heidenapostel, er wagte sich zunächst an diejenigen außerhalb des Judenthums und verkündete zuerst die neue Lehre unter denjenigen, die, eigentlich außer dem Gange der Entwickelung stehend, von dieser Aufforderung ganz betroffen sein mußten. Er brachte die reine Gotteslehre in das Heidenthum, die jüdischen religiösen und sittlichen Begriffe machte er zum Gemeingute der Menschheit, aber ohne deren Ausprägung in die scharfen und bestimmten Gesetze. Den Heiden genügte dies vollkommen, und die Verallgemeinerung der jüdischen Wahrheiten war ein mächtiger Schritt für die Menschheit. Die einzelnen geschichtlich gewordenen Gesetze kannten sie nicht, sie wären ihnen eine unerträgliche Last gewesen. Für sie bedurfte deren Unverbindlichkeit, deren Ungültigkeitserklärung keiner Rechtfertigung; um so mehr aber war sie nothwendig gegenüber Paulus' eigenem Gewissen, gegenüber den Gläubigen, die aus dem Judenthume gewonnen waren. Zugegeben auch, das göttlich gegebene Gesetz hat seine unausweichlich verbindliche Kraft in der nun eingetretenen Messiaszeit eingebüßt, bleibt es nicht doch eine heiligende Macht? erhöht es nicht dennoch diejenigen, welche weiter an ihm halten, es ferner ausüben? Gesetzt auch, es sei den aus dem Heidenthume neu aufzunehmenden Gläubigen zu erlassen, ihnen nicht als verpflichtende Norm aufzuerlegen: konnte es auch von den Juden, die mit solcher Verpflichtung geboren waren, hinweggenommen werden? soll es nicht mindestens für sie als ein Mittel höherer Heiligung verbleiben? soll nicht mindestens die entschiedene Ungültigkeitserklärung verschoben werden bis zur Wiederkunft des Messias und der dann völlig herzustellenden neuen Welt in ihrer Herrlichkeit? Paulus schwankte. Hatte der kühne Gedanke, die ganze Menschheit zu einigen unter einem Glauben, die Bedenken in der eigenen Brust beseitigt, so blieb es doch schwerer, die alten Genossen aus dem Judenthume von ihrem Standpunkte abzubringen; sie hatten bereits die alten Sitten mit dem neuen Glauben verschmolzen, wozu denn sie von jenen

hinwegreißen? Paulus schwankte und distinguirte. Mögen die Juden beim altgewohnten Gesetze verbleiben, den Heiden genüge der neue Glaube. Aber damit kam ein gefährlicher Zwiespalt in die neue Richtung; Paulus' ganze Absicht hätte daran scheitern müssen. Eine solche Zwiefältigkeit von Anhängern eines Glaubens, an sich schon verwirrend, trug den Keim der Auflösung in sich. Die Heiden erschienen dadurch nicht als vollberechtigte, ebenbürtige Bürger im neuen Glaubensreiche; die Juden blieben die besonders Geheiligten sowohl durch Geburt als durch weitere Ausübung des Gesetzes, die Heidenchristen waren ein unheiliges Anhängsel. In ihnen aber gerade fand Paulus seine mächtigste Stütze.

Paulus ward zu einem weiteren Schritte gedrängt. Es genügte nicht, das „Gesetz" als überflüssig, entbehrlich zu bezeichnen; es mußte ganz gebrochen, es mußte als störend erklärt werden. Die gegenwärtige Uebung des Gesetzes, so schritt er fort, ist nicht blos verdienstlos, sie ist ein Werk mangelhaften Glaubens; der wahrhaft Gläubige darf das Gesetz gar nicht üben. Wie? die Uebung des Gesetzes gar Sünde? ist es nicht von Gott gegeben? war es nicht früher verbindlich und soll nun mit einem Male in sein Gegentheil umschlagen? Ja wohl, antwortete Paulus, das Gesetz ist von Gott gegeben, aber für die sündige Menschheit unter den Juden, es ist gewissermaßen mit ein Werk der Sünde; es ist ein „Joch", aber kein süßes, vielmehr ein hartes, ein schweres. Der Glaube, der neue, ist ein süßes Joch, ein Segen für die ganze Menschheit, das alte Gesetz war ein Fluch, eine Zuchtruthe für das jüdische Volk; der Bann ist gelöst durch den Opfertod Jesu, die ganze Menschheit, sowohl die sündigen Juden als die Heiden, sind nun geheiligt durch den heiligen Geist, der sich über die ganze Menschheit ergossen. Und ihr wollet noch weiter unter dem Fluche, der Zuchtruthe stehen, während der Segen, die sanfte Leitung euch winkt? Brechet das Gesetz! Wollt ihr die Heiligen sein, so müßt ihr das gekommene Heil auch vollkommen anerkennen. Weg mit der Beschneidung, weg mit den verbotenen Speisen! Jene ist das Zeichen eines alten Bundes, ein neuer ist geschlungen; diese sind die Betrachtung der heidnischen Mahle als Göttermahlzeiten, sie sind nun neue Opfer- und Liebesmahle geworden.

In dieser Gedankenreihe lag einerseits entschiedene Consequenz,

aber andererseits auch eine schroffe Härte gegen das Judenthum, indem nicht blos dessen einzelne Aeußerungen bei Beibehaltung seiner Grundgedanken als werthlos bezeichnet wurden, sondern ihm vielmehr gewaltsam sein ganzer tieferer Gehalt entzogen wurde. Eine Vereinigung dieser Ansichten mit dem Judenthume, das doch als göttliche Institution, wenn auch blos für die Vergangenheit festgehalten wurde, konnte nur durch künstlichste Dialektik hergestellt werden; Paulus übte sie in mündlicher Lehre und in Sendschreiben. Er imponirte, aber so leicht drang er nicht durch. Es entstand ein heftiger Kampf zwischen den sogenannten Judenchristen und den Heidenchristen. Judenchristenthum, d. h. der Messianismus mit Beibehaltung des ganzen gesetzlichen Judenthums, diese Richtung war die vorherrschende; die neue Anschauung, die sich nun eindrängen wollte, ward mit aller Entschiedenheit und Gehässigkeit nicht etwa von den Juden, sondern von den Judenchristen bekämpft. Bileamiten nannte man die neuen Christen, das heißt solche, die Götzenopfer den Juden geben wollten, wie Bileam durch den Genuß der Götzenopfer die Israeliten verführt hatte. Es entstanden heftige Kämpfe und vielfache Trennungen innerhalb der einzelnen Gemeinden, man stiftete Frieden und machte einander Concessionen; erst nach langer Zeit, nachdem die Wage vielfach geschwankt, siegte das Heidenchristenthum, wie es eben siegen mußte. Innerhalb des Judenthums war der Widerspruch ein zu klaffender; es wollte sich nicht vertragen, auf der einen Seite ein voller Jude zu sein, auf der andern für die Gegenwart Messias- und Logos-Ideen in sich aufzunehmen, auf der einen Seite der Verehrer des einzigen Gottes, auf der andern ein neues Gotteselement einzufügen. Der Widerspruch war zu nagend, als daß er sich hätte erhalten können. Das Judenchristenthum unterlag dem Heidenchristenthum. Das war die dritte Stufe. Die heidnische Menschheit war freilich ehedem unrein, unheilig; nun, der heilige Geist — an sich ein echt jüdischer Begriff — zieht jetzt ein in die neue Welt, er weiht und reinigt sie. Die dritte Stufe war erstiegen und in ihr trat in den Vordergrund: der Glaube an den h e i l i g e n Geist, der sich über die Menschheit ausgießt, auch als schöpferische Persönlichkeit. So lag in den drei Entwickelungsstufen, die von einander nicht getrennt werden konnten, vielmehr eine Ganzheit ausmachen mußten, der Glaube ausgesprochen

an die Dreieinigkeit. Gott und sein Reich war die erste Stufe, Gott der Sohn die zweite, der heilige Geist, der die ganze Menschheit weiht, die dritte; die Verbindung derselben zu einer Einheit bildet von nun an den Kern des Glaubens. So war das Christenthum in sich ausgebildet, es war nun dazu bestimmt, in die Heiden einzugehen.

Konnte es aber auch in die Heiden eingehen, waren diese auch vorbereitet, geneigt, es aufzunehmen? Werfen wir nun einen Blick auf die Heidenwelt! Wir stehen nicht mehr auf dem Boden des alten Griechenthums. Die gebildete Welt der damaligen Zeit ist nicht etwa von der Philosophie durchleuchtet, entwickelt nicht mit ursprünglicher schöpferischer Kraft ihre Gedanken, wie zur Zeit der alten Griechen; wir stehen in einer ganz anderen Zeit. Das Römerthum beherrscht die Welt, von Rom geht Alles aus, seine Faust lastet auf allen Völkern. Rom hat eine große Mission in der Weltgeschichte zu erfüllen und es erfüllt sie, wie etwa der Absolutismus in der Staatsentwickelung. Der Absolutismus, diese Herrschaft der Gewalt des Einzelnen ohne Berechtigung aller Uebrigen, der am bezeichnendsten in dem Worte Ludwig's XIV. ausgedrückt ist: L'état c'est moi, der Staat bin ich, diese Staatseinrichtung hat in sich eigentlich keinen Gedanken, sie enthält keine innere Berechtigung, den Einzelnen mit der vollsten Gewalt auszurüsten und alle Anderen ihrer natürlichen Rechte zu entkleiden. Allein der Absolutismus findet seine Berechtigung in der geschichtlichen Entwickelung, es war seine Aufgabe, die Menschheit zu nivelliren, eine Gleichheit zu erzeugen unter den verschiedenen Ansprüchen, die sich als Ständewesen in seinen verkehrtesten Erscheinungen aufrecht erhalten haben, alle diese Ansprüche, die so hemmend geworden, mit einem Male zu zerbrechen, erst Alle zu Sklaven zu machen, damit dann aus Allen freie Bürger erstehen, deren jedem der Anspruch zukomme je nach seiner Befähigung und seinen Verdiensten. Eine gleiche Aufgabe ist Rom in der großen Geschichte geworden. Rom einigte die Welt unter einem und demselben Drucke, brachte überallhin die Knechtschaft, aber näherte auch die Völker allesammt und führte sie zusammen. Eine eigenthümliche geistige Kraft und Anschauung hat Rom aus sich nicht entwickelt; was es in Beziehung auf das geistige Leben geleistet hat, war Nachahmung, aufgenommen und zwar aufge-

nommen in ziemlich platter und dürftiger Weise. Die Philosophie siechte unter ihm dahin und wurde in der nüchternsten Auffassung popularisirt; was sich sonst als ein geistiges Erzeugniß geltend machte, war überkommen, entlehnt, auf den heimathlichen Boden verpflanzt, aber nicht von schöpferischer Kraft getragen, nicht aus innerer Gediegenheit stammend.

Wenn so im Allgemeinen das geistige Leben nicht auf hoher Stufe stand, so war es natürlich noch um so weniger der Begriff von Gott, die Götterlehre. Auch die griechische Götterlehre war nicht der Höhepunkt ihrer Bildung, ihres geistigen Lebens, aber immerhin ist in ihr ein idealer Schwung, das Gesetz der Schönheit ausgeprägt, es sind Gedanken, die zwar in sinnliche Formen gebunden sind und als solche sinnliche Erscheinungen innerhalb des Volkes wurzelten, die aber doch immer zu einer höheren Auffassung den Anstoß geben konnten, und die Philosophie vertiefte diese Auffassung. In Rom ist die Götterlehre eine nackte, das Erzeugniß eines hausbackenen Verstandes. Die Hausgötter, die Penaten und Laren, sind gewissermaßen der Mittelpunkt des religiösen Lebens, die Flurgrenze erhält ihre Weihe, die Angelegenheiten des täglichen Lebens, der rohen Volkskraft werden personificirt und als Götter verehrt. Als nun gar bei zunehmender Bildung, bei der Berührung mit dem Griechenthume, nicht blos allgemeine Wissenschaft, freilich abgeblaßt, in das Römerthum eindrang, sondern auch die Bekanntschaft mit der griechischen Götterlehre, da gab es eine seltsame Mischung mit dem Hellenenthume; die griechischen Gottheiten wurden mit den altrömischen identificirt, und so mußten jene von ihrer idealen Höhe herabsteigen, aber auch diese ihre Ursprünglichkeit einbüßen. Es waren von nun an Schatten, die man mit sich herumtrug.

Da entstand im Griechenthume selbst eine Auffassung des Götterwesens, die demselben alle Poesie raubte, und sehr bald war Rom geneigt diese aufzunehmen. Euhemeros hieß ein griechischer Schriftsteller, der die Götterlehre zum vulgärsten Rationalismus verflachte. Die Götter, lehrte er, seien große Könige gewesen, die später von den Ihrigen, die sie geehrt haben, in eine höhere Stufe versetzt worden seien. Was von ihnen erzählt wird, ist Verherrlichung gewöhnlicher Ereignisse, die wir auf ihre natürliche Wahr-

heit zurückzuführen haben. Wenn Kronos z. B. seine Kinder verschlingt und Zeus ihn vom Throne stürzt, so ist das die Geschichte eines Königs aus alter Zeit, als Menschenopfer noch bestanden, den ein anderer König vom Throne stürzt, die Menschenopfer aufhebend. In dieser Weise wurde Alles aus der griechischen Götterlehre abgeklärt, seines tieferen Inhalts entkleidet, denn immerhin ist Poesie, wenn auch in phantastischer Hülle, tiefer als solche Plattheit. Diese Auffassung drang bald in Rom ein, die Schrift des Euhemeros wurde sehr bald ins Lateinische übersetzt, seine Anschauung die herrschende. Es kam dahin, daß, wie berichtet wird, zwei Auguren, die einander begegneten, sich bemühen mußten nicht laut aufzulachen. Es herrschten noch die alten Sitten weiter, das alte Priesterthum, das alte Opferwesen, das Schauen nach den Eingeweiden, nach dem Vögelfluge, aber der Glaube daran war nicht mehr vorhanden. Es kam natürlich dahin, daß, da die alten Götter nur Menschen waren, man sich auch leicht dazu verstand, die Menschen zu Göttern zu machen, daß man die Kaiser als Götter verehrte sammt ihren Leidenschaften und Thorheiten, daß diese göttliche Verehrung verlangten und sie erfuhren. So tief war das ganze religiöse Leben in Rom gesunken und in der Welt, die von ihm beherrscht wurde.

Aber die menschliche Natur begnügte sich nicht damit; es entstand wie auf der einen Seite krasser Unglaube, so auf der anderen eine Sehnsucht nach einem anderen Glauben, erfüllt zu sein von einem höheren Gedanken, vom Wunderbaren, das nicht in solch platter Natürlichkeit täglich dem Auge begegnet. Neben Unglauben entstand Aberglauben, wie dies in der Natur der Menschen liegt, daß neben dem wuchernden Materialismus auch die Klopfgeister geehrt werden. So wurde denn Rom angefüllt von einer Masse der verschiedensten und fremdartigsten Götterverehrungen; die orientalischen Gottheiten, welche durch ihre Neuheit, durch das Mysteriöse jedenfalls der Phantasie eine Nahrung boten, fanden gar vielfach den Vorzug. Auch das Judenthum verbreitete sich mannigfach in Rom, doch war es eine zu ernste und strenge Religion, als daß die entartete römische Welt sich unter sie hätte beugen sollen. Da trat ein neuer Glaube ihnen entgegen, der mit dem Heidenthume eine enge Berührung hatte und doch ein ganz fremdartiger war.

Ein Mensch, der zugleich Gott war, war der Mittelpunkt; aber die Art und Weise, wie derselbe auftrat, die Lehre, die mit dem Glauben an diesen verknüpft war, hatte dieser neuen Religion einen Charakter aufgeprägt, der ihnen bis jetzt noch gar nicht erschienen war. Er mußte einen tiefen Eindruck machen, ätzend einwirken, die entnervten Seelen wiederum anspannen. So hielt denn der Glaube des Christenthums auf seiner dritten Stufe, wo er der ganzen Menschheit zugänglich war, seinen Einzug in das Heidenthum! Freilich nicht als Triumphator, nicht als eine Gewalt, die blitzartig einschlägt, die Geister erleuchtet und überwältigt, sondern sehr allmälig, lange bekämpft und erst nach Jahrhunderten durch ein Ereigniß, das noch nicht genügend aufgeklärt ist, auf den Thron erhoben und so zu einer herrschenden Religion geworden. Nach langen Kämpfen drang es in die heidnische Welt ein, es war nun das vom Judenthum völlig losgelöste Christenthum. Es geht seinen eigenen Gang, und es ist nicht unsere Aufgabe, seine Geschichte weiter zu verfolgen. Doch die Frage bleibt uns zu beantworten: Ist denn neben dem Christenthume, das nun Weltreligion geworden ist, dem Judenthume noch eine Aufgabe geblieben, oder siecht dieses blos dahin, ist es nichts als eine alte Trümmer? sollte es sich deshalb nicht lieber aufgeben? Die Beantwortung dieser Frage, die sich uns gewaltsam aufdrängt, erheischt noch, bevor wir die Geschichte des Judenthums in seinem ferneren Verlaufe verfolgen, eine weitere kurze Betrachtung des Christenthums.

11.

Das Christenthum als kirchliche Weltmacht. Der Bruch des jüdischen Volksthums.

In dem begeisterten Ausrufe, welchen die Propheten des Judenthums mit der entschiedensten Zuversicht in die Welt sendeten, daß einst nämlich eine Zeit kommen werde, in welcher Gott allein anerkannt wird, inniger Friede die Menschheit umschlingen und beseligen wird, in diesem Blick auf eine veredelte Zukunft der Wahrheit und der Menschenverbrüderung lag eine entschiedene Kraft, die dem Judenthume Dauer und Muth verlieh, ein nicht zu verkümmerndes Selbstvertrauen, das Hand in Hand mit der Entwickelung der Menschheit geht. Entgegen der Sage des Griechenthums, welche das goldene Zeitalter mit der Wiege der Menschheit beginnen läßt, während immer werthlosere Zeiten darauf folgen, bewahrt das Judenthum den hohen Glauben, daß die Menschheit der fruchtbare Boden ist, auf dem die geistige Saat reifen soll. Daher auch die mächtige Ausdauer innerhalb des Judenthums; diese Hoffnung hat sich als erhaltende Kraft durch die Jahrhunderte bewährt. Wenn nun diese Hoffnung nicht blos als eine fernliegende, in weiter Zukunft begrüßt, wenn sie als eine nahe geschildert wird, wenn Zeiten eintreten, in denen kühne Männer es aussprachen: Die gegenwärtige Welt ist schon in ihrer Grundlage zertrümmert, es muß, es wird bald die neue Welt, die messianische Zeit erscheinen: da gab dieses Vertrauen, dieser Blick auf die nahe Zukunft, in der eine vollständige veredelnde Umgestaltung sich erzeugen muß, einen Muth und eine Kraft, welche auch den größten Widerwärtigkeiten

entgegenzutreten vermochte. Wir sahen dies in den Zeiten des Makkabäerkampfes, der die ganze Volkskraft fast zertrümmert und dennoch sie nicht beugen konnte, weil die sichere Ueberzeugung von der Umgestaltung der Verhältnisse, die in den Gemüthern lebte, eine unversiegbare, unerschütterliche Zuversicht verlieh. Wenn nun aber gar der Ausspruch geschieht: Die alte Welt ist untergegangen, ist gebrochen, die neue ist bereits erschienen, eine neue Menschheit, wie sie verheißen worden ist, lebt jetzt, soll jetzt leben: so liegt in diesem Glauben an sich selbst, in diesem Vertrauen, das die Menschheit oder ein Theil der Menschheit in sich trägt, in diesem gesteigerten Bewußtsein von sich eine Macht, die nothwendig, nicht blos intensiv, diesem Theile Zähigkeit verleiht, Ausdauer selbst unter den widerwärtigsten Verhältnissen, sondern die auch imponirend eintritt in die Welt.

Ein hohes Selbstvertrauen, der kühne Ausspruch eigner Machtfülle, trägt eine solche Energie in sich, daß die übrige Welt erstaunt, erschüttert dasteht. Sehen wir dies ja bei dem einzelnen Menschen! Tritt er mit der vollen Ueberzeugung seiner eigenen Berechtigung der Welt entgegen, hat er den Glauben an sich selbst, so erlangt er auch viel, das kühne Verlangen beugt in der That gar Viele unter ihn; der Glaube an sich selbst schafft auch den Glauben Anderer an ihn. Führen Sie die weltgeschichtlichen Größen sich vor und Sie werden es vielfach bewährt finden: Sie wurden groß, weil sie mit dem Anspruche auftraten, groß zu sein. Wenn Cäsar es aussprach: Dieses Schiff trägt Cäsar und sein Geschick, so lag in dieser vollen Ueberzeugung, daß an seinem Geschick das der ganzen Welt hange, eine imponirende Macht. Als die französische Revolution mit der entschiedenen Ueberzeugung in die Weltgeschichte eintrat: Die alte Zeit ist untergegangen, Alles, was bis jetzt sich gestaltet hat, ist Mißbrauch und Vorurtheil, eine vollständig neue Zeit muß eintreten; als sie sich als neue Aera verkündete, mit der eine neue Zeitrechnung beginnen sollte: so lagen ihre Erfolge nicht etwa in den neuen Ideen, die sie schuf, nicht in den positiven Wahrheiten, die sie gab, sondern eben in ihrer Entschiedenheit, in dem Glauben an sich selbst. Das war ihre siegreiche Macht, die ihr den Drang verlieh, sich über die Welt hin zu verbreiten. War sie wirklich eine neue Welt, so mußte die ganze Erde ihr unterthan

sein, so durfte nicht die Schranke irgend einer Volksthümlichkeit ihr gezogen werden. Dasselbe war auch die Kraft des auftretenden Christenthums.

Das Christenthum sprach es aus: Ich bin die neue Menschheit, die neue Welt ist angebrochen, die alte ist gestorben, zertrümmert. Das ist ein epochemachendes Wort, und wenn dem Stifter des Christenthums der Ausspruch in den Mund gelegt wird: Ich bin die Wahrheit, der Weg, das Leben, so mag das allerdings apokryph sein, aber der Gedanke des Christenthums, die Ansprüche, mit denen es auftrat, haben darin ihren vollen Ausdruck gefunden: Ich bin eine neue Macht, eine neue Welt, mir muß sich Alles beugen, vor mir gab es Nichts, vor mir, ist seine Verkündigung, gab es lediglich Sünde, Verfall, innere Verkehrtheit; alle Weisheit der früheren Zeit ist blos klingende Thorheit, alle Tugend derselben blos glänzendes Laster. Selbst indem es auf dem Boden des Judenthums sich aufbaute, die alte heilige Schrift desselben anerkannte, ihren Inhalt in sich aufnahm, sprach es dennoch es aus — und wenn dies auch nicht in seinen ersten Schriften enthalten ist, so ist es eine volle Consequenz seiner Ueberzeugung, liegt auch in der paulinischen Lehre, — daß der Stifter des Christenthums in die Hölle habe fahren müssen, um alle die verdammten Seelen aus der Vorzeit zu erretten. Alle die Frommen, Propheten, Verkündiger der Wahrheit und der Gotteslehre, sie wurden zwar anerkannt, und dennoch waren sie dem geistigen Tode verfallen Denn mit mir, lautet der Ruf, beginnt die neue Menschheit, und was vor mir war, ist nichtig und nicht blos nichtig, es ist vom Verderben vollkommen erfüllt. In dieser Kühnheit liegt eine Macht, die nicht blos begeisternd wirkt auf die Anhänger, sondern auch auf die außerhalb Stehenden erschütternden Einfluß übt. Wenn nun gar solche Ansprüche auf eine Zeit, auf eine Menschheit treffen, die in sich wirklich zerfallen und zertrümmert ist, so erblickt man in ihnen die volle Gesundheit. Die Menschheit war abgelöst von ihren früheren Entwickelungsstadien, sie war zum Punkte des Abwelkens gelangt; die Kraft, die früher in dem Griechenthume und mittelbar in dem Römerthume lag, war in sich gebrochen, ihres Gehaltes entleert. Der Fäulniß in allen Verhältnissen gegenüber fand man nur Rettung in der Negirung dieser Welt, im Abwerfen dessen,

was als ein Ungesundes sich darstellte. Das Christenthum hatte allerdings Jahrhunderte zu kämpfen, bis es durchdrang, aber es mußte in dieser entarteten römisch-griechischen Welt durchdringen. Ob es in ihr auch Neues zu schaffen vermocht hätte, ist eine Frage, die die Weltgeschichte nicht beantwortet. Es hat wie ein Sturm alle die welken Blätter der alten Bildung hinweggefegt, alle Trümmer der früheren herrlichen Gebäude verschüttet; aber ob es nun auf diesem Boden ein Neues hätte hervorrufen können, das können wir eben so gut verneinend beantworten, wie von anderer Seite es bejahend beantwortet wird; die Geschichte giebt uns darüber kaum eine Andeutung. Wir dürfen vielleicht im Byzantinerthume, das eine fortlaufende Entwickelung der griechischen Welt innerhalb des Christenthums darstellt, eine solche Andeutung finden, wohin die Welt gekommen wäre, wenn die alten Elemente unter der Herrschaft des Christenthums sich entwickelt hätten, — eine günstige wäre diese Antwort freilich nicht.

Aber die neue Welt sollte einen anderen Verlauf nehmen. Das Alterthum wurde nicht blos in seinen Ueberresten durch das Christenthum vernichtet, es wurde auch in seinen Elementen theilweise geradezu zerstört, jedenfalls durchrüttelt, mit neuen, urkräftigen Bestandtheilen zersetzt. Die Völkerwanderung brachte eine Schaar von ungebildeten rohen Völkern, aber auch ursprünglich kräftigen in die alte Welt hinein. Hier entfaltete das Christenthum seine besonders bedeutende Macht, hier erfüllte es seine große Mission in der Menschheit. Hier hatte es nichts wegzuwischen von früheren Erinnerungen, eine Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes hatten diese Völker noch nicht, eine eigenthümliche Bildung trugen sie nicht in sich, aber es waren urkräftige Naturen. Gegen diese nun aufzutreten und ihnen in das Ohr, in den Geist, in das Gewissen hineinzudonnern: Eure Macht ist Nichts, euer Trotz ist Frevel, eure natürlichen Begierden sind Sünden, alle eure creatürliche Begabung Ausartung, — diese ehernen Leiber zu schwächen, diese trotzigen Geister zu bändigen, diese rohen Gewissen zu erschüttern, das war allerdings die Aufgabe einer Weltmacht, einer Macht, die von sich ausspricht: Ich gelte allein, all Euer Thun, all Euer Streben, all Euer Pochen auf Eure körperliche Kraft, mit der Ihr wohl gegen eine abgelebte Welt auftreten könnt, alles dies ist nichtig. Ihr müßt Euch unter mein Joch

beugen. Ein solches Herrscherwort bereitete die Natur dieser Völker vor für eine wahre geistige und sittliche Bildung, die religiösen und sittlichen Elemente, die aus dem Christenthume in diesen Urboden hineingeworfen wurden, fanden in ihm eine fruchtbare Stätte, die empfänglich war, aus sich heraus reife Früchte zu erzeugen. Das ist eine große Mission des Christenthums, daß es so als geistige Macht gegenübertrat einem reinen Naturerzeugnisse, einer Macht, die lediglich auf die starken Arme, auf die eisernen Leiber pochte. Und das Christenthum vollführte seine große Mission noch zugleich dadurch, daß es die isolirt in dumpfer Abgeschlossenheit lebenden Völker zu einem großen Ganzen einte, daß es das Band der Menschheit um diese vereinsamten und in sich zurückgezogenen Bestandtheile schlang, ihnen gemeinsame Interessen einflößte, sie in ein großes menschheitliches Gesammtstreben verwob. Das ist die Macht des Christenthums.

Was aber seine Macht war und ist, das ist zugleich auch seine Schwäche. Es trat auf mit dem Anspruche: Ich bin die neue Welt, alles Frühere ist nichts, und so zertrümmerte und zerstörte es Alles, was die frühere Zeit an Menschenwürdigem, an Schönem und Edlem hervorgebracht hatte; es ist sein Verdienst wahrlich nicht, wenn Etwas aus früherer Zeit sich gerettet hat. Denn nicht blos gegen das Götzendienerische und Heidnische als solches trat es mit aller Zerstörungswuth auf, sondern gegen alle geistigen Schätze, die das Alterthum barg, Alles war ihm Werk des Teufels, Alles mußte zerstört werden. Der Genius der Menschheit hat freundlicher gewaltet, sie davor behütet, daß Alles verloren gegangen, er hat ihr bald in Trümmern, bald in vollen schönen Gebilden Werke der Kunst und der Wissenschaft aus der alten Zeit gerettet, auf daß eine spätere an ihnen sich erhebe und befruchte; der Genius der Menschheit hat diese vor der vollen Selbstvernichtung behütet, aber im entschiedensten Widerspruche mit dem Verlangen des Christenthums, und er bewies, daß er doch mächtiger ist als dieses. Das Christenthum hat die alte Welt negirt, ihren Bestand wie die ganze Berechtigung ihres Daseins in Abrede gestellt; alle Berechtigung beginnt erst mit ihm, und auch von da an hat es in der Entwickelung der Weltgeschichte nichts neben sich geduldet, so lange es die Macht dazu hatte. „Es giebt nichts außer mir, ich bin die Menschheit, ich beherrsche die Menschheit, das ganze weltliche Treiben muß von mir überwacht, muß

meiner Herrschaft fügsam sein," das ist seine immer wiederkehrende Anforderung. Eine jede Entwickelung innerhalb der Menschheit, die neben dem Christenthume einhergehen wollte, wurde von ihm als Sünde, als Abfall bezeichnet und mit aller Entschiedenheit bekämpft. Wenn wir die Weltgeschichte unbefangen betrachten, so werden wir an der Behauptung, das Christenthum sei die Mutter der neueren Bildung, entschieden irre. Die christliche Religion, die Kirche als ihr Leib, hat die Wissenschaft immer bekämpft, sie hat ein jedes Licht, das neben dem ihrigen leuchten wollte, als ein Irrlicht erklärt, das ausgelöscht werden müsse.

Darum konnte auch seine Macht nicht vollkommen eindringen in diejenigen Theile der Menschheit, die noch einen gesunden Kern in sich trugen, aus sich selbst eine gesunde Entwickelung erzeugten. Schon das Heidenthum kämpfte lange mit dem Christenthum, etwa weil es seine Götzen so hoch ehrte, weil es sie gegenüber dem Glauben des Christenthums als eine höhere Wahrheit betrachtete? Dieser Glaube war schon längst erschüttert, der Kampf ging vielmehr von der höheren Bildung aus; die philosophischen Schulen bestritten die neue Religion mit einer Schwärmerei, welche die Liebe zur Wissenschaft in ihnen erzeugte. Die neu-platonische, neu-pythagoräische und andere Richtungen protestirten mit aller Macht gegen die Verherrlichung der Unwissenheit, gegen das Lob der Armen an Geist, gegen den Strahl, der über den Mangel an Weisheit sich ergießen sollte. Diese Macht der höheren Bildung konnte das Christenthum nur sehr schwer unter sich beugen; blos Feuer und Schwert, die größten weltlichen Schrecknisse, nicht die Macht des Geistes vernichtete die Trümmer derselben ganz und gar. Noch im 9. Jahrhundert sprechen solche Zersprengte, die sich im Osten erhalten haben, die Harranenser, mit vollem Selbstbewußtsein aus, wie sie weit höher stehen, als die Christen. Thabet ben Korra, ein harranensischer syrischer Heide, — denn bis in das 10. Jahrhundert hinein hatte sich das philosophische Griechenthum in jenen Gegenden erhalten, bis es endlich der vereinten Wuth des Christenthums und des Muhamedanismus gelang, auch diese kleinen Ueberreste zu vernichten, — Thabet ben Korra sagt in einer seiner Schriften: „Als Viele dem Irrthume durch Gewalt unterthan wurden, da haben unsere Väter durch Gottes Hülfe ausgeharrt und entgingen helden-

mächtig, und niemals ist diese gesegnete Stadt (nämlich Harran) von dem Irrthume Nazareths verunreinigt worden. Wir nun sind die Erben und Vererber des Heidenthums, das in dieser Welt so strahlte. Glücklich ist der, der Leiden trägt in frischem Vertrauen um des Heidenthums willen. Wer hat denn die Welt in bewohnbaren Zustand gebracht, wer die Städte zum Sitze von Familien gemacht, wer anders als die Edeln und Könige des Heidenthums? Wer hat Häfen angelegt, Ströme schiffbar gemacht, wer verborgene Wissenschaften enthüllt? . . . Nur die Berühmten unter den Heiden haben dies erforscht, haben die Heilung der Seelen erstrahlen lassen, die Mittel zu ihrer Befreiung angezeigt, auch die Heilung der Leiber erkannt und verbreitet, nur sie haben die Welt mit wohlgeordneten Sitten erfüllt, mit Weisheit, die das Haupt ist der Vorzüglichkeit. Ohne diese Früchte des Heidenthums wäre die Welt leer, dürftig, gehüllt in mangelhafte Kahlheit." Das ist ein stolzes Wort, aber es ist ein Wort, das aus dem Bewußtsein des Zweckes hervorgeht, den noch diese späten Reste des philosophischen Heidenthums mit vollkommener Klarheit bei ihrem Kampfe gegen das Christenthum festhielten. Und wiederum, als die Völker zur Selbstständigkeit gelangten, als aus ihnen selbst eine neue menschliche Bildung erwuchs, als sie zur freien Anwendung ihrer geistigen Kräfte erwachten, da entstand auch alsbald der Kampf gegen das Christenthum, sowie der Kampf des Christenthums gegen alle diese Neubildungen, die es als Ketzerei verdammte und in seiner Consequenz noch heute verdammt. Denn allerdings, das ist die Macht des Katholicismus, daß er entschieden die Ansprüche des Christenthums in aller Strenge vertritt, daß er als die einzige Macht auf Erden sich darstellt, die eine Berechtigung habe, daß er die ganze Welt als seiner Botmäßigkeit unterworfen betrachtet, daß er Bischöfe anstellt in partibus infidelium, daß er behauptet: Nur ich bin die Menschheit, und denjenigen, die meine Vertreter sind, muß daher die ganze Welt unterthan sein, die Gewissen sich ihnen erschließen, die Geister sich unter sie beugen und alle Triebe und Anlagen der Menschen müssen meinem Dienste sich fügen.

Ja, in diesem Anspruche, der die Macht des Christenthums ausmacht, liegt zugleich seine Schwäche darin, daß es nicht innerhalb der Menschheit wirken will als geistige Kraft, sondern über

der Menschheit stehen will, die Menschheit selbst in allen ihren sonstigen Verhältnissen negirt. Es wäre thöricht und gotteslästerlich zugleich, wenn wir einer Religion, die achtzehn Jahrhunderte eine solche Macht entfaltet hat, nicht eine von Gott gewollte Mission zuerkennen wollten; allein es wäre von der anderen Seite ebenso ein Hohn gegen die Geschichte, wenn wir diejenige Religion, die die Mutter und Wurzel der neuen Religion ist und während der ganzen Zeit, daß diese ihre Macht in aller Fülle entfaltet, sich dennoch erhielt in Unterdrückung und Hohn, in Dürftigkeit und Gebrochenheit, selbst dann, als ihr das Auge des Geistes gewaltsam verfinstert wurde, einer Religion, die, sage ich, sich dennoch erhielt, ihre Lebenskraft in einer jeden Zeit, wo sie nur irgend wie sich zu regen vermochte, erfrischt darstellte und zu allen Zeiten sich einen Fonds von geistiger Begabung, sittlicher Anregung und sittlicher Kraft bewahrte, — ihre geschichtliche Mission absprechen und sie verleugnen wollten. Sie hätte nicht bestehen können neben dem Christenthume diese lange Zeit hindurch, sie hätte hinsiechen müssen, sie müßte schon längst gestorben oder doch dem Tode nahe sein, wenn sie nicht in sich gesunde Lebenskraft trüge.

Ja, das Judenthum hat sich neben dem Christenthum und trotz ihm erhalten. Es wurde nicht blos mit irdischen Waffen, mit Feuer und Schwert, mit Vertreibung und Druck bekämpft, sondern auch mit geistigen Waffen; alles Gute und Edle, was man dem Judenthume zugestand, bevor es das Christenthum aus sich geboren hatte, ward lediglich als Vorbereitung für das Christenthum betrachtet, gewissermaßen als ein christliches Gut noch vor dessen Entstehen. Das Judenthum hat sich dennoch erhalten, hat seine ewigen Güter sich gewahrt und sich nicht trüben lassen. Es hat nicht zugegeben, daß sein Gottesglaube entstellt, mit fremdartigen Elementen versetzt werde. Es hat sich die Theorie der Erbsünde, die man aus seinen Schriften zu deuten bemüht war, nicht einpfropfen lassen, es hat sich den Adelsbrief der Menschheit nicht vernichten lassen, und hat die Ueberzeugung festgehalten, daß dem Menschen von Gott gegeben ist die Kraft der freien Selbstbestimmung und Veredelung, daß er trotz der sinnlichen Begierde, die in der Menschennatur liegt, auch zugleich die Kraft hat, dieselbe zu überwältigen, durch sich selbst zur Veredelung und Erhebung zu gelangen. Und weil der Glaube

der Erbsünde und der Zerfressenheit der menschlichen Natur ihm fern blieb, hatte es auch kein Verlangen danach, durch eine außerhalb vollzogene Erlösung wieder zur Reinheit zu gelangen. Es hat seinen erbarmenden Gott nicht mit dem Gotte derjenigen Liebe vertauscht, die, um ihrem Zorne zu genügen, eines stellvertretenden großen Gesammtopfers bedarf. Das Judenthum hat in der Entwickelung der Menschheit zum höheren Ziele hin keine Verleugnung seiner selbst gefunden, daher auch keinen Kampf dagegen unternommen; es hat den Ausspruch nicht gethan: Die Zeit ist bereits erfüllt und vor achtzehn Jahrhunderten ist der Schlußstein gelegt worden, Schlußstein der einen, Grundstein der anderen Welt, es giebt keine Wahrheit mehr, die noch hinzuzufügen wäre.

Das Christenthum muß nothwendig auf jene Zeit hinschauen als auf die wichtigste in der Weltgeschichte, sie bleibt ihm Herz- und Mittelpunkt, die Persönlichkeit, die sie herbeigeführt, — das höchste Ideal. Selbst die Freisinnigsten, die den Stifter alles Wunders entkleiden, können dennoch, um noch irgend welchen Zusammenhang sich mit ihrer Religion zu bewahren, dem Zwange nicht entrinnen, ein künstliches Phantasiegebilde sich zu schaffen, dem sie die größte irdische Vollkommenheit beilegen — ein Gebilde, das vor der Kritik weit rascher zusammenstürzt als die alte massive Vorstellung. Das Judenthum hingegen kann Persönlichkeiten entbehren, es kann die Kritik frei walten lassen über alle seine großen Männer, ginge sie selbst so weit, — was sie freilich nur in keckem Uebermuthe thun würde, — Moses ganz aus der Geschichte zu streichen. Wir würden ein solches Beginnen vielleicht beklagen; aber, ist es Moses, ist es sonst einer der Mitwirkenden, auf denen das Judenthum erbaut ist? Die Lehre ist da, in ihr liegt sein Glaube und sie wird bewahrt werden, die Lehre ist da, wie sie in das Judenthum hineingekommen, gleichviel wer sie ihm gegeben, welche geschichtliche Persönlichkeit ihr Vermittler gewesen, gleichviel ob ein vollständig Sündenfreier oder ein Mensch, gleichfalls von menschlichen Schwächen nicht frei. Das Judenthum hat sich deshalb auch später seine Mission bewahrt, seine Geschichte ist nicht abgebrochen mit der Entstehung des Christenthums. Es erkennt in diesem ein großartiges Weltereigniß, welches in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt zu werden verdient, und um so mehr muß sich dem Juden die Frage an das Herz legen: Warum würdigst du es dennoch

nicht in derselben Weise wie ein großer Theil der Menschheit? Warum erkennst Du in ihm blos eine weltumgestaltende Begebenheit, nicht auch die einzige Wahrheit, die volle und unumwölkte Wahrheit, die in die Welt eingetreten ist? Bei einer Betrachtung über den Entwickelungsgang des Judenthums an diesem Zeitabschnitt angelangt, konnten auch wir daher der Aufgabe uns nicht entziehen, uns klar zu machen, was diese aus dem Judenthume hervorgegangene neue Richtung, die dann als eine Weltmacht sich constituirte, für uns sei und wie wir sie und ihren Triumphzug uns zu erklären haben. Nicht eine Kritik des Christenthums zu liefern ist meine Absicht, noch weniger einem Glauben zu nahe treten zu wollen, der so viele Millionen beseligte und beseligt, oder gar fromme Gemüther zu verletzen. Aber es bleibt doch einmal Pflicht, uns darüber in voller Klarheit auszusprechen, wie denn diejenigen, die diesen Glauben nicht theilen, ihn in seiner Entstehung, ihn als weltgeschichtliches Moment betrachten, was uns berechtigt, neben ihm unsere geistige Wohnung aufrecht zu erhalten und weiter auszubauen. Wer unsere Vertheidigung nicht anhören will, der mag Auge und Ohr verschließen; aber uns darf er sie nicht verargen, uns darf er das Recht der freien Meinungsäußerung nicht verkümmern wollen.

Das Judenthum war an einen Abschnitt gelangt, der im höchsten Grade gefahrdrohend war. Wir haben es verlassen zu einer Zeit, da alle zerstörenden Mächte wild an ihm nagten, von außen die Weltmacht Roms sich über es stürzte, von innen die Parteien in ihm wühlten, seine beste Kraft zu untergraben drohten. Und unter solchen Umständen begann es den Kampf und setzte ihn fort, der dann allerdings zu seinen Ungunsten oder vielmehr zu Ungunsten seiner Volksthümlichkeit entschieden wurde. Daß es so kommen mußte, lag in der Natur der Dinge. Das kleine Völkchen mußte Rom unterliegen, konnte sich auf die Dauer seiner Obmacht nicht erwehren. Hatte es ja auch gar nicht den Beruf ein Volk zu repräsentiren, das Volksleben war eine zeitliche Hülle, ein Mittel, nothwendig, damit der Glaube sich vollständig befestige, sich so tief einlebe, daß er den Gliedern auch in der Zerstreuung volle Kraft verleihe. War die Zeit um, so mochte immerhin das Staatswesen zertrümmert werden. Das dachten freilich die Genossen jenes Zeitabschnittes keineswegs, sie kämpften mit Tapferkeit und Muth. Ich will Ihnen nicht die ver-

schiedenen Leiden vorführen, denen dieses Häuflein unterworfen war, nicht ausmalen, wie die Leichen sich häuften, wie die Zertrümmerung Schritt vor Schritt zunahm, wie die Lücken der Mauer durch die Leiber gedeckt wurden, wie der begeisterte Sinn die gesunkene Kraft des Armes aufrecht erhielt, ich will Sie nicht unterhalten mit Jammer und Wehklagen, welche die damalige Zeit erfüllten. Genug, der Tempel fiel, das Staatsleben wurde zertrümmert, Juda hörte auf ein Volk zu sein, seine Genossen wurden vertrieben von ihrem alten Boden, wiederum in die Verbannung geführt und über die Welt zerstreut. Der Haß des Siegers, den es tief kränkte, daß er an einem so schwachen Volke seine Tapferkeit lange Zeit hindurch prüfen mußte, verfolgte sie, der Hohn und der Druck der Jahrhunderte namentlich dann, als seine Tochterreligion auf den Thron emporgehoben wurde. Ein thränenreiches Drama entwickelt sich von dieser Zeit an vor unsern Augen, es fehlt nicht an den schmerzlichsten Leiden nach Außen und im Innern, denn auch die Geister wurden gebeugt und oft bemächtigte sich dumpfe Verzweiflung der Gemüther; sie hätten irre werden müssen an den Wahrheiten, die sie so tief und lebendig in sich trugen. Und dennoch, es stikeine thränenreiche Tragödie; die Tragik, die im Geschicke der Juden von da an sich entfaltet, birgt eine große Idee in sich, sie enthüllt uns eine tiefe Ueberzeugung, die lebendig bleibt, eine geistige Frische, die nimmer sich beugen läßt, eine ursprüngliche Kraft, die immer neu, wo ihr nur der Raum gegönnt wird, sich entfaltet. Das ist kein bloßes Schicksalsdrama, das ist mehr als die bloße Romantik ahnt, die in der jüdischen Geschichte nur ein fortlaufendes Wehe erblickt, über das sie sentimentalen Gemüths eine Thräne vergießen mag, über das aber einmal der Stab unbarmherzig gebrochen ist. Nein! die Widerstandskraft des Judenthums weiß nicht blos zu dulden, sie wußte und weiß auch innerlich zu schaffen. Das Drama ist noch nicht zu Ende, und erst, wer den letzten Auftritt desselben erblickt hat, der hat ein volles Urtheil darüber.

12.

In der Zerstreuung.

Der jüdische Staat war zerstört, aufgelöst, das jüdische Volksthum gebrochen, der Tempel eingeäschert. Ob die Thränen, die Titus vergossen haben soll beim Anblick der Verwüstung, aus tiefem Herzen gequollen sind, oder ob sie heuchlerisch gewesen, was kümmert es die Weltgeschichte, was kümmerte es die zersprengten Reste des jüdischen Volkes? Sie waren von einem harten Schlage getroffen, und so lange er auch vorausgesehen war, so sehr sie auch darauf vorbereitet gewesen sein mögen, sie standen da tief erschüttert, im Innersten ihres Herzens getroffen und gebrochen.

Das Saddukäerthum war vernichtet. Was sollten nun die Priester und die Großen? Die Priester mit dem Dienste im Tempel, mit dem Opferwesen, waren aus den heiligen Räumen verbannt, diese selbst entweiht, man sah kaum mehr deren Spuren; was sollten sie? Sie sollen, wie die Sage berichtet, die Schlüssel zum Tempel und zu den heiligen Zellen nach der Höhe emporgeschleudert haben: „Wahre sie selbst auf, Vater im Himmel, uns sind sie nicht mehr nütze." Die Großen und Vornehmen, was wollten sie nun? Es war kein Schatten weltlicher Herrschaft mehr da, es gab keinen Kampf mehr um Amt und Würde, keine Sonderung und Erhebung über das Volk; ein Druck umfaßte Alle, ein Grab deckte alle Herrlichkeit. Die Saddukäer schwinden aus der Geschichte.

Die Eiferer, die Kannaim, standen da in finsterem Grolle, in brütendem Unmuthe; aber was nützt der Groll gegenüber der Uebermacht? Sie nährten noch eine Zeit lang Rachepläne in sich,

ein Guerillakrieg verwüstete noch weiter Judäa, einzelne Festungen, Nebenposten, wurden noch eine Zeit lang vertheidigt mit kühnem Heldenmuthe, — auch sie fielen; die Flammen, welche sie anschürten, dienten dazu sie zu verzehren. Noch zwei Menschenalter später brach eine Empörung aus, ein neuer Messias stand auf: Ben Kosiba warf sich an die Spitze mehrerer kühner, verwegener Männer, fand Anhang und Vertrauen selbst bei Besonnenen und Nüchternen, war ein Held im vollen Sinn des Wortes, wußte mit einer kleinen Schaar dem mächtigen Rom Jahre lang zu widerstehen, der hadrianische Krieg nahm große Dimensionen an, — natürlich zum weiteren Untergange des schwachen Ueberrestes und zur Verstärkung des Druckes. Der Römer, sonst wenig daran gewöhnt, die Religion des Feindes zu verfolgen, fühlte wohl, daß hier eine geistige Kraft sei, die ihm mehr Widerstand leiste als die schwachen Leiber, und er wüthete gegen das Judenthum und seine Bräuche. Todesstrafe wurde gesetzt auf die Ausübung der Einrichtungen und Anordnungen im Judenthume, alles dessen, was äußerlich den Juden als solchen kennzeichnet, das Blut der Märtyrer floß in Strömen dahin. Wohl erwuchs aus diesem Blute neue Glaubenskraft, aber die Zerstörung der Volksselbstständigkeit ward für die Dauer besiegelt. Die Kannaim gingen allmälig auch dahin, sie ließen ihren griechischen Namen blos zurück; blinde Eiferer, die gegen die Macht der Zeit ankämpfen, den heiligen Geist der Weltgeschichte verkennend, die alten Zustände gewaltsam erhalten wollen, werden mit dem Namen „Zeloten“ belegt.

Die Pharisäer der alten stricten Observanz, der strengen Schule, waren noch zahlreich vorhanden, die Schammaiten, die in priesterlicher Gesetzeshülle dem Priesterthume Widerstand leisteten, jene Männer, die in Erschwerungen, die sie dem ganzen Volke auferlegten, dessen Heiligung zu bewirken glaubten; sie wären allmälig verdorrt, hätten nicht die lebendige Kraft in sich getragen, um das Heiligthum durch die Jahrhunderte bewahren zu können. Als der Tempel gefallen war, wollte sich ihre finstere Gesinnung, stets hinblickend auf die alten Bräuche und Anordnungen, geltend machen. Nun der Tempel gefallen, sprachen sie, dürfen wir weder Fleisch essen, noch Wein trinken; kann ja das Thier nicht geopfert werden im heiligen Hause, der Wein nicht mehr als Trankopfer vor Gott

ausgegossen werden! Mit solcher Gesinnung würden die Pharisäer der strengen Nüance dem Judenthume den Untergang bereitet haben.

Aber die Hilleliten lebten, die Männer, welche den Geist Hillel's geerbt hatten, mehr die innere Gesinnung achteten als die alten Erschwerungen, mehr die Zeit frugen als die alte Satzung. Sie waren es, welche die Ueberreste in einem engen Zusammenhange erhielten, den Geist nicht untergehen ließen, wenn auch das leibliche Band, das äußere zersprengt war. Dieser Pharisäismus, wie er als eine Entwickelung aus dem Innersten heraus durch Hillel sich gestaltet hatte, hauchte dem Judenthume die Lebenskraft ein, daß es die Wanderung neu antreten konnte durch die Welt.

Israel trat nun die neue Wanderschaft an, eine schwere und mühevolle. Von nun an lastete lange Zeit hindurch, fast bis auf die Gegenwart, schwerer Druck auf ihm. Der Römer konnte es ihm nicht verzeihen, daß seine Macht so lange von ihm in Anspruch genommen war, daß er alle seine Kräfte anwenden mußte, um dieses schwache und gebrechliche Völklein zu zersprengen, und der Triumphzug des Siegers mußte durch die Ketten und den Hohn, welcher auf den Besiegten geladen wurde, erhöht, strahlender werden. Die Römer hegten von da an einen tiefen Groll gegen die zersprengten Reste der Juden, gegen die zerstreuten Glieder, welche sich allmälig in allen Gebieten des Römerthums niederließen. Und als nun gar der Glaube an das erfüllte messianische Judenthum den Thron der Cäsaren bestieg, gesellte sich zu dem ererbten Hasse noch neuer, der Kampf ward ein noch mehr erniedrigender, der in den tiefsten Eingeweiden wühlte, der die Seele zu kränken, das Gemüth zu verletzen, als ein verdienstliches Werk betrachtete. So schritt der arme Wanderer durch die Wüste des Mittelalters.

Ist es auffallend, daß er das Antlitz nach der Vergangenheit kehrte, die ihm um so glänzender erschien, je entfernter sie ihm wurde, daß er nur von ihrer Wiederherstellung alles Gute und Schöne ersehnte, daß er sich die Zukunft als ein Abbild darstellte dessen, was längst untergegangen und begraben war? Ist es ein Wunder, daß er keuchend und niedergedrückt seine Wanderung vollzog, daß er ein stacheliges Panzerhemd anlegte, damit der Dolch ihn nicht treffen könne, damit die feindliche Berührung von außen ihm nicht nahe, daß er mit allerhand Hüllen sich umgab, damit

der frostige, eisige Hauch, der ihn aus jedem Worte, aus jedem Athemzuge anwehte, nicht seine Glieder durchschüttele? Ist es auffallend, daß er sich manche werthlose Schaumünze umhängte, auf sie hinsah, um sein freudloses Leben auszuschmücken, um im Hinblicke darauf sich in angenehmen und freundlichen Träumen zu ergehen? Nur schwankende Hütten konnte er sich überall errichten. Er mußte darauf gefaßt sein, daß er die Hütte, die er heute auferbaut, morgen wieder selbst abbrechen müsse, oder daß sie ihm abgebrochen werde. Und dennoch, wo er irgendwie nur größere Sicherheit sah, wo nur in geringem Maße ein wohlwollender Sinn ihn anwehte, wo ihm die neue Stätte vergönnte, daß er geistige Furchen ziehen und seine geistige Saat etwas ruhiger hineinlegen könnte, da ward ihm der neue Ort alsbald ein wahres und volles Vaterland.

Es ist ein rührender Anblick, doch nein! es ist mehr als rührend, die Weltgeschichte ist nicht blos ein Rührstück, nicht blos ein Stoff für die thränenfeuchte Romantik, um ihren Weltschmerz damit eine Zeit lang zu nähren und dann sich der Weltlust um so ungestörter und thatenloser hingeben zu können. Es ist mehr als rührend, es ist erhebend, wenn wir erblicken, wie die Juden überall, wo sie eine längere Zeit sich anzusiedeln vermochten, auch vollkommen in dem Geiste und dem Charakter dieses Landes wurzelten, trotz aller Liebe zu Palästina, trotz aller Innigkeit für die ererbten Sitten, trotzdem daß sie erfüllt waren von dem Geiste, der von Jerusalem ausging, von der Lehre, die von Zion ihren Zug genommen. Sie waren bald nach der Zerstörung des Tempels in zahlreicheren Gemeinden wiederum in Babylonien angesiedelt. Dort war das neue Perserreich, das Reich der Parther, ein mächtiges Reich, das allein einen unbezwingbaren Widerstand dem Weltreiche der Römer entgegenzusetzen wußte. Wir kennen nicht genug von der ganzen inneren Einrichtung desselben, von dem geistigen Leben, das dort herrschte, es zeugt jedenfalls für die selbstständige Kraft, die in dem Volke lebte, daß es der Alles bezwingenden Obmacht des römischen Reiches sich zu entziehen wußte. Dort lebten zahlreiche jüdische Gemeinden und bald blühte ein geistiges Leben auf, und bald war auch die Liebe und Anhänglichkeit zu diesem neuen Vaterlande in ihnen fest begründet. Es ist ein bedeutsamer Ausspruch, der von einem Lehrer

aus jener Zeit, aus dem dritten Jahrhundert überliefert wird, ein Ausspruch, der so recht die Gesinnung der damaligen dortigen Bevölkerung ausdrückt, wenn er sagt: Wer aus Babylon nach Palästina zieht, der übertritt ein Gebot, begeht eine Sünde. So fühlten sie sich mit Babylon, mit Neupersien enge verknüpft. Allerdings, der Lehrer fügt daran einen Bibelspruch nach seiner und der damaligen Zeit Deutungsweise; allein dieser Vers hat den Gedanken nicht erzeugt, er ist an ihn blos lose angelehnt; der Gedanke wurzelt in der Liebe zum neugewonnenen Vaterlande. Ganz damit übereinstimmend ist der andere Spruch eines anderen Lehrers, wenn er sagt: Das Staatsgesetz hat religiöse Berechtigung. Früher hatte man das Staatsgesetz als Ausfluß des Heidenthums, als ein Werk des ungöttlichen Wesens wahrlich nicht für berechtigt erklärt, man erblickte in ihm den ärgsten Feind. Nunmehr innerhalb eines Vaterlandes, das man zwar nicht mit vollkommener Freiheit bewohnte, das aber doch eine feste und gesicherte Stätte bot, galt das Gesetz als vollkommen religiös berechtigt. Babylon war ein neues Heimathland für die Juden, und seine Sprache, die aramäische, chaldäische, wurde fast zur heiligen. Der Aramäer hieß früher der Götzendiener, Aramäismus war der feindliche Gegensatz zu Israel, und dennoch nun lebten sie unter ihnen, sie nahmen eine günstige und sichere Stellung ein, da lebten sie sich denn auch ein in die Anschauungen und die Sprache. Noch heutigen Tages haben wir in den Gebeten aramäische Bestandtheile, sie gelten gleichfalls als heilig, ob es gleich nicht Klänge von Zion sind. Die Bibelübersetzung in aramäischer Sprache wird als bevorzugt anerkannt, zum Theil wohl wegen des treuen und genauen Anschlusses an die gültigen Anschauungen, hauptsächlich aber weil sie aus einem Lande gekommen, das eine zweite Heimath den Juden geworden war. Die Sprache Babylons, das Aramäische, erhielt sich selbst noch spät, als schon die arabische Literatur das Judenthum neu tränkte, als schon die Araber die Ueberreste und Spuren älterer Cultur durch die ihrige ersetzt hatten.

Als dieses junge Volk mit seiner jungen Literatur in die Weltgeschichte eintrat, eine Zeit lang höchst fruchtbar einwirkte sowohl auf die Gestaltung der Menschheit im Allgemeinen, als auch auf die höhere Entwickelung derselben insbesondere, als das Araberthum, rasch erwachsen, einen großen Theil der Menschheit beherrschte,

da waren alsbald die zahlreichen Juden, die innerhalb des arabischen islamischen Gebietes lebten, voll eingelebt in diese Länder, fühlten sich vollkommen als Glieder dieser Völker. Ganz besonders zeichneten sich die zahlreichen jüdischen Gemeinden Spaniens, das gleichfalls bald der Herrschaft und der Bildung des Moslem unterworfen ward, durch ihre innige Verschmelzung mit den Bewohnern des Landes aus; sie ehrten den Boden als heimischen, befruchteten ihn mit ihrem Schweiße, entlockten ihm durch ihre Kraft die edelsten Früchte. Mit Stolz nannten sie sich, gleichfalls sich anlehnend an eine ebenso wenig wie die früher von Babylon erwähnte berechtigte Erklärung eines Bibelverses: Die vertriebenen Juden, welche in Sefarad wohnten; Sefarad sollte Spanien sein. Mit Stolz blickten sie auf ihr Spanien hin, feierten es in Dichtungen, hingen an ihm mit aller Gluth des Herzens. Der müde Wanderer hatte eine neue schöne Stätte gefunden und blickte nicht mehr zurück, er liebte seine Gegenwart. Als sie auch von dort vertrieben wurden, richteten sie ihre Erinnerungen doch stets nach Spanien und Portugal und thun es zum Theil noch bis auf den heutigen Tag. — Auch in anderen Ländern, wo sie nur immer eine länger dauernde Stätte gefunden hatten, verknüpften sich die Juden eng mit dem Volke geistig und gemüthlich, liebten dessen Sprache, pflegten seine Sitte und hielten sie noch dann aufrecht, als sie wieder hinweggefegt wurden durch die blinde Wuth der anderen Bewohner. Die deutsche Sprache erklingt uns von den Lippen der Juden in den entferntesten Ländern, sie haben sie Jahrhunderte lang bei sich bewahrt; sie lieben diese alten Klänge, sie erinnern sich an eine Heimath, die zwar mit ihrem Blute getränkt wurde, die eine feste und friedliche ihnen nicht geworden, in der sie aber eine längere Zeit geathmet, auch den Hauch des Geistes in sich aufgenommen haben. Ja, der Wanderer fühlte es, daß seine Bestimmung es war, nicht blos die Menschheit eilenden Fußes zu durchziehen, sondern daß er sich auch eine dauernde Stätte gründe, um mit der Menschheit und in derselben zu leben und für sie zu wirken.

Er hatte sich wohl verwahrt gegen die Berührung mit der Außenwelt, er schritt keuchend einher, blos, wie es schien, von Sorgen des Tages erfüllt, sein Antlitz durchfurcht und der Blick trübe und sorgenvoll. Aber tretet nur ein in seine schwankende

Hütte, da findet Ihr: das stachlige Panzerhemd ist abgelegt, die Binden, die ihn umhüllten, hat er von sich genommen, und ein reiches Gemüthsleben quillt aus seinem Herzen. Er ist nicht frostig, wenn er auch stark umhüllt ist mit Binden und Hüllen, er ist nicht stachlig, wenn auch sein Aeußeres also erscheint, er trägt ein warmes Herz im Busen, wenn er auch gegen den eisigen Hauch der Außenwelt sich verwahren muß. Wo er innere Wärme findet, da ist er auch warm und mild, und in der Familie, in der Treue, die die einzelnen Glieder derselben umschlang, war Israels Trost und Kraft. Er war abgeschlossen van der Außenwelt und er verwahrte sich dagegen, daß etwas von ihr auf ihn eindringen könne, so lange er feindliche Berührung zu fürchten hat; wo aber ein frisches geistiges Leben erwachte, wo ein Frühlingshauch, wenn auch oft nur scheinbar, die Welt durchwehte, neue Bildung erstand, befruchtend die Ströme des Geistes durch das Land zogen, da wußte auch er gierig zu schöpfen, da war er auch innig verbunden mit dem Geiste der Zeit.

Ueberhaupt der Geist, so sehr er auch niedergedrückt einherging, war in ihm nicht gebeugt. Während in finsterer Zeit Bischöfe und Ritter der heiligen Unwissenheit ganz hingegeben waren und die schwere Kunst des Lesens und des Schreibens ihnen ganz fremd blieb, so war in diesem Ueberreste der zersprengten Juden immer ein Streben nach geistiger Entwickelung, oft ein einseitiges, das nicht mit dem fortschreitenden Leben im Einklange stand, doch jedenfalls eine geistige Regsamkeit, die sie stets frisch erhielt. Heiligsprechung der Unwissenheit beherrschte nimmermehr Israel; die Wissenschaft war zuweilen schief, der Scharfsinn irregeleitet, der Geist schmückte sich vielleicht hie und da mit werthloser Schaumünze, aber er war immer thätig. Da stehen Riesenwerke vor uns aus trüben und helleren Zeiten, Erzeugnisse des Denkens und geistiger Arbeit, sie erwecken unsere Ehrfurcht. Ich schwöre nicht auf jedes Wort des Thalmud, nicht auf Alles, was die mittelalterlichen Lehrer gedacht haben, aber keines von ihnen möchte ich vermissen; es ist eine Schärfe, eine Gedankenkraft darin, die uns Achtung einflößt vor dem Geiste, der in unseren Ahnen lebendig war, eine Fülle gesunden Verstandes, heilsame Lebenssprüche, eine Frische der Anschauung sprudelt uns oft entgegen, die auch heute noch belebend und anregend auf uns wirkt.

Ein neues Volk, ein ungebändigtes, bisher wild umherschweifend, tritt in die Weltgeschichte ein, angeregt durch einen blitzartigen Gedanken zu neuer Geistesbildung; innerhalb Arabiens will sich eine neue gebildete Welt erschaffen. An der Wiege dieser neuen Cultur stand gleichfalls das Judenthum mit seiner Lehre. Was Gutes am Islam ist, was als ein haltbarer Gedanke in ihm erscheint, das ist ihm aus dem Judenthum überkommen. Mit dem Rufe „Es giebt keinen Gott als den einzigen Gott" stürmte der Araber mit seinem wilden Rosse durch die Welt, und diesen Ruf, er hat ihn nicht selbst vom Sinai vernommen, er hat ihn von denjenigen überkommen, die ihn als ihr Erbe durch die Welt getragen. Das ist der einzige fruchttragende und weltüberwindende Gedanke, welchen der Islam in sich trug. Er schmückte ihn aus und wiederholte ihn in leeren tautologischen Formen, er verbrämte ihn und auch dies mit jüdischen Anschauungen und Erzählungen. Diese neue Religion hat, ein Jahrhundert kaum nach ihrem Entstehen, auf eine merkwürdige Weise nicht blos einen großen Theil der Welt erobert, sondern die Sieger selbst gebändigt, zu einem neuen geistigen Leben erweckt. Diese Völker, die nun in ihrer ersten Jugend standen, ungebildet und roh in die neue Religion eingegangen waren, lauschten bald begierig auf das Wort, das ihnen vom Alterthume überliefert wurde durch die Ueberreste des Griechenthums, durch die syrischen Heiden. Diese hatten die philosophischen und sonstigen wissenschaftlichen Werke in ihr Idiom übersetzt, und bald bemächtigten sich die Araber der ihnen zugänglichen Ueberreste des Alterthums, sie saßen zu den Füßen der alten griechischen Lehrer als fleißige Schüler, sittigten sich durch die Zucht der Wissenschaft, eine neue Cultur erblühte, wie sie kaum zu einer anderen Zeit das Mittelalter aufweisen kann. Die Juden nehmen bald Antheil, sie leben mit darin, sie sind gleichfalls Philosophen und Uebersetzer und fühlen sich verwandt dem Streben, das in dem jugendlichen Volke erwacht ist. Auch sie sind Vermittler dieses neuen geistigen Aufschwunges und sind es in noch höherem Sinne. Sie verbleiben nicht unter den Arabern, sie beschränken sich nicht, wie die Araber selbst, auf den eigenen Kreis und den eigenen Boden; überall hin tragen sie diese Werke und streuen die Saat der Cultur weithin. Aus dem Arabischen werden sie ins Hebräische übersetzt und aus diesem in die verschiedensten Sprachen

Europa's; erst dadurch wurden die Werke des Alterthums dem mittelalterlichen Europa bekannt, und sie waren die einzige geistige Aussaat in dieser dürren Zeit. Man verspottet oft die Juden als Vermittler von Geschäften, sie bringen die alten abgelegten Kleider des Einen dem Andern zum Kaufe ins Haus. Ja, sie haben die abgelegten Kleider der alten Bildung den Völkern Europa's ins Haus gebracht, und wenn sich diese nicht mit jenen Ueberresten bekleidet hätten, so wären sie ganz nackt gewesen.

Aber sie waren nicht blos Vermittler, sie wirkten auch schöpferisch mit ein. Was man im Mittelalter von Botanik und namentlich von officineller wußte, das verdankt man der Uebersetzung und Bearbeitung des Dioskorides, die mit Hilfe eines Juden, eines Leibarztes und Vezirs, Chasdai ben Isaak Schaprut, und durch dessen Vermittelung veranstaltet wurde. Die bedeutenderen Philosophen aus der arabischen Zeit sind selbst Juden gewesen, wenigstens einem großen Theile nach. Der Name Avicebrons klingt durch viele Schriften des Mittelalters, als eines der originellsten Geister. Es war ein Jude, Salomo ben Gabirol. Sein Name wurde verstümmelt: Abencebrol, Avicebron. Er war ein origineller Denker und zugleich ein bedeutender Dichter, ein Geist, bei dessen schöpferischer Kraft ich gerne länger verweilen möchte. Maimonides, Moses ben Maimon, eine Säule des Glaubens, ein Mann, schöpferisch in allen Gebieten des jüdischen Wissens, war zugleich ein Denker, der nicht blos in das Judenthum seine Saaten dauernd einstreute, er war auch ein Lehrer Europa's geworden. Albert der Große schreibt das Beste von ihm aus, und Thomas von Aquin entlehnt ihm Vieles. Wer zählte alle die großen Geister, die alle innerhalb des arabischen Gebietes lebten, dort ihre geistige Wirksamkeit entfalteten und ihre dichterische Begabung ausströmen ließen? Welch' eine herrliche Zeit! wie legt sie Zeugniß ab von der Kraft im Judenthume, die sich nicht brechen läßt, die, wenn ihr nur Raum gegönnt wird, reich und üppig sich entfaltet! Als in Italien die Blüthe der Dichtkunst wieder erwacht, mehr der Schönheitssinn als der kräftige Geist der Wissenschaft, steht bald neben Dante ein jüdischer Dichter, Immanuel, ein Freund Dante's, eng mit ihm verbunden, voll frischen Humors, wie denn überhaupt bei allem Drucke der Geist des Juden nicht stumpf und lebensmüde wird.

Die Mathematik hat Vertreter in reicher Anzahl im Schooße des Judenthums. Der seltsam klingende Savasorda ist Abraham ben Chija, ein Spanier, der in der Provence lebte. Er trug den Beinamen Zahib Alschorta, d. h. Polizeimeister, wie damals große Gutsbesitzer hießen, gleich unserem Oberamtmann, oder Nasi, Fürst, wie er mit hebräischem Titel hieß. Als Savasorda geht er durch die Werke des Mittelalters hindurch.

Die Zeiten werden lichter, und überall sehen wir Juden mit lebendigem Geiste Antheil nehmen an Allem, was die Geister erfrischt. Die Bibel mußte gewissermaßen für die Christen neu entdeckt werden. Wer hat sie bewahrt, die hebräische Bibel? Wer hat sie 15 Jahrhunderte aufgehoben, damit sie später wiedererscheinen könne in ihrer ursprünglichen Gestalt? Die Heiligsprechung der Unwissenheit hätte sie längst verdammt, wir würden, wenn sie nur unter ihrem Schutze gewesen wäre, sie eingebüßt haben, vielleicht finden wir einige Stückchen von ihr unter alten Palimpsesten, unter einem Mönchbrevier, mit geschlossenem Blicke stünden wir rathend vor ihnen wie vor assyrischen Keilschriften. Durch die Sorgfalt der Juden ist das eine Auge der geistigen Welt nicht erblindet, das Auge des Hebräerthums, die Offenbarungslehre; sie haben sie aufbewahrt, als ihren Schatz durch die Welt getragen, mit feinem Verständniß sich angeeignet und ihre Hilfsmittel der ganzen Welt übergeben. Die stolze Wissenschaft, die heute selbstständig dazustehen und die Bibel nach eigner Einsicht zu erklären glaubt, sie geht mit den Hilfsmitteln zu Werke, die ihr von den Juden überliefert worden sind, sie geht an den Krücken der Rabbinen einher. Wie diese sie punctirt und accentuirt, hie und da auch umgestaltet haben, so haben sie sie übernommen und arbeiten weiter an ihr fort. Als die Zeit einer neu erwachenden Bildung eintrat, suchte man sich an dem Stabe des Judenthums emporzuranken. Reuchlin, der Lehrer Deutschlands, erfaßte gewissermaßen die beiden Säulen des geistigen Tempels und lehnte sich an sie: das Griechenthum und das Judenthum; er schöpfte aus beiden Quellen. Die heilige Unwissenheit legte ihm deshalb Fallstricke, sie wollte seine Werke der Acht überliefert wissen, ihre Schergen jammerten sehr, daß er nicht ihrer Gewalt übergeben wurde. Er aber achtete die überlieferten Schätze des Judenthums, manchen falschen Schatz vielleicht gar mehr, als er es verdiente.

Von hoher Bedeutung sind die Werke der Kritik, wie sie von den Juden damals geübt wurde, die Arbeiten eines Elias Levita, die Leistungen eines Asariah de Rossi. Die Zeit schritt weiter, die Juden mit ihr.

Dort in jenem Lande, wo ihnen so lange Zeit ein schönes Leben geblüht hatte, das sie mit heiliger Glut umfaßt hatten, war der blinde Eifer mächtiger als die Wissenschaft. Diese hatte das Land befruchtet, so lange die Araber dort gelebt hatten; als sie zurückgedrängt wurden, flüchtete auch sie vor der züngelnden Glaubenswuth. Die Flamme des Fanatismus ward an der Unwissenheit mehr und mehr genährt, sie zehrte die besten Kräfte des Landes auf, und auch die Juden mußten weichen; es genügte nicht, sie zu bedrücken, ihren Hauch selbst betrachtete man als entweihend. Sie mußten aus dem Lande ziehen, das sie ein Jahrtausend hindurch in Ehren bewohnt, an dessen Heil und Wohlfahrt sie aufs glänzendste mitgewirkt hatten. Sie mußten hinwegziehen; was sie von alter geistiger Bildung gerettet, trugen sie mit sich nach der Türkei, wo sie jedoch den unfruchtbaren Stamm der Osmanen nicht zu höherer Bildung erziehen konnten. Aber auch nach einem neuen Lande, das von Spanien abhängig gewesen und von seiner Herrschaft sich befreit hatte, nach Holland, trugen sie mit der Liebe zu dem alten spanischen Vaterlande die Ueberreste der Bildung aus alter Zeit. Holland gab das erste Beispiel in der Christenheit, den Grundsatz der Glaubensfreiheit, wenn auch nicht vollkommen, so doch im Wesentlichen auszusprechen, und Holland erblühte in seiner äußeren Wohlfahrt und geistigen Obmacht eine Zeit lang, in ihm auch die jüdischen Bewohner. Dort erstand ein körperlich schwacher Mann jüdischer Geburt, der Anfänger einer neuen geistigen Aera, der, wenn auch nicht unmittelbar, so doch bald und bis zur Gegenwart gefeiert wurde und wird. Baruch Spinoza erblickte das Licht der Welt in Amsterdam, er war der Anfänger einer neuen Gedankenreihe, welche von da an in die denkende Welt eintrat und Vieles umgestaltete. Er blieb nicht ein inniger Anhänger der jüdischen Lehre, wenn er auch niemals sie verließ, aber er war herangereift an seinen alten jüdischen Lehrern, er hatte seinen Aben Esra und Maimonides eifrig studirt, er rankte sich empor an Juda Alfakar und Chisdai Kreskas. Er bekämpfte wohl die jüdischen Aristoteliker,

und hatte dennoch in ihnen seine Lehrer gefunden, war von ihnen in die philosophische Zucht genommen. Er befehdete gleichfalls die Kabbala, und ist dennoch auch durch sie vielfach angeregt worden, ihre Emanationslehre ward bei ihm zur Lehre der Immanenz. Baruch Spinoza hat die Grundlage gelegt zu einer neuen Philosophie, die die Mutter ward einer großen Anzahl moderner Philosophien. Ein granitner Charakter und ebenso der Bau seines Systems ein granitner. Sie haben Steinchen von ihm abgehauen und eingefügt in anderes Gerölle und dadurch neue Systeme geschaffen; aus seinem Bau sind sie aber entstanden. Ob er die Wahrheit gefunden? Ich glaube es kaum, aber daß er ein Lehrer der Menschheit geworden, daß er sie befreit hat von vielem Wahn und Vorurtheil, die Geister mächtig aufgerüttelt, der Vater eines neuen geistigen Lebens und der Schöpfer einer freien biblischen Kritik war, das ist eine unbestreitbare Thatsache. Der arme jüdische Glasschleifer in Amsterdam ist nicht unfruchtbar durch die Welt gegangen. Gehen wir nicht weiter in die spätere Zeit ein, unterdrücken wir die Nennung manches jüngeren strahlenden Namens; die neuere Zeit liegt uns noch zu nahe, als daß ihre Betrachtung nicht als ruhmredige Selbstbespiegelung erschiene.

Doch nun will eine neue Zeit sich gestalten. Wir sind aus dem Mittelalter noch nicht vollständig heraus, aber seine Stützen werden gebrechlich; was ihm ein Stab gewesen, erweist sich heute als Splitter. Noch will aber kein neuer geistiger Gedanke befruchtend in die Welt einziehen, noch weht kein neuer Hauch durch die welken Blätter der Menschheit. Aber sie bereitet sich vor für die neue Zeit, gesunde Wissenschaft, lebensvolle Gesinnung soll Alles erforschen und beleuchten. Vor der gesunden Wissenschaft wird diejenige, die, an sich selbst verzweifelnd und des eigenen schwächlichen Geistes inne, auch den Geist leugnet, triumphirend den Knochengerüst-Apparat aufzeigt und damit den Menschen erklärt zu haben vermeint, auch beschämt weichen. Mit einer solchen gesunden Wissenschaft, die den Geist ehrt und den Allgeist ahnt, wird auch das Judenthum Hand in Hand gehen, das von solchen Gedanken stets durchweht und erfrischt war.

Wie sind **wir** nun gerüstet für jene neue Zeit? Der Verbildeten und der Lüsternen giebt es viele, die alle alten Schätze

gern hinwegwerfen, das Knie vor der Macht des Tages beugen und sich selbst und ihre Vergangenheit als ein ganz Werthloses von sich abthun möchten, sie sind gebrechliche irdene Gefäße, nicht brauchbar als Werkzeuge zur Herbeiführung einer geistig gesunden Zeit. Auch Eiferer sind unter uns, die, blos zurückblickend auf die alte Zeit, die Hülle gar sehr lieben, die im Mittelalter getragen wurde, und das stachelige Panzerhemd nicht ablegen wollen, die den Dolch der Verdächtigung und das Gift der Verläumdung anwenden möchten gegen jedes neue Streben. Auch sie sind untauglich für die Herbeiführung einer neuen Zeit. Auch an den Pharisäern der stricten Observanz fehlt es nicht, sie hüllen sich ein, umfassen mit Pietät was von früher hergebracht ist, vom alten Geist wohl durchweht, aber ohne neue frische und erfrischende Kraft. Wo ist aber der neue Hillel mit dem milden klaren Blicke, mit liebender Begeisterung, mit gesunder geistiger Kraft, daß er die neue Zeit mit fördere? Wenn er wieder erscheinen wird, — und er wird uns sicherlich nicht fehlen, — wird er wohl wiederum sein altes Wort, vielleicht in anderer Form, aussprechen: Wenn ich nicht für mich, wer dann für mich? Du lieber Wanderer, schau nicht immer zurück, — wird er sagen, — nicht immer den Blick nach der Vergangenheit gekehrt! Jerusalem ist ein Grab, das wir ehren, aber aus dem Grabe ersteht nicht das neue Leben, aus der frischen Gegenwart mußt Du schöpfen und sie verwerthen. Wenn ich nicht für mich wirke und arbeite aus dem ureignen Geiste, wie er vermählt ist mit dem Geiste der Offenbarungslehre, wer soll es dann thun? Und wenn ich für mich allein, was bin ich dann? Wenn ich der Menschheit nicht angehöre, erfülle ich meine Pflicht nicht. Du lieber Wanderer, lege ab das Panzerhemd, das stachelige, die Berührung ist keine feindliche mehr, thue ab die Binden, die Dich umhüllen und entstellen, Dich weht nicht mehr ein eisiger, frostiger Hauch an, es will Liebe überall erblühen, Du hast ein warmes Herz und daran soll die ganze Menschheit sich legen, Du sollst frisch die Gesammtheit umfassen. Gehe, die Binde ist nicht der Geist und das stachelige Panzerhemd nicht das Wesen. Und wenn nicht jetzt, wann dann? Wenn nicht jetzt, wo der Geist des Judenthums noch lebendig in seinen Gliedern vorhanden ist, wenn nun nicht gewirkt, Stätten errichtet werden, von denen aus

die Erkenntniß des Alterthums die Welt befruchtet, für die Zukunft neue Saaten ausgestreut werden, wenn die Gleichgültigkeit in Israel zunimmt, wenn sie die alten Schätze als werthlos hinwegwirft, wenn nicht die Erkenntniß des eigentlich jüdischen Wissens, die Beleuchtung der Offenbarungslehre, das Schöpfen aus diesem ewigen Quell gefördert wird, wann dann? Erst dann, wenn Alles eingesargt ist, auf der einen Seite nur todte Gebeine, auf der andern Alles zerstäubt ist? Mit solchen Worten wird der neue Hillel, wenn er erscheinen wird, den Wanderer zu kräftiger That, zu freudiger Mitwirkung für die geistige Aussaat ermuntern; er wird es mit Feuerzungen sprechen, mit der siegreichen Begeisterung, die alle klüglichen Bedenken niederwirft. Die Zeit wird kommen, das Judenthum hat seine Mission noch nicht beendet. Das Judenthum schließt die Weltgeschichte nicht ab, nicht vor achtzehn Jahrhunderten, nicht am heutigen Tage, es wandert mit der Menschheit auf ihrem siegenden Gange und verklärt sie mit mildem Strahle.

Anhang.

Ein Blick auf die neueren Bearbeitungen des Lebens Jesu.

Vor nahe an dreißig Jahren hat Strauß die große That einer kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu vollzogen und nachgewiesen, daß die Berichte über dieses Leben, ebenso in sich und unter einander widersprechend wie unmöglich, keine wirkliche Geschichte enthielten, sondern nur die Sagen, welche sich im Kreise der ersten Christengemeinde über die Persönlichkeit gebildet, daß diese Sagen selbst aber aus dem messianischen Glauben entstanden seien, sich anlehnend an Erwartungen, die als an den kommenden Messias geknüpft oder an Ereignisse, die als mit anderen Gottesmännern vorgegangen in der jüdischen Bibel theils ausdrücklich verkündigt, theils in sie hineingedeutet wurden. Was nun an wirklicher Geschichte übrig bleibe, war außer der Existenz der Persönlichkeit selbst sehr zweifelhaft. Allein Strauß war damals frisch aus der Hegel'schen Schule gekommen; diese, überhaupt gewohnt, geschichtliche Thatsachen in einen innern dialektischen Proceß zu verwandeln, in Ereignissen der Vergangenheit Vorstufen späterer durchgebildeter Gedanken zu erblicken, hatte schon längst die Thatsachen des werdenden Christenthums, ohne jedoch deren Geschichtlichkeit zu leugnen, als die Hüllen höherer Ideen betrachtet und behauptet, diese früher verhüllten Ideen seien nun in der Philosophie — der Hegel'schen nämlich — zum vollen Durchbruche, zum klaren Bewußtsein gelangt. Sie nannte ihre Philosophie die absolute; das Christenthum, welches sie als herrschende religiöse Macht respectirte, stellte sie als die Verpuppung dieser

Philosophie, als die volksthümliche, dem vollen klaren Begriffe vorangehende, noch unreife religiöse Vorstellung dar und nannte es — die absolute Religion. In dieser Weise hatte die Hegel'sche Schule sich und Andern eingeredet, sie sei nicht blos mit dem Kirchenglauben vollkommen einig, sondern sie erhebe denselben auch zur unantastbaren philosophischen Gewißheit, sie drücke ihm das Siegel der höchsten geistigen Vollendung auf.

Der Wahrheitssinn Str.' und sein kritisch klarer Blick zerriß nun zwar dieses Spinnengewebe, mit dem sich die Hegel'sche Schule als einem Heiligengewand umgab; er erschütterte das ganze Fundament des Glaubens an die bestimmte geschichtliche Persönlichkeit, und auf ihr ruht ja eben der kirchliche Glaube. Dennoch wollte es auch ihn bedünken, daß in diesen Vorstellungen, welche als Geschichte sich ausprägten, ohne Wirklichkeit zu haben, doch die philosophischen Ideen seiner Schule einen wenn auch unreifen Ausdruck gefunden haben, daß demnach das Wesen des Christenthums, in den philosophischen Ideen nunmehr reiner ausgedrückt, doch in Wahrheit erhalten bleibe.*) Dabei beruhigte er nicht nur sich selbst, sondern er glaubte auch, daß das so Gerettete auch der Kirche vollkommen genügen könne und müsse. Allein es zeigte sich nur zu bald, daß die Kirche keineswegs damit sich zufrieden stellte, an die Stelle der einzelnen von ihr als höchstes Ideal, ja als übermenschliches Wesen verehrten Persönlichkeit die gesammte Menschheit treten zu sehen, welche sich entwickele, in Kampf trete, leide, sterbe, auferstehe, verklärt gegen Himmel fahre u. s. w. Hielt er nun einestheils dem von allen Seiten gegen ihn ausbrechenden Kampfe wacker Stand, so schien sich ihm doch anderntheils eine Möglichkeit darzubieten, daß er, ohne die Resultate der Kritik wie die Ansprüche der Philosophie aufzugeben, eine friedliche Vermittelung mit dem hergebrachten Kirchenglauben, mit der Verehrung des Einzelwesens herstelle. Die Idee, sprach er sich in einem späteren „friedlichen Blatte" aus, prägt sich zwar nach der Fülle ihrer Ausstrahlungen nur in der Gesammtheit aus, dennoch tritt sie in einzelnen besonders

*) In dieser Anschauung lag es auch, daß er die Volkssagen, als welche er die Geschichten betrachtete, lieber als Mythen bezeichnete, weil man unter diesen mehr poetisch verkleidete Ideen versteht.

begabten Menschen mit einer Energie auf, daß sie unerreichbar erscheinen, daß wir zu ihnen als zur möglichsten Verkörperung der Idee emporschauen, ihnen einen „Cultus des Genius" weihen. Erblicken wir in gewissen Personen die Dichtkunst, die Malerei in möglich höchster Vollendung; treten sie nicht als Schlußsteine einer langen Entwickelung, vielmehr als die Ersten auch in der Zeit auf, zu denen die Spätern hinanringen: so mag denn auch ein Einzelner als Religionsstifter zugleich ein Genius der religiösen Innigkeit gewesen sein, dem dann auch die Verehrung oder doch Nacheiferung sich zuwenden dürfe.

Hierbei ließ es Str. bewenden und kehrte für längere Zeit dem ganzen Gebiete den Rücken. Natürlich war damit die Bewegung, die veranlaßt worden, nicht zur Ruhe gebracht. Die Einen suchten, da man auch bis in den Mittelpunkt zu dringen nicht gescheut hatte, auch die äußersten, schon früher ziemlich aufgegebenen Posten nunmehr um so hartnäckiger zu vertheidigen; Andere glaubten auf dem Wege des Vertrages einen Theil, und zwar den, wie es ihnen schien, wichtigeren um so sicherer zu retten, wenn sie den anderen, scheinbar unwesentlicheren und weniger haltbaren, aufgaben. Doch bald kam man von einem anderen Ausgangspunkte wieder zu den kritischen Resultaten. Es bildete sich eine Richtung, die gleichfalls aus der Hegel'schen Schule hervorging, die aber mehr in dogmengeschichtlichem Interesse die Entwickelung und Ausbildung der Ideen innerhalb des Christenthums verfolgte; es ist diese die sogenannte „Tübinger Schule." Bei den historischen Forschungen, welche Baur, deren Stifter und langjähriger wie unverdrossener Leiter, nebst einigen begabten Schülern zu diesem Zwecke anstellte, mußten sie besonders die Vorgänge in den ersten christlichen Jahrhunderten untersuchen; sie gewannen allmälig die geschichtliche Einsicht, daß die mannigfachen dogmatischen Differenzen, welche namentlich die ersten Zeiten in Unruhe versetzten, nicht einen Abfall von bereits früher festgestellten Ueberzeugungen bezeichneten, sondern einen Gährungsproceß aufzeigten, aus dessen Abklärung erst nach und nach das Christenthum in seiner von da an feststehenden Gestalt sich bildete. Das Christenthum — dieses Resultat befestigte sich ihnen mehr und mehr — ist nicht eine urplötzlich und durch einen Einzelnen hervortretende neue Geistesrichtung, sondern es ist das Product einer

Geistesbewegung, welche zwei Jahrhunderte durchzog und aus einer Anzahl mannigfacher Factoren sich zusammengesetzt hat. Der Stifter, den man bisher als Schöpfer des vollendeten Christenthums verehrte, wurde durch das Ergebniß solcher Untersuchungen dieser Würde entkleidet; man ließ ihm die Ehre, den Anstoß zu dieser Bewegung gegeben zu haben; man mochte auch zugeben, ihn, nach Str.' Vorgange, als überwältigende Persönlichkeit zu betrachten, um einen solch' mächtigen Anstoß geben zu können, ja auch als religiösen Genius, der vorauseilend das nach ihm erst mühsam Entwickelte in sich bereits mit intuitiver Genialität vollkommen erfaßt hatte. Im Grunde aber war namentlich die letztere Annahme ganz überflüssig, ja störend. Was die Bewegung der Geister in einschneidendem gegenseitigen Kampfe schafft, wozu brauchte dies schon als unfruchtbares Resultat in einem Einzelnen voraus zu liegen? Aber noch mehr! War der Meister bereits in sich zu der hohen Stufe gelangt, die man dem vollendeten Christenthume vindicirte, wie war es möglich, daß seine unmittelbaren Schüler, die im dauernden Verkehre mit ihm ihn handeln sahen, denen er ununterbrochen seine Belehrungen gab, die seine ihn in den Tod begleitenden Ueberzeugungen kennen mußten, denen er als von ihm beauftragten Sendlingen sein Innerstes erschloß und sein Bestes mitgab, in so ganz anderer Auffassung die Lehre wiedergaben, als sie nachher sich gestaltete und als man sie dem Stifter selbst zuschreiben wollte? Darauf aber wurde man bald hingeführt, daß in dem inneren Kampfe der ersten Jahrhunderte die eigentlichen Apostel keineswegs die Träger der Auffassung waren, welche zum Siege sich durcharbeitete, daß sie vielmehr einer spätern Richtung, als deren Träger namentlich der Heidenapostel Paulus erschien, mehr und mehr weichen mußten. Und so trat die Person des Paulus, welche sich zum Ausdrucke der fortschreitenden Geistesbewegung machte, entschiedener in den Vordergrund, und der erste Stifter trat mehr zurück. Man sprach sich darüber zwar nicht laut in der Schule aus, man begnügte sich mit einem sogenannten „idealen Christus“, d. h. mit der Idee des gewordenen Christenthums; wie viel an dem „historischen Christus“ verbleibe, ließ man dahingestellt.

Die klarere Erkenntniß dieses Geisteskampfes in der ersten christlichen Zeit schärfte aber auch den Blick für die Kritik der Evan-

gelien und der andern urchristlichen Schriften, ja sie drängte zu einer schärferen Kritik hin. Diese ältesten Denkmale des werdenden Christenthums müssen nun gleichfalls redende Zeugnisse jenes die Geister mächtig aufregenden Kampfes sein, sie müssen in scharfen Zügen die Fragen der damaligen Zeit aufweisen, ja die Mannigfaltigkeit der Berichte selbst — daß wir nämlich vier Evangelien haben — und die Abweichung unter diesen verschiedenen Berichterstattern kann nur aus bald mehr bald weniger bewußter Absicht hervorgegangen sein, die Nüancirung der eigenen religiösen Ueberzeugung in die Bestrebungen des Stifters hineinzutragen. Diese Erkenntniß hat die Evangelienkritik und die Einsicht in den innern Gang der Entwickelung des Christenthums mächtig gefördert. Aber sie hat auch das, was der Stifter that, wollte, lehrte, noch um so unsicherer gemacht. Waren die Berichte nach Strauß sagenhaft, indem man in dem Stifter alle früheren Erwartungen erfüllt sehen wollte und so ihm die wirkliche Erfüllung ungeschichtlich zuschrieb: so trat nun noch hinzu, daß die eigene spätere erst neu gewordene Forderung gleichfalls als That und Lehre des Stifters sich kleidete und nun sein Bild noch mehr umhüllte. So hat es denn auch die Schule bis jetzt nicht versucht, das Bild des Stifters voll zu zeichnen; das Material dazu fehlte ihr gänzlich, da Vergangenheit und Zukunft an ihm so gearbeitet hatten, daß die lebendige Gegenwart ganz unkenntlich geworden war. War er ja auch blos zum einzelnen Momente in der großen Thatsache des Christenthums geworden; diese in ihrer Ganzheit, in den nachweisbaren einzelnen Stufen zu erkennen, war von größerer Bedeutung, als dem einzelnen wenig greifbaren Momente nachzugehen.

Wenn nun mit einem Male, und zwar auf dem Standpunkte dieser Schule, zwei neue Arbeiten, welche „das Leben Jesu" zu ihrem ausschließlichen Gegenstande haben, erscheinen, so ist dies eigentlich ein Rückschritt. Weniger freilich bei dem französischen Bearbeiter! In Frankreich war dieser Denkproceß noch nicht selbstständig durchgemacht. Das ältere „Leben Jesu" von Strauß war zwar übersetzt, die Arbeiten der Tübinger Schule innerhalb eines Kreises von Theologen bekannt, aufgenommen, besprochen; aber zu einer selbstständigen Durcharbeitung war es noch nicht gekommen. Herr Rénan hatte daher das vollkommene Recht, für Frankreich wiederum

mit dem „Leben Jesu" anzufangen. Und dennoch begnügt er sich nicht damit. Er will keineswegs sein Buch als ein abgeschlossenes Ganzes betrachtet wissen; er giebt es als den ersten Theil eines größeren Ganzen, einer Behandlung des werdenden Christenthums in den ersten drei Jahrhunderten, also blos als den Anfang der vollständig durchzuführenden Entwickelung. — Mit dem deutschen Bearbeiter steht es in dieser Beziehung schlimmer. Er betrachtet seine Aufgabe mit diesem Buche für vollkommen erfüllt, will ausschließlich das „Leben Jesu" darstellen, und zwar nachdem er bereits vor dreißig Jahren diese Aufgabe, soweit sie überhaupt von seinem Standpunkte aus gelöst werden kann, ausgeführt hat, nämlich als kritische Beurtheilung der darüber uns zugekommenen Berichte, eine Aufgabe, die heute zwar sehr berichtigt und von neu gewonnenen Gesichtspunkten aus schärfer gefaßt, aber kaum zu einer neuen für das Volk berechneten Arbeit werden kann. Während nun wirklich die zweite Abtheilung des neuen Werkes doch blos eine Umarbeitung der alten kritischen Zersetzung mit Zurücklassung manchen gelehrten Materials ist, will Strauß in der ersten Abtheilung gerade wie Rénan, — der aber beide Momente in einander verarbeitet, — dennoch eine positive Darstellung des wirklich Geschichtlichen am Stifter geben. Hier aber zeigt sich die üble Folge eines wissenschaftlich nicht zu rechtfertigenden Verfahrens, und zwar wiederum bei Strauß mehr als bej Rénan. Denn während wir in der kritischen Arbeit dem deutschen Gelehrten unstreitig den Vorzug einräumen müssen, ist seine geschichtliche Darstellung — auch abgesehen von der historischen Kunst, die freilich bei R. mehr poetisch divinatorisch als den gegebenen Stoff verarbeitend verfährt, — weit haltloser, weit weniger von einem geschichtlichen Hauche durchweht als die des französischen Gelehrten. Dieser hat schon den Vorzug, daß er die Kritik in die Geschichtserzählung verwebt; dadurch, daß er weit mehr Züge aus den Berichten — freilich oft unkritisch und willkürlich genug — als echt historisch aufnimmt, bleibt ihm ein weit reicheres Material. Endlich erblickt er in Jesus einen in sich Kämpfenden und Ringenden, der sich emporarbeitet und zurückfällt, bis zuletzt der Tod rechtzeitig ihn erlöst, bevor er etwa seiner Aufgabe untreu werden könnte. Bei Str. hingegen wird uns Anfangs eine Geschichte gegeben und nachher erst wird uns die Trüglichkeit

der Berichte nachgewiesen, und am Ziele angelangt, sieht man sich nach allen Seiten hin unsicher nach dem Ueberreste um, aus dem früher die wirkliche Geschichte zusammengesetzt sein soll; von einem inneren Werden, einer Entwickelung in der Person des Stifters, was doch die eigentlich biographische Aufgabe ist, erfahren wir gar Nichts, denn der ganze Mensch ist von vorn herein fertig.

Wie aber erscheint dieser Mensch in beiden Bearbeitungen? Hier ist die Klippe, an der der schwanke Kahn derselben gescheitert ist, nachdem er sich aus dem Fahrwasser der historischen Kritik in das der Biographie gewagt hat. Ein jedes biographische Unternehmen schließt eine Gefahr in sich. Hebt man einmal einen Einzelnen als einen festen Punkt aus der flüssigen Bewegung der gesammten Geschichte heraus, so hat man ihm damit eine höhere Bedeutung gegeben, und man wird mehr und mehr versucht es in der Darstellung auch zu rechtfertigen, warum man ihm eine solche Bedeutung verliehen; veranlaßt, die mit ihm in Zusammenhang stehenden Thatsachen um ihn zu gruppiren, geräth man leicht in die falsche Auffassung, sie aus ihm abzuleiten, und er wird so statt eines einzelnen Momentes, eines Factors neben vielen andern im geschichtlichen Verlaufe — dessen Mittelpunkt und Träger. Das Interesse, das der ernste Schriftsteller an dem Gegenstande seiner Behandlung nimmt, überträgt sich auf die Würdigung der Person; man wird verführt diese zu überschätzen, ihre Lichtseiten, mehr als die unbefangene Beurtheilung zugeben kann, in den Vordergrund zu drängen, die Schatten abzublassen, die Schwächen zu entschuldigen. Kurz, der Biograph wird leicht zum Anwalte, zum Lobredner. Liegt diese Gefahr bei einer jeden biographischen Arbeit nahe, um wie viel mehr, wenn eine Persönlichkeit behandelt wird, die mit einem der großartigsten Weltereignisse im engsten Connexe steht, die bisher nicht blos als Anstoß, als mitwirkend, sondern als vollständiger Schöpfer desselben betrachtet wurde. Bei aller Unbefangenheit der Kritik kommt der Bearbeiter dazu, sobald er diesen Factor von allen andern ablöst, ihm mehr zuzuschreiben, als er wohl selbst in der Zusammenfassung aller mitwirkenden Ursachen thun würde, er möchte sich doch nicht gar zu sehr von dem bisher betretenen Wege entfernen, er möchte den Uebergang von der geläufigen Vorstellung zu der seinigen nicht zu sehr um schroffen Abhange machen. Weist nun gar die Kritik

nach, daß aus den überkommenen Berichten ungemein wenig sicher Haltbares bleibt, so ist der Bearbeiter auf sich, auf seine Combination, auf das Bild, welches seiner Phantasie vorschwebt, angewiesen, und in diesem Lichte läßt er seinen Helden auftreten. Die kritische Wahrheit aber leidet Schiffbruch.

So ist es beiden Bearbeitern ergangen, jedem in seiner Art, aber dem einen nicht besser als dem andern. Bei Rénan erscheint im Grunde Jesus als schwärmerischer Grübler, vielfach hin- und herschwankend bald als entschieden nationaler Jude, bald als Weltbürger, bald durch Johannes den Täufer in die Askese eingeführt, bald über die äußere Form sich erhebend, bald in liebendster Sanftmuth alle Widerwärtigkeiten besiegend, bald über Erfolglosigkeit ergrimmt und an sich selbst verzagend, dabei ohne alle Mittel und Versuche zu einer höhern Geistesbildung, und nachdem wir am Ende noch gar in sehr bedenkliche Veranstaltungen zu betrügerischen Wundern eingeführt werden, in eine laxe Moral, die mit oratorischem Pathos in Schutz genommen, ja gepriesen wird, weil sie schöpferischen, von einer Idee erfüllten Zeiten angehöre und nicht mit unserem kurzen Maßstabe gemessen werden darf, gelangen wir schließlich zu einer Verherrlichung Jesu, der das Muster höchster religiöser und sittlicher Vollendung für alle Zeiten sei, ein Ideal, das noch immer nicht genügend erkannt, noch weniger erreicht sei; soll er nicht als Gott verehrt, so muß doch zu ihm als zu einem Menschheitsideale, zu einem „Halbgotte“ emporgeschaut werden. Das Heldengedicht schließt so würdig mit einer glänzenden Ueberraschung; allein wenn wir das Buch schließen, seinen Inhalt ruhig im Geiste erwägen, uns seine Poesie in nüchterne Prosa übersetzen, dann ist uns bei diesem nothwendigen chemischen Gedankenprocesse der Held gänzlich in Dunst aufgegangen. Die Anforderung aber, welche der Geschichtsschreiber an uns macht, erweist sich uns als vollkommen unberechtigt.

Bei Strauß geht es uns nicht besser. Wir werden von ihm vor jedem Fluge der Phantasie, vor jeder Spannung durch den etwaigen Anblick innerer Seelenkämpfe bewahrt; Jesus steht in gleicher unnahbarer Ruhe, in hoher Würde da. Er wird uns alsbald in der Vorrede (S. XVIII) als „derjenige Mensch“ verkündigt, „in welchem das tiefere Bewußtsein der Menschheit zuerst als

eine sein ganzes Leben und Wesen bestimmende Macht aufgegangen ist", und wiederum wird uns zum Schlusse (S. 625) versichert: „Unter den Fortbildnern des Menschheitsideals steht in jedem Falle Jesus in erster Linie. Er hat Züge in dasselbe eingeführt, die ihm vorher fehlten, oder doch unentwickelt geblieben waren; andere beschränkt, die seiner allgemeinen Gültigkeit im Wege standen; hat demselben durch die religiöse Fassung, die er ihm gab, eine höhere Weihe, durch die Verkörperung in seiner eigenen Person die lebendigste Wärme gegeben; während die Religionsgesellschaft, die von ihm ausging, diesem Ideale die weiteste Verbreitung unter der Menschheit verschaffte." Fragen wir aber, welche Thatsachen diesem Bilde zu Grunde liegen, so werden wir von Str. in Betreff eigentlicher Handlungen abgewiesen, da die berichteten nicht als geschichtlich anerkannt werden, ja wenn sie es würden, zum Theile gerade dieser Anschauung entgegentreten müßten und ihre Erklärung nur in einem noch zu besprechenden Rückfalle der unmittelbar folgenden Zeit finden sollen. Also wirkliche Handlungen veranlassen nicht zu einer solchen Charakterzeichnung, aber wohl Lehren und Sprüche, von denen viele zwar als später entstanden auch abgezogen werden müssen, einige aber entschieden echt sind und für diese höhere Individualität das sprechendste Zeugniß ablegen sollen. Strauß hebt (S. 253) wirklich einige aus der „reichen Sammlung von Sentenzen oder Gnomen", wie sie „in den Evangelien" sich finden, hervor, „von jenen Kernsprüchen, die, auch abgesehen von ihrem religiösen Werthe, durch den hellen Geistesblick, den nicht zu irrenden Gradsinn, der sich darin ausdrückt, so unschätzbar sind".

Betrachten wir uns einmal diese Kernsprüche, die allein zu diesen stolzen, ganz einzigartigen Ansprüchen berechtigen sollen. „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist." Wenn der Spruch in der Bedeutung aufgefaßt wird, die ihm in der spätern Anwendung geliehen wurde, daß die Gebiete des bürgerlichen und religiösen Verbandes, des Staates und der Kirche, abzugrenzen, jedes auf seinem Boden, nach seiner Berechtigung anzuerkennen sei, so freuen wir uns des greifbaren Ausdrucks, in den der Gedanke gebracht ist. Da macht uns jedoch bereits ein anderes Urtheil von Strauß selbst bedenklich. Wenn er (S. 626) zugesteht, daß „in dem Muster, wie es Jesus in Lehre

und Leben darstellte, neben der vollen Ausgestaltung einiger Seiten, andere nur schwach umrissen oder auch gar nicht angedeutet sind," wenn er bei der Ausführung dieses Gedankens fortfährt: „dem Staate gegenüber erscheint sein Verhältniß als ein lediglich passives:" so erkennen wir bald, daß in dem ersten Theile dieses Spruches der sinnvolle Inhalt von der Berechtigung des Staates gar nicht liegen kann, daß er diese gar nicht anerkannte und ihn nur gewähren ließ. Daß überhaupt aber der Sinn ein ganz anderer ist, als man ihm beilegte, nachdem man ihn unter geänderten Verhältnissen und anderer Lebensbetrachtung zum Gnomon erhoben hat, beweist uns ebenso seine Fassung, wie seine Veranlassung. Nach dem jetzt üblichen Sinne müßte die Aufforderung lauten, daß dem Kaiser gegeben werde was ihm gebührt, nicht aber, was bereits „des Kaisers ist," ihm schon voll angehört, das versteht sich ohnedies ganz von selbst. Allein Jesus bediente sich dieses Spruches als Antwort auf die Frage der Pharisäer an ihn, ob sie die Abgabe an den Kaiser, an Rom, entrichten sollten, und zwar nachdem er sich die Münze, auf welcher das Bild des Kaisers geprägt war, von ihnen hatte zeigen lassen. Die Pharisäer, als die vermittelnde Partei, weigerten sich dieser Abgabe nicht; ihr Grundsatz war es eigentlich, bei aller Anhänglichkeit an Glauben und Vaterland, also bei aller Bereitwilligkeit, Gotte Alles zu geben, worüber sie nur, als über eine Gottesgabe, verfügen konnten, doch andererseits nicht gegen den Oberherrn sich muthwillig aufzulehnen, vielmehr dem Kaiser zu geben, was er nach den gegebenen Verhältnissen zu beanspruchen nun einmal das Recht hatte. Allein die Kannaim, die „Eiferer," verwarfen eine solche Fügsamkeit, verpönten das Entrichten der Abgaben an Rom als einen Abfall von Glauben und Vaterland. Die Aussage Jesu von sich selbst, daß er der Messias sei, mußte die Pharisäer und Herodianer — wie sie bei Matthäus und Markus heißen, nämlich die Boëthusim, die priesterlichen Verwandten und die Anhänger des Herodes, — die in dieser Aussage wie eine sträfliche religiöse Anmaßung, so auch eine gefährliche politische Agitation sahen, auf die Vermuthung bringen, er werde, gleich den „Eiferern," die Entrichtung der Abgabe an Rom verwerfen, und hier wäre allerdings die nächste Handhabe gewesen, ihn als Empörer dem strafenden Arm der welt-

lichen Macht zu übergeben. Jesus wich dieser Versuchung klug aus, ohne seinen Grundsätzen untreu zu werden. Daß die Münze mit Bild und Umschrift des Kaisers versehen war, zeigte, daß man sich noch ganz innerhalb der Zustände dieser Welt befinde, die nun einmal Rom's, des Kaisers, „war" — nicht: ihm gebührte; — gebet ihm nur, sprach er, was er ja nun doch einmal hat, bis die zukünftige Welt erscheint, in der Alles Gottes ist und ihr auch nur ihm Alles zu entrichten habt. Die Antwort mag auf seinem Standpunkte angemessen, auch klug gewesen sein, aber eine Gültigkeit für alle Zeiten kann sie nicht ansprechen, eine Einsicht in das Wesen des Staates, also ein besonderer „heller Geistesblick und nicht zu irrender Gradsinn" will sich darin nicht offenbaren.

Als zweites Beispiel wird der Spruch angeführt: „Niemand setzt einen neuen Fleck auf ein altes Kleid, oder faßt neuen Wein in alte Schläuche." Was damit gesagt werden soll, ist bekannt; aber über den passenden Ausdruck und die Gemeingültigkeit des Spruches bin ich sehr zweifelhaft. Was den neuen Fleck auf dem alten Kleide betrifft, so läßt sich in dieses Bild gar kein richtiger Sinn bringen. Ein alter Fleck taugt gewiß für ein altes Kleid, das einen Riß bekommen, noch weit weniger als ein neuer; ist aber das Kleid zwar alt, doch noch brauchbar, es hat nur eine löcherige Stelle, so wird man sicher einen neuen Fleck nehmen, um das Schadhafte auszubessern und das Ganze länger zu erhalten. Wenn daher Matthäus (9, 16) und Markus (2, 21) hinzufügen: Denn der neue Lappe reißt doch vom alten Kleide und der Riß wird ärger, so ist dies, so viel ich davon verstehe, geradezu unrichtig. Das scheint übrigens Lukas auch gefühlt zu haben, und er gestaltet das Gleichniß etwas um, indem der Spruch bei ihm (5, 36) lautet: Niemand flickt einen Lappen „vom neuen Kleide" auf ein altes Kleid; wo anders, so reißt das neue, und der Lappen vom neuen reimet sich nicht auf das alte. Aber mit dieser Wendung ist auch die mit der Gleichnißrede versinnlichte Wahrheit eine ganz andere geworden und offenbar nicht der ursprünglichen Absicht entsprechend. Nach Matthäus und Markus will Jesus, anknüpfend daran, daß wohl die Jünger des Täufers und der Pharisäer fasten mögen, nicht aber die seinigen, sagen, es tauge nicht, ein altes zerlöchertes System von religiösen Anschauungen mit einigen neuen

Begriffen auszuflicken, es müsse vielmehr von Grund aus erneuert werden; dazu paßt das Gleichniß, allein es gilt nicht auch vom Kleide. Indem nun Lukas das Gleichniß verbessern will, zerstört er den darin ausgedrückten Sinn. Denn nach ihm müßte das Gefüge neuer Anschauungen bereits vollkommen aufgestellt und ins Leben getreten sein, von ihm nun ein Stück abgenommen und es dadurch zerrissen werden, während die neue Zuthat das alte Gefüge buntscheckig mache. Dies entspricht nicht dem beabsichtigten Gedanken. Jedenfalls ist die ältere Form des Spruches so, wie sie Matthäus und Markus gleichlautend mittheilen — und wie sie auch Strauß wiedergiebt, — in dieser Form aber scheint das Gleichniß, als sehr wenig zutreffend, schon Lukas Anstoß gegeben zu haben. Dasselbe gilt von dessen zweitem Theile. Daß neuer Wein, weil gährend, die Schläuche leicht zersprengt, ist richtig; daß dies aber mehr von alten gilt, sofern diese überhaupt noch zum Aufbewahren von Flüssigkeiten tauglich sind, als von neuen, bezweifle ich. Gerade diese sind wegen ihrer noch frischen Spannung dem Bersten weit leichter ausgesetzt, wie dies auch der Dichter des Hiob 32, 19 ausspricht und nur gewaltsame Erklärungen dort den Sinn der Evangelienstelle hineintragen können. Also die Form dieses Spruches, das Gleichniß ist übel gewählt. Ist denn aber der damit beabsichtigte Gedanke wirklich so ohne alle Einschränkung anzunehmen? Der Satz, als ein allgemeiner gefaßt, bestreitet durchaus eine jede geschichtliche Entwickelung, in welcher gerade die allmälige Umwandelung, das Eindringen des Neuen in das Alte Gesetz ist. Nur für die damalige Bewegung, und zwar im Paulinischen Sinne, welche das Judenchristenthum, die Mischung des Althergebrachten mit dem neuen Messianismus bestritt, hat er seinen verständlichen Sinn. Beruht er aber darin, wie ihn Lucas, für den das Neue schon fertig dasteht, nach dieser Richtung hin noch entschiedener ausarbeitet, so gehört er sicher gar nicht Jesus an, sondern eben der auf ihn folgenden Zeit des anbrechenden Kampfes im Innern. Wirklich ist dieser Spruch der früheren Antwort ganz lose, ja widersprechend angehängt. Wenn die Jünger Jesu, wie es früher an den in Rede stehenden Stellen heißt, jetzt nicht fasten, weil der Bräutigam bei ihnen ist, während sie es wohl nachholen werden, wenn dieser von ihnen genommen sein wird: so wird da-

mit gegen das Alte durchaus nicht angekämpft, es vielmehr blos als augenblicklich unzeitig und erst später wieder als geeignet bezeichnet. Mit dem Zusatze jedoch wird ein ganz anderer und zwar ein später gewonnener Standpunkt eingenommen, welcher das Alte entschieden für alle Zeiten beseitigt wissen will.

Ausdruck und Gedanke des Spruches: „Wenn Deine Hand oder Dein Fuß Dich ärgert, so haue sie ab und wirf sie von Dir,“ sind von zweifelhaftem Werthe. Der andere: „Zieh' erst den Balken aus Deinem Auge und dann sieh', wie Du den Splitter aus Deines Bruders Auge ziehst“, war ein, wie aus dem Thalmud bekannt, zur damaligen Zeit ganz üblicher Spruch. — Die zwei andern: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken,“ und: „Nicht siebenmal sollst Du dem fehlenden Bruder vergeben, sondern siebenzigmal sieben,“ sind durchaus gewöhnlicher Art. Wenn Strauß nun mit Emphase hinzufügt: „Das sind unvergängliche Sprüche, weil in ihnen stets neu sich bestätigende Wahrheiten in die schlechthin angemessene und zugleich allgemein verständliche Form gefaßt sind,“ so kann der sonst so unbefangene Denker nur durch die reiche Anwendung, welche sie im Laufe von so langer Zeit gefunden haben, zum Theile mit Sublimirung ihres ursprünglichen Inhaltes, geblendet worden sein. Im Vergleiche mit der reichen Spruchsammlung, deren einzelne Perlen in der thalmudischen Literatur, man möchte sagen, mit der verschwenderischen Nachlässigkeit eines Reichen umhergestreut sind, kommen diese Sprüche in gar keinen Betracht.

Allein Strauß will nun einmal in dem Gegenstande seiner Darstellung irgendwie das Menschheitsideal verwirklicht sehen, und sollte er auch deshalb annehmen müssen, die Geschichte habe dann eine rückläufige anstatt einer vorwärtsstrebenden Bewegung verfolgt. Wenn wir Aeußerungen lesen wie z. B. S. 140: „Lucas und Marcus haben ohne Zweifel ganz recht gethan, aus der Instructionsrede das den Zwölfen gegebene Verbot, sich an Heiden und Samariter zu wenden, wegzulassen, da dieses Verbot in den Bericht des ersten Evangeliums wahrscheinlich nur aus den Vorstellungen starrer Judenchristen hineingekommen war;“ wenn wir bald darauf dann lesen: „Wenn wir annehmen, . . . daß die ersten Jünger Jesu ihn nicht ganz begriffen, der Standpunkt der ersten Gemeinde ein

hinter dem seinigen zurückgebliebener war, und wenn auf diesem Standpunkte der ältesten Gemeinde unsere älteren Evangelisten, insbesondere Matthäus, stehen, . . . und wenn wir den Spruch von der Unvergänglichkeit jedes kleinsten Buchstabens im Gesetze bei Matthäus, und den von der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit bei Johannes als zwei äußerste Punkte aufstellen, so ist noch sehr die Frage, welchem von diesen beiden Punkten wir uns den geschichtlichen Jesus näher zu denken haben;" oder wenn S. 318 von „der phantastischen Stimmung der ältesten Gemeinden" gesagt wird, sie sei „in manchen Stücken zugleich ein Rückfall in jüdische Zeitvorstellungen" gewesen; oder wenn S. 616 daraus, daß Markus als „Zeichen, welche den Gläubigen folgen werden, die Fähigkeiten namhaft macht, Teufel auszutreiben, in neuen Zungen zu reden, Schlangen aufzuheben, tödtliches Gift ohne Schaden zu trinken, Kranke durch Handauflegung zu heilen," sich zeigen soll, „wie frühzeitig in der Kirche ein abergläubischer, nur auf Wunder und Zeichen gerichteter Sinn den ächten Geist Jesu zu überwuchern anfing:" wenn wir solche und ähnliche Aeußerungen lesen, so erkennen wir hierin nicht mehr den unbefangenen historischen Sinn, sondern die Gewaltsamkeiten des Apologeten.

Man sieht an manchen der mitgetheilten Stellen, daß Str. etwas unsicher und zögernd an diese Behauptungen hinangeht, und dennoch stürzt er sich anderswo unbedenklich hinein. Sein kritisches Gewissen muß ihm nothwendig dabei geschlagen haben. Denn mit solchen Annahmen werden alle sicheren geschichtlichen Ergebnisse, deren sich die neuere Forschung erfreut, geradezu ihres wahren Werthes beraubt. Wenn es wahr ist, daß das Christenthum sich erst aus dem Kampfe einer älteren Richtung mit einer späteren Paulinischen hervorgearbeitet hat, so ist es unmöglich, daß diese spätere vollendetere Gestalt von dem ursprünglichen Stifter schon in aller Vollkommenheit, ja in noch weit höherem Maße erkannt und vorgetragen worden. Es ist unmöglich, daß alle unmittelbaren Schüler und sämmtliche von ihnen gegründete Gemeinden nicht blos vollständig die Absichten des Stifters mißverstanden haben, von ihm geradezu abgefallen sind, sondern auch, als ihnen dann durch Paulus, der ihn nicht gekannt und nichts Besonderes von ihm gehört, annähernd dessen Ab- und Ansichten entgegengebracht wurden, sie dieselben mit der entschiedensten Heftig-

keit bekämpften und erst durch den Drang der Ereignisse der Sieg der letzteren errungen wurde. Und auch durch Paulus wurden sie ja angeblich nur annähernd erreicht, denn der Stifter soll ein viel höheres Bewußtsein gehabt haben, als es Paulus durch scholastische Dialektik vermittelt, und so ist der Geist des Stifters im Grunde bis zum heutigen Tage unerkannt geblieben. Wenn ein Schriftsteller neue Ansichten niederlegt, so mögen diese eine Zeit lang ignorirt oder auch den herrschenden Annahmen angepaßt und erst von einer späteren Zeit mit größerer Klarheit erfaßt werden. Wenn ein Lehrer jedoch, der in persönlichem Verkehre und mündlichem Austausche seine Ueberzeugungen, die den geltenden Lebensansichten diametral entgegenstehen, ohne Scheu mit dem entschiedensten Nachdrucke, zugleich auch in „schlechthin angemessener und allgemein verständlicher Form" vorträgt, denselben auch den bestimmtesten Ausdruck verleiht in seinem ganzen Thun, den Kampf dafür mit den herrschenden Gewalten unternimmt und für dieselben in den Tod geht: kann dieser von den Männern, die ihn ununterbrochen umgeben, von ihm als Beauftragte ausgerüstet werden und diesem Auftrage mit dem größten Opfermuthe sich hingeben, von den Gemeinden, die sich wiederum um diese schaarten, kann er, sage ich, von diesen Allen, und möge auch deren Geistesvermögen ohne Ausnahme schwach gewesen sein, so gänzlich mißverstanden worden sein, daß sie durchgehends alle seine Lehren verwarfen, während andere Punkte, die wieder er entschieden verwarf oder doch nicht hervorhob, höchstens duldete, von ihnen zum Kern- und Mittelpunkt der neuen Richtung gemacht worden sein sollten? Jesus reißt angeblich die nationalen Schranken zwischen Juden und Nichtjuden nieder; die Schüler halten sie entschieden aufrecht, schmähen „Heiden und Samariter" als Auswürflinge, bekämpfen die Pauliner, welche diese aufnehmen, als Abtrünnige, als „Bileamiten." Jesus hebt die Gültigkeit der jüdischen Gesetze und Ceremonien auf; die Schüler befestigen sie mit Nachdruck, sprechen ihre ewige Gültigkeit aus, sagen, daß eher Himmel und Erde vergehen, ehe diese erschüttert werden dürfen, sind entrüstet über das später gegen dieselben begangene Attentat. Jesus will von Wundern und Zeichen nichts wissen; seine Anhänger berufen sich aber- und abermals auf sie, und darin bleibt die vollste Einstimmigkeit bis zum heutigen Tage. Hingegen ist es eine Ueberzeugung, in welche

sich unmittelbar nach Jesus Alles zusammenfaßt, die als unerschütterlicher Glaube Alle erfüllt, nämlich daß Jesus der Messias gewesen, als solcher eine neue Weltperiode herbeizuführen berufen, und wenn er auch gestorben, doch alsbald auferstanden sei und in der nächsten Zeit mit der vollsten Macht zurückkehren, die neue Periode mit einem allgemeinen strengen Weltgerichte einleiten werde. Wie verhält sich die neue Apologetik oder Jesus nach ihr zu diesem Glauben? Diesem Gegenstande widmet Strauß ein besonderes Capitel, das 39ste, und wir müssen seine Worte, mit Weglassung des Unwesentlichen, vollständig wiedergeben. Sie lauten S. 236 ff.:

„Jesus spricht in den Evangelien . . . von der Ankunft des Menschensohnes, d. h. von seiner eigenen messianischen Wiederkunft in einer späteren, obwohl nicht fernen Zeit, wo er in den Wolken des Himmels, in göttlicher Herrlichkeit und von Engeln begleitet, erscheinen werde, die Todten zu erwecken, Lebende und Verstorbene zu richten und sein Reich, das Gottes- oder Himmelreich zu eröffnen. . . An dieses Stück der Lehre Jesu in wörtlichster Auffassung hielt sich die ältere Kirche, ja sie ist eigentlich auf diesem Grunde aufgebaut, indem ohne die Erwartung der nahen Wiederkunft Christi gar keine christliche Kirche zu Stande gekommen wäre. . Einem Menschen kann dergleichen, wie er hier von sich vorhergesagt hat, nicht zukommen. Hat er es gleichwohl von sich vorhergesagt und selbst erwartet, so ist er für uns ein Schwärmer; wie er, wenn er es ohne eigene Ueberzeugung von sich ausgesagt hätte, ein Prahler und Betrüger wäre. . . Die Reden Jesu über seine Wiederkunft finden wir in allen vier Evangelien, ja wir finden sie in den drei ersten, die wir als Träger mancher echthistorischen Ueberlieferung anerkennen, ausführlicher und bestimmter als im vierten. Was ist also zu thun? . . . Werden wir diese Reden im vollen Wortsinn auf ihm ruhen lassen, und also zugestehen müssen, daß er ein Schwärmer, und zwar nicht geringen Grades gewesen? . . . Es möchte uns bei unseren christlichen Gewöhnungen noch so sauer ankommen: wenn es sich als historisches Ergebniß herausstellte, so hätten unsere Gewöhnungen zu weichen. Auch darf man nicht sagen, ein Schwärmer hätte die geschichtlichen Wirkungen, die von Jesu ausgegangen sind, die hohen gesunden Einsichten gar nicht haben können. . . . Hohe Geistesgaben und Herzensvorzüge mit

einer Dosis Schwärmerei versetzt zu sehen, ist keine ungewöhnliche Erscheinung. . . Daß Jesus den evangelischen Berichten zufolge seine Wiederkunft so nahe gedacht hätte, daß er seinen Jüngern sagte es seien einige unter den um ihn Stehenden, die den Tod nicht schmecken werden, bis sie des Menschen Sohn in seinem Reiche kommen gesehen; . . . daß er sich also in Bezug auf den Zeitpunkt jedenfalls gewaltig geirrt hätte: . . . dies macht auf unserem Standpunkte die Sache nicht einmal schlimmer. . . . Um so weniger können wir uns zu einer der gewaltsamen Umdeutungen versucht fühlen, welche die Theologen hier in wahrem Wetteifer mit den Textesworten vorgenommen haben. . . . Auch unter dem Kommen Jesu selbst . . . können wir, wenn seine Worte uns treu überliefert sind, nicht etwa ein unsichtbares, allmäliges, d. h. die natürliche Entwickelung der Wirkungen seines Thuns auf Erden, sondern nur ein sichtbares und plötzliches, eine wunderbare Katastrophe verstehen. . . . Was Jesus in der Hauptstelle bei Matthäus (24, 30 ff. 25, 31 ff.) sagt, . . . widerstrebt jeder Umdeutung in das blos Bildliche. . . . Freilich, daß die hierher gehörigen Reden mancherlei spätere Umbildungen erfahren haben, läßt sich nicht verkennen. . . . Dieses Alles jedoch betrifft . . nicht den Punkt selbst, um den es uns hier zu thun ist. . . . Wiederzukommen verhieß Jesus in seinem Reiche; und es fragt sich nun, wie er sonst von diesem Reiche gesprochen, insbesondere ob er es als ein solches dargestellt hat, das er während seines menschlichen Lebens schon gestiftet habe, oder das er erst bei einer einstigen Wiederkunft eröffnen werde. . . . Daß Jesus von dem vorbereitenden Diesseits ein vollendetes Jenseits, von diesem Leben als der Zeit des Verdienens (?) ein künftiges als die der Vergeltung unterschieden, und den Eintritt dieser Vollendung an eine wunderbare, von Gott herbeizuführende Weltveränderung geknüpft habe, liegt nicht blos in sämmtlichen Evangelien, wenn diesen noch irgend eine historische Geltung bleiben soll, aufs Bestimmteste vor, sondern müßte von uns auch ohnehin aus den bloßen geschichtlichen Analogien heraus vorausgesetzt werden. . . . Hatte aber Jesus einmal diese Anschauung, wie er sie haben mußte, unterschied er von dem jetzigen irdischen Dasein ein künftiges in dem Reiche Gottes, sei es im Himmel oder auf der erneuten Erde, und dachte er sich die Eröffnung des letztern als einen göttlichen Wunderact, so ist es

gleichgültig, in welchen näheren oder entfernteren Zeitpunkt er diesen Act verlegte, und es wäre nur ein menschlicher Irrthum, wenn er denselben sogar in kürzester Frist erwartet und diese Erwartung zum Troste der Seinigen ausgesprochen hätte; obwohl wir auch nicht wissen können, ob nicht die Seinigen in den Bedrängnissen nach seinem Hingang sich selbst damit getröstet haben, daß sie ihm dergleichen Weissagungen von einem nahen Anbruch der besseren Weltordnung in den Mund legten. Was uns Anstoß giebt, ist in allen diesen Reden nur der Eine Punkt, daß Jesus jene wunderbare Veränderung, den Eintritt des idealen Vergeltungszustandes, an seine eigene Person geknüpft, daß er sich selbst als denjenigen angegeben haben soll, der mit den Wolken des Himmels im Geleit von Engeln kommen werde, um die Todten zu erwecken und Gericht zu halten. Dergleichen von sich selbst erwarten, ist noch etwas ganz Anderes, als es im Allgemeinen nur erwarten, und wer es von sich und für sich erwartet, der will uns nicht allein als Schwärmer erscheinen, sondern wir sehen auch eine unerlaubte Selbstüberhebung darin, wenn ein Mensch . . . sich einfallen läßt, sich so von allen übrigen auszunehmen, daß er sich ihnen als künftigen Richter gegenüberstellt. . . . Freilich, wenn Jesus überzeugt war der Messias zu sein, und die Danielische Weissagung auf den Messias bezog, so mußte er auch die Erwartung haben, ihr gemäß dereinst mit den Wolken des Himmels zu kommen. . . ."

Mit diesem letzten „Freilich" schließt nun das ziemlich unsicher tastende Für und Wider. Und mit welchem Eindrucke legt ein unbefangener Leser diese Besprechung aus der Hand? Ist er wirklich unbefangen, so wirft er, denke ich, die Apologetik auch nach neuestem Zuschnitte als werthlos von sich, und als geschichtliche Thatsache steht ihm einzig und allein fest: Jesus hat von sich ausgesagt, daß er der Messias sei, mit seiner Erscheinung demnach die erwartete neue Weltperiode eintrete. Er fand Gläubige, und als er getödtet wurde, erhielt sich der Glaube an ihn dennoch, den Eintritt der neuen Weltperiode erwartete man Tag für Tag bei seiner nahen Wiederkunft, als von den Todten auferstanden betrachtete man ihn nun schon. Er selbst mag erwartet haben, daß, ohne daß er vorher sterbe, der wunderbare Eintritt der neuen Weltperiode vor sich gehe; mit seinem Tode erhielt diese Erwartung die angegebene Umgestaltung.

Dies ist aber auch Alles, was wir geschichtlich über ihn constatiren können, wie es denn auch zur Erklärung nicht blos seiner Erscheinung, sondern auch aller Folgen, die sich an diese anlehnen, genügt. An dieser geschichtlichen Thatsache darf nicht gerüttelt, sie darf nicht abgeschwächt, aber es dürfen ihr auch keine anderen ungehörigen hinzugefügt werden, wenn nicht neue Verwirrung angerichtet werden soll. So verrückt es den Standpunkt, wenn man den Glauben an seine Gottessohnschaft in eminentem Sinne oder des Messias als Logos schon in ihn hineinlegen will, und Blendwerk ist es gar, wenn der Hegel'sche allgemeine Gottmensch auf ihn übertragen wird. Ebenso muß alles Heraustreten aus dem nationalen und gesetzlichen Judenthum gänzlich von ihm abgelehnt und lediglich der späteren Evolution zugeschrieben werden. Aber auch die edleren religiösen und sittlichen Vorstellungen und Lehren, die ihm in Herz und Mund gelegt werden, wenn wir sie ihm auch zuerkennen und ihre Vortrefflichkeit, mit der nöthigen Beschränkung, anerkennen wollen, dürfen nicht in dem Sinne als sein Eigenthum betrachtet werden, daß er deren Schöpfer gewesen, sie zuerst gehabt und ausgesprochen habe, vielmehr nur höchstens so, daß er sie, wie sie durch ihm vorangegangene Arbeit bereit gelegen, aufgenommen, sich angeeignet habe.

Hier aber sind wir an dem Punkte angelangt, der uns zunächst der Ausgangspunkt ist, in welchem aber die christliche Wissenschaft es bis zur Stunde noch nicht zur nöthigen Einsicht gebracht hat. Es fehlt ihr dazu nicht blos das Wissen, sondern auch, und so schwer dieser Vorwurf ist, so drängen doch alle Erfahrungen dahin, ihn als begründet zu betrachten, die neidlose Anerkennung fremden Gutes. Auch hier nimmt von den beiden Bearbeitern jeder seine eigenthümliche Stellung ein, wenn sie auch zuletzt einander im Irrthum begegnen. Herr Rénan nimmt einen Anlauf zur Gerechtigkeit, verschmäht die Mittel nicht zur klareren Einsicht, um dann, — wie er es bei seinem idealen Vorbilde anzunehmen liebt, — einen bedenklichen Rückfall zu machen. Herr Strauß ist von vorn herein fertig, er steht in diesem Punkte ganz auf dem Standpunkte der alten Apologetik, wiederholt die alten blassen Vorstellungen über das damalige Judenthum, kennt keine neuere Forschung darüber, und ist ihm auch nicht ein geflissentliches Ignoriren der-

selben zuzutrauen, so kann ihm doch der Vorwurf nicht erspart werden, daß er nicht die nöthige Sorgfalt angewandt, um sich davon in Kenntniß zu setzen.

Für Jeden, welcher die Entstehung des Christenthums mit geschichtlichem Blicke betrachtete, mußte es sich ergeben, daß er die drei mitwirkenden Factoren, das damalige palästinische Judenthum, das griechische Judenthum und die römisch-griechische Bildung, zu würdigen und zu behandeln habe. Es erscheint uns ganz natürlich, daß frühere Bearbeiter, welche von vorn herein Partei genommen, mit der Brille ihrer Partei diese Factoren betrachtet und sie demgemäß dargestellt haben. Bei allen kam das palästinische Judenthum schlecht weg. Die Einen malten es recht schwarz, um auf diesem dunkeln Grunde die Zeichnung des nun hervortretenden Christenthums in um so hellerem Glanze erscheinen zu lassen. Die Andern, welche Schäden des Christenthums zugestanden, legten dieselben dem damaligen Judenthum bei; was ihnen in jenem nicht gefiel, das hieß jüdisches Vorurtheil, das beim ersten Entstehen noch nicht genügend überwunden war, aber allmälig beim Erstarken des Christenthums weichen mußte oder — noch muß. Von Männern, die das Leben Jesu aus dem rein historischen Gesichtspunkte auffassen und darstellen wollen, muß verlangt und erwartet werden, daß sie auf die genannten drei Factoren schärfer eingehen. Zwar das griechische Judenthum und die heidnische Bildung, welche beide Jesu selbst unbekannt geblieben und die nur an der spätern Ausbildung des Christenthums mitgearbeitet, mochten sie übergehen, ja mußten sie vielleicht in den Hintergrund treten lassen, um nicht sonst den Irrthum zu begünstigen, als hätten diese Elemente auf Jesus einen Einfluß geübt. Um so schärfer gerade mußte der Fels, aus dem das Christenthum zuerst gehauen, der Born, aus dem Jesus selbst und aus dem allein er geschöpft, untersucht werden. Renan weist wirklich allen Einfluß der beiden andern Factoren ausdrücklich ab und enthält sich, wie er es für seinen vorläufigen Zweck thun durfe und mußte, eines jeden weiteren Eingehens in dieselben. Das damalige palästinische Judenthum hingegen sucht er mit Ernst zu beleuchten, er sieht sich angelegentlich nach allen neueren Forschungen um, egnet sich dieselben rasch an, und er schickt sich an mit voller Unbefangenheit und Gerechtigkeit jene

Quelle, welche Jesus genährt, nach ihrem Gehalte darzulegen. Wenn manches scharfe und schielende Urtheil mit unterläuft, Unrichtigkeiten vorkommen, so ist es, weil seine Mittel doch noch unzulänglich sind. Freilich je tiefer er in die Geschichte hineinkommt, je störender ihm die Schwächen seines Helden werden, um so mehr verliert er an Unbefangenheit, und er redet sich immer tiefer in den Groll gegen das Judenthum hinein. Hindert es ihn, daß der früher so sanfte Lehrer „gegen seine Gegner sehr harte Ausdrücke anwendete," so erklärt er dies damit, daß „Jesus, welcher von fast allen Fehlern seiner Race frei war, wider seinen Willen dahin geführt wurde, sich in der Polemik des Styles Aller zu bedienen." „Einer der vorzüglichsten Fehler der jüdischen Race aber ist ihre Herbigkeit in der Controverse und der beleidigende Ton, welchen sie immer hineinmischt" (p. 325). Wenn er bald darauf (p. 334) die Art, wie sich Jesus in der Polemik benahm, nicht aus dem Judenthum ableitet, so geschieht dies, weil er sie ihm dort als ein Verdienst anrechnet. „Sein ausgesuchter Spott, heißt es daselbst, seine spitzen Herausforderungen trafen immer ins Herz. Als ewige Brandmale sind sie in der Wunde unverlöschlich geblieben. Dieses Nessusgewand des Lächerlichen, welches der Jude, der Sohn der Pharisäer, seit achtzehn Jahrhunderten in Lumpen nachschleppt, Jesus hat es mit göttlicher Kunst gewebt. Meisterwerke der hohen Spötterei, haben seine Pinselstriche feurig sich in das Fleisch des Heuchlers und Frömmlers eingegraben. Unvergleichliche Zeichnungen, würdig eines Gottessohnes! Ein Gott allein weiß in solcher Art zu tödten. Sokrates und Molière berühren blos oberflächlich die Haut. Dieser bringt das Feuer und die Wuth bis in das Innerste der Knochen." Ich berichte blos und stelle daher noch nackt die Urtheile hin über die Personen, welche an der Verurtheilung Jesu sich betheiligten, und über deren Verfahren. Von dem damaligen hohenpriesterlichen Geschlechte sagt er (p. 366): „Der Geist der Familie war hochfahrend, keck, grausam; sie hatte jene eigenthümliche Art geringschätziger und verschlossener Bösartigkeit, welche die jüdische Politik charakterisirt!" Seinen Gipfel erreicht Herr R. zum Schlusse. Daß er den Tod Jesu p. 396 einen Justizmord nennt und ihn dennoch p. 411 als gesetzlich bezeichnet, nur daß er „das Gesetz abscheulich" nennt, mag hingehen. Er ist auch so gütig zuzugestehen,

daß der jetzige Jude nicht wegen der ehemaligen Anwendung dieses „abscheulichen Gesetzes" leiden dürfe, er nennt es (p. 412) „das Gesetz der alten Wildheit," und meint: „Der Held, welcher sich darbot, um es aufzuheben, mußte vor Allem sich ihm unterziehen." Er fährt fort: „Ach! es werden mehr als 1800 Jahre nöthig sein, auf daß das Blut, welches er verspritzt, seine Früchte trage. Man wird in seinem Namen während der Jahrhunderte Denkern, die ebenso edel wie er, Torturen und den Tod auferlegen. Noch heute werden in Ländern, welche sich christlich nennen, Strafen für religiöse Vergehen ausgesprochen. Jesus ist für diese Verirrungen nicht verantwortlich. Er konnte nicht voraussehen, daß so manches Volk mit irregeleiteter Einbildungskraft ihn wie einen scheußlichen Moloch betrachten werde, der nach verbranntem Fleische lechze. Das Christenthum ist intolerant gewesen; aber die Intoleranz ist keine wesentlich christliche That. Sie ist eine jüdische That" u. s. w.

Wir sind müde solche Aeußerungen von einem sonst nach Vorurtheilslosigkeit strebenden Denker anzuführen, auch an ihm den Rückfall in die alte Apologetik nachzuweisen, die blos zu vertheidigen wußte, indem sie schmähte. Die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens hat übrigens schon Herr Havet in der Revue des deux mondes aufgedeckt, und die belletristische Form, mit der sie vorgetragen wird überhebt wohl einer ernstlichen Bekämpfung. Gegen bestimmte Nachweise, welche mehr als inhaltlose Behauptungen sind, sind wir bereit jederzeit in die Schranken zu treten. Doch würde man wohl Herrn R. Unrecht thun, wenn man ihm einen starken Rest von Glaubenshaß zuschreiben wollte. Es ist nicht das Urtheil des Christen über Juden und Judenthum, es ist die Racen-Eifersucht zwischen dem Arier, d. h. dem Indo-Europäer — oder, wie wir sagen, dem Indo-Germanen — und dem Semiten. Herr Rénan bekämpft als Nachkomme Jafeth's heute noch im Juden nicht dessen Glauben, sondern den Sohn Sem's. Folgen wir ihm nicht auf dieses Gebiet der Racen-Eifersüchtelei! Gehen wir zu dem Deutschen über!

Meines Bedünkens sind gerade die beiden Abschnitte in Strauß' Buche, welche „der Entwickelungsgang des Judenthums" und „der Entwickelungsgang der griechisch-römischen Bildung" überschrieben sind, die schwächste Partie desselben. Der letzere hat, und namentlich in der Art, wie er hier behandelt ist, eigentlich keinen Zusammen-

hang mit dem Gegenstande des Buches. Wie bereits angedeutet, war Jesu selbst die griechische Bildung vielleicht bis auf den Namen unbekannt, und kann sie nicht das entfernteste Moment zu seiner Erklärung darbieten. Aber selbst für die spätere Gestaltung des Christenthums bildet das Griechenthum mehr in seiner Entartung als in seiner früheren edlen Ausprägung ein Gährungselement. Herr Str. betont jedoch gerade diese und möchte ihr den veredelnden sittlichen Einfluß auf das werdende Christenthum zuschreiben, weil er ihn dem Judenthume abspricht. Ein Ausspruch Welckers dient ihm (S. 180) zum Führer. „Von dem hebräischen Supranaturalismus, sagt dieser, hätte die Humanität nie ausgehen können; denn je ernster und erhabener jener gefaßt wird, um so mehr muß die Auctorität und das Gesetz des Einen Gottes und Herrn die menschliche gottbewußte Freiheit niederhalten, aus welcher alle Kraft und Freudigkeit zum Besten und Edelsten fließt." Herr Str. mag die Schwäche dieses Raisonnements selbst gefühlt haben, und er fügt deshalb verstärkend hinzu: „Gerade weil das Göttliche dem Griechen nicht in der Gestalt eines gebietenden Gesetzes gegenübertrat, mußte er sich selbst Gesetz werden; weil er nicht, wie der Jude, sein Leben Schritt für Schritt durch religiöse Satzung geordnet sah, mußte er nach einer sittlichen Norm im eigenen Innern suchen." Es möchte wohl endlich Zeit sein, sich von dem Mißbrauche solcher abstracten Geschichtsconstructionen loszusagen. Wer die Geschichte nicht nach derartigen selbstgeschaffenen Kategorieen macht, sondern sie aus den Thatsachen schöpft und sie dann zu begreifen sucht, wird bald erkennen, daß die Sittenlehre eines Volkes der Reflex seines Gottesbewußtseins ist; je vollkommener Gott gedacht wird, je höher ist das Ideal, dem der Mensch zustrebt. In der That hat gerade die sittliche Fäulniß des damaligen Heidenthums bei ernsteren Gemüthern dem Christenthum den Eingang erleichtert; die zersetzte griechische Bildung war ein trübes Gährungselement, aber keineswegs eine würdige Erzieherin, zu welcher Str. sie machen möchte.

Was Str. so dem Griechenthume zulegt, das zieht er in reichem Maße dem Judenthum ab. Mit Lust greift er nach dessen wirklichen oder vorgeblichen Mängeln, und seine Kenntniß des damaligen Judenthums steht noch auf demselben Standpunkte, den er vor 29 Jahren einnahm. Noch heute sucht er bei Eisenmenger und

Gfrörer, um da in der unkritischsten Weise sich aus jungen Schriften, — etwa aus der Schrift eines vor kaum zwei Jahrhunderten verstorbenen verkehrten Kabbalisten, Ruben Höschke, nämlich Jalkut Rubeni, u. dgl. — Stellen zutragen zu lassen. Er theilt zwar eine solche Unkenntniß mit der ganzen deutschen christlichen Wissenschaft; aber fast überbietet er diese doch noch an Ignorirung aller neueren Forschungen auf jüdischem Gebiete, und man sieht ihm das Wohlgefallen an, das Judenthum mit tiefstem Schatten zu überziehen. Seine beständige Nebeneinanderstellung von Priestern und Phropheten, ohne deren principiellen Gegensatz zu ahnen, von Priestern und Pharisäern, seine Zeichnung der Sadducäer und Pharisäer, sein vorzugsweises Verweilen bei den ziemlich einflußlosen Essäern, von denen blos der unzuverlässige Josephus Kunde giebt, sein Manipuliren mit den Schablonen-Kategorieen der Starrheit, Beschränktheit, Einseitigkeit, nationalen Steifheit u. dgl. zeigen uns den bedauerlichen Rückfall des Geschichtsforschers in den voreingenommenen Apologeten, die Phrase verschleiert nur schlecht den Mangel an Kenntniß und Ergründung des Thatsächlichen.*) Er überbietet hiermit, wie gesagt, die neuere Wissenschaft, die zwar durchgehends auf diesem Gebiete noch ganz unsicher umhertastet, immer weiter mit altem verbrauchten Materiale operirt, ohne es selbstständig zu untersuchen oder gar es zu vermehren, die aber dennoch zuweilen den Trieb in sich fühlt, sich besser zu belehren. Str. scheint vollständig abgeschlossen zu haben und giebt damit den Beruf des Geschichtsschreibers auf.

Diese Erscheinung, daß Männer, die ihrer religiösen Freisinnigkeit wegen von der einen Seite ebenso hochgehalten wie von der anderen verdammt werden, gerade auf dem Gebiete, dessen genauere Kenntniß ihnen zu einer wissenschaftlichen Behandlung ihres Gegenstandes ganz unentbehrlich ist, so wenig orientirt sind und mit einer gewissen Hartnäckigkeit an verjährten Vorurtheilen festhalten, ist eine in vielen Beziehungen höchst unerfreuliche. Das Eis des ungerechten Vorurtheils zu schmelzen mag der Sonne fortschreitender Gesittung überlassen bleiben. Allein die Unkenntniß zu überwältigen kann nur den fortgesetzten Bemühungen der wahren Wissenschaft gelingen.

---

*) Einzelnes Nähere vgl. in meiner „Jüd. Zeitschrift für Wissenschaft und Leben“ Bd. II S. 295 ff.

Wir können die jüdischen Pfleger der Wissenschaft nicht davon freisprechen, daß sie bis jetzt ihre Forschungen den wichtigsten Zeiten und Entwickelungen noch nicht genügend zugewendet, durch ihre Arbeiten christlichen Forschern nicht Materialien und Resultate zugebracht haben, welche ihr Urtheil berichtigen. Allein das rechtfertigt nicht die christliche Wissenschaft. Absprechend über Gegenstände zu urtheilen, zu deren selbständiger Erforschung es an den nöthigen Voraussetzungen und Fähigkeiten gebricht, würde man sich wahrlich auf jedem anderen Gebiete doppelt und dreifach bedenken; nur dem Judenthume gegenüber glaubt man mit souveräner Willkür zu Werke gehen zu dürfen. Jedenfalls bleibt es Recht wie Pflicht des jüdischen Gelehrten, mit Nachdruck auf dieses Verfahren hinzuweisen. Möge nunmehr auch von allen Seiten mit Ernst daran gegangen werden, das jüdische Alterthum gründlich und unbefangen zu erforschen und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen!



Druck von Heinrich Lindner in Breslau.

Druckfehler.

S. 78 Z. 1 gewesene l. gewordene.
„ 80 „ 11 ungehören l. angehören.
„ 103 „ 28 nach: so ist, ist hinzuzufügen: das.
„ 106 „ 23 geschrieben: l. geschrieben,
„ 108 „ 6 in der l. in die
„ 112 „ 13 oder jenes unter l. und jenes, oder unter.

Das

Judenthum und seine Geschichte.



Das

Judenthum und seine Geschichte.

Von

Dr. Abraham Geiger,
Rabbiner der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M.

Zweite Abtheilung:

Von der Zerstörung des zweiten Tempels bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts.

Breslau, 1865.
Verlag der Schletter'schen Buchhandlung
H. Skutsch.

Das

Judenthum und seine Geschichte

von der Zerstörung des zweiten Tempels

bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts.

In zwölf Vorlesungen.

Nebst einem Anhange:

Offenes Sendschreiben an Herrn Professor Dr. Holtzmann.

Von

Dr. Abraham Geiger,

Rabbiner der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M.

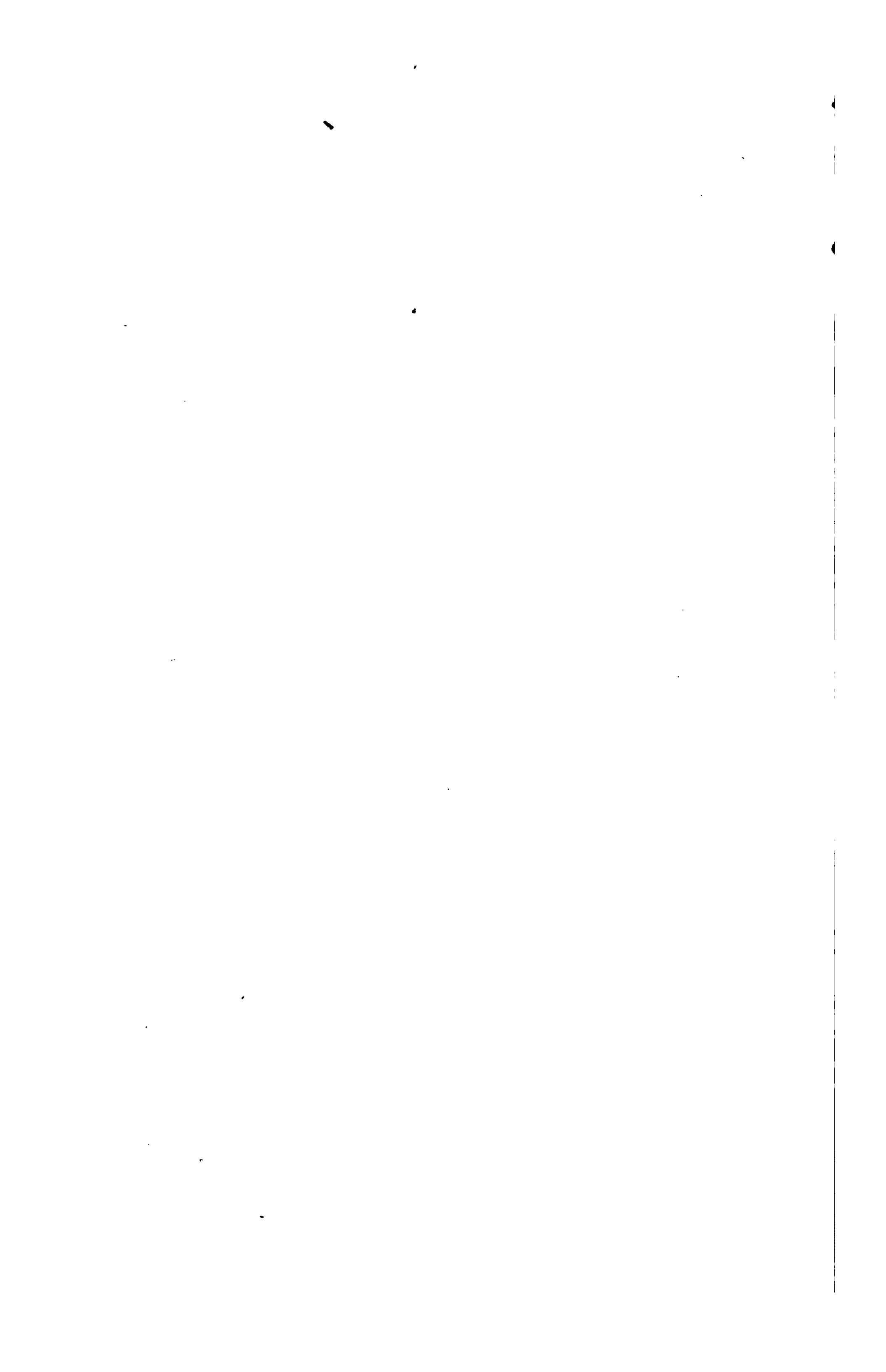
Breslau, 1865.

Verlag der Schletter'schen Buchhandlung

H. Skutsch.

Das Recht der Uebersetzungen ist vorbehalten.

Inhalt.



Vorwort.

Die Darstellung in diesem Theil setzt von demselben Grundgedanken aus, die des ersten Theils fort, und die vorgeführte geschichtliche Entwickelung mag selbst die Rechtfertigung meiner Geschichtsauffassung übernehmen; die einleitenden und Schlußbetrachtungen, zu welchen ich auch das „offene Sendschreiben", eine Abwehr von Angriffen gegen den ersten Theil rechne, enthalten gleichfalls manche nähere Begründung derselben. Der Stoff entwickelt sich in diesem Bande strenger am Faden der Geschichte, und da ich die Ereignisse, die wichtigsten geistigen Momente und Träger des nun behandelten Zeitabschnittes nicht als so bekannt voraussetzen durfte wie die des vorigen, mußte ich auch den allgemeinen Inhalt der Zeit, insofern er die Ausprägung und Entwickelung des Judenthums enthält, genauer darlegen. So mußte denn dieser Theil den wesentlich jüdisch-geschichtlichen Inhalt in großen Zügen behandeln; er wird dadurch auch dem größeren gebildeten Publicum zur Orientirung in der jüdischen Geschichte dienen können, ohne daß er den Anspruch macht ein vollständiges Geschichtswerk zu liefern. Umsomehr wird man hoffentlich eine scharfe Ausprägung des Charakters einer jeden Zeit und den inneren geschichtlichen Zusammenhang wahrnehmen. Bei

der Auswahl der Thatsachen, deren Darstellung der einsichtige Leser wohl anmerken wird, daß sie auf selbstständiger Forschung beruht, ohne daß es nach der Aufgabe dieses Buches weitläufiger Belege bedurfte, war für neue Detailuntersuchungen kein Raum, und ich durfte mich daher mit einigen ganz spärlichen Anmerkungen begnügen, die einige besonders interessante die allgemeine geistige Lage illustrirende Einzelnheiten näher erörtern.

Möge auch dieser Theil sich der Gunst der Leser, denen er sich nun darbietet, erfreuen! Wenn in den elf Jahrhunderten, die er behandelt, in einem höchst dürren Abschnitte der Weltgeschichte, sich dennoch so viele auf die gesammte Entwickelung einflußreiche Geistesbewegung innerhalb des Judenthums kund giebt, so dürfte man die Vornehmheit, mit der man „innerjüdische Vorgänge" als der Beachtung unwerth von sich fern hält, doch endlich wohl aufgeben, die Befruchtung, die von da ausging, anerkennen und sich für verpflichtet erachten, auch mit ihnen als einflußreichen weltgeschichtlichen Thatsachen sich genauer bekannt zu machen.

Frankfurt a. M., 11. Mai 1865.

Geiger.

1.

Einleitung.

Das Judenthum hatte mit der Beendigung seines zweiten Staatslebens seine Aufgabe noch nicht erfüllt. Wohl hatte es den Götzendienst in sich vollkommen überwunden, den Gedanken der Einheit und Heiligkeit Gottes zu einer lebendigen und das Leben erfüllenden Ueberzeugung durchgearbeitet. Es hatte dem Menschen jene göttliche Erhabenheit als Musterbild, dem er nacheifern soll, vorgeführt, ihn ermahnt, daß er sich als ein Abbild derselben darstelle. Den sich hervordrängenden Einfluß eines bevorzugten Priesterthums und eines sühnenden Opferdienstes hatte es fast bis zu völliger Bedeutungslosigkeit hinabgedrückt, die Gleichberechtigung der Menschen und deren Werth nach ihrem freien sittlichen Streben mit Nachdruck hervorgehoben. Aber diese Grundlagen aller wahrhaft menschlichen Frömmigkeit, diese ewigen Wahrheiten, zu welchen die ganze Menschheit sich hinanringen soll, waren innerhalb eines Stammes erstanden, der die Nothwendigkeit fühlte, sich zu einem in sich enge geschlossenen Volke zu gestalten, sie wuchsen heran in Mitten einer von sehr abweichenden Ueberzeugungen geleiteten Umgebung. Das jüdische Volk mußte sich deshalb mit einer gewissen Schroffheit absondern, um nicht gleichfalls von diesen Verirrungen ergriffen zu werden, und es konnte andererseits doch den Einflüssen von Außen nicht ganz entgehen, und in sein religiöses Denken und Leben schlangen sich viele Gebräuche, die nicht seiner Idee entsproßten, die vielmehr Eindringlinge von den umgebenden Völkern waren. So war die Aufgabe des Judenthums noch nicht erfüllt. Es lebte

abgesondert, es hielt die Absonderung für seine Pflicht, es mußte sie nach den damaligen Umständen aufrecht erhalten, während es doch seinem wahren Berufe nach sich über die ganze Menschheit ergießen, sie liebend umschlingen soll. Es sollte den Menschen zum Wandeln in den Wegen Gottes, der höchsten Weisheit und der höchsten sittlichen Freiheit, anleiten, ihn gleichfalls dazu erziehen, und es war sowohl durch seine Abschließung als auch durch den Einfluß seiner Umgebung in manche unfreie Aeußerlichkeit gedrängt.

Ob das Judenthum bei ungestörter Entwickelung auf seinem heimischen Boden diese Schranken durchbrochen hätte, ob es, nach dem begeisterten Seherblicke seiner Propheten, seine Pforten zur Aufnahme der ganzen Menschheit weit geöffnet, sich innerlich zur Ueberwindung aller gesetzlichen Aeußerlichkeit durchgebildet haben würde, ist eine Frage, welche uns der geschichtliche Verlauf nicht beantwortet, sie ist daher auch eine müßige. Wohl trat fast gleichzeitig mit der Auflösung des jüdischen Volksthums der Versuch auf, den Eintritt der messianischen Zeit als eingetroffen, die Herrschaft des Judenthums über die Welt als bevorstehend oder gar als vollzogen zu verkünden. Allein der Versuch war aus stürmisch erregter, mit der Verzweiflung ringender Zeit hervorgegangen; weder das jüdische Volk noch die Menschheit war genügend dafür vorbereitet. Die Wahrheit wird nicht im Sturm erobert, sie will allmälig verklärend eindringen. Das Judenthum schickte wohl einen Sendboten aus, der manche seiner Lehren im Laufe der Zeit zum Gemeingute der Menschheit machte; aber derselbe entfremdete sich bald dem Glauben, der ihn ausgesendet, nahm, indem er in die Welt einging, sich unter die Heiden mischte, auch von der Welt an, verschmolz auch mit dem Heidenthume. Die Aufgabe des Judenthums war damit nicht erfüllt.

Es sollte selbst in die Welt wandern mit allen seinen Gliedern, nach der ganzen Lebensgestaltung, die es angenommen. Der Ruf des die Geschichte leitenden Geistes erging an das Judenthum: Lenke Deine Schritte über die ganze Erde und bewähre in ihr Deine Kraft, Dich erhaltend, Dich läuternd und die Menschheit für Dich gewinnend! Es that diesen Schritt nicht aus freier Wahl, nicht mit siegesmuthigem Herzen; die traurige Noth legte ihn ihm auf, scheu, bang, zagenden Herzens trat es in eine fremde, von ihm

mit argwöhnischen Blicken betrachtete Welt. Auch diese wendete ihrerseits den Blick ihm grollend zu, beobachtete es mißtrauisch und finster. So war das Judenthum nicht blos in fremdartige, sondern auch in feindliche Umstände hineingeschleudert. Sein Kampf mußte lange und mehr um knappe Erhaltung als um Läuterung und Ausbreitung geführt werden. Es darf uns daher nicht überraschen, wenn wir das Bemühen um schroffe Absonderung, um ängstliche Bewahrung jedes kleinlich Unterscheidenden in ihm wahrnehmen, dieses Bemühen in den Vordergrund gedrängt sehen. Die Unverwüstlichkeit der Grundgedanken sollte sich auch unter den ungünstigsten Umständen bewähren und hat sich bewährt, wenn sie auch in der Mühsamkeit, mit der sie sich durcharbeiten mußten, oft seltsame Aeußerungen annahmen. Die Pflanze ringt, wenn sie auf finsterm Boden wurzelt, in sehr eigenthümlichen Verschlingungen nach dem Lichte hin; sie nimmt dann ganz ihrer Natur fremde Gestaltungen an. Der wäre ein schlechter Naturforscher, der die Pflanzengattung nach diesen naturwidrigen Verkrümmungen beurtheilen wollte. Der Kenner wird die normale Naturkraft in ihr deßhalb nicht verkennen, vielmehr auch in der Anomalie jenes Streben nach dem Lichte bewundern. So beurtheilt auch der das Judenthum schlecht, wer dessen mittelalterliche Abnormität seiner innersten Natur beimißt, der nicht in Erwägung zieht, wie es sich durch alle künstlichen Hemmungen, durch unübersteigliche Schranken durchzuwinden, wie es in verpesteter Luft, in den trüben Schatten des auf allen Seiten lauernden Todes zu athmen hatte, der nicht vielmehr die unerschöpfliche Lebenskraft bewundert, mit der es dennoch nicht blos sich erhalten hat, sondern auch auf jedem nur möglichen Wege zum Lichte hinangedrungen ist, wie es bald seine Verkrümmungen wieder zu ebnen vermocht hat, und es unter aller dieser Ungunst doch in seinem innern Läuterungsprozesse und seinen heilsamen Wirkungen nicht ganz verunglückt ist.

Denn das Judenthum stellt uns auch von der Zeit an, daß es seine Wanderung unter den Völkern angetreten, nicht das Bild des Zerfalles dar, sein Weg ist kein unfruchtbarer; reiche Saaten des Geistes werden von ihm ausgestreut und befruchten den Boden der Menschheit. Den Nachweis sollen die folgenden Betrachtungen führen. Nicht in dem Sinne, als suchten wir zu einem willkür-

lich angenommenen Resultate nun die Belege willkürlich aus. Wir wollen unsere Wanderung durch die Jahrhunderte, soweit es uns vergönnt sein wird sie fortzusetzen, nicht mit der Absicht unternehmen, den Blick vor trüben Erscheinungen geistiger Entartung und Mißgestaltung zu verschließen, ausschließlich die hervortretenden gesunden Entwickelungen zu betonen, die andern Seiten zu verhüllen oder gar durch künstliche Beleuchtung sie in ein blendendes Licht zu setzen, ihnen einen magischen Reiz zu verleihen. Das wäre Fälschung der Geschichte. Halten wir uns von jener schiefen Betrachtung des Mittelalters, von jener gewaltsamen Lobpreisung der traurigen Verrenkungen dieses großen Zeitabschnittes fern. Geben wir der Wahrheit die Ehre, auch wo dieselbe uns verwundet, wo sie uns schmerzlich ist. Allein wir sehen einen langen Abschnitt der Weltgeschichte seine eigenthümlichen Wege gehen, seinen schweren unheilvollen Kampf führen, erst unter vielfachen Rückfällen, nach häufigem Sturze sich mit den höchsten Anstrengungen und auch dann mit nur sehr langsam sich vollziehenden Resultaten erheben. Innerhalb dieser Geschichte arbeitet das Judenthum, das diese Zustände nicht verschuldet, wohl aber mit an ihnen krankt, dennoch beachtenswerthe Erscheinungen aus sich hervor. Diese geschichtliche Thatsache leuchtet uns bei aller genauen Kenntniß und bei offenem Blicke, und je genauer die Kenntniß und je offener der Blick, umsomehr entgegen. Die Hervorhebung dieser unverkennbaren Geschichtswahrheit ist kein Zwang, der der Geschichte angethan wird, sie ist der treue Ausdruck ihrer innersten Bewegung; diese höchst beachtenswerthe Thatsache aus dem tiefen Triebe zu erklären, welcher in dem Judenthume auch unter dem lastenden Drucke die Kräfte stets frisch anregte, ist keine gesuchte Deutung, keine künstliche Beschönigung, das ist die ganz einfache Darstellung der sich als naturgemäß selbst bezeugenden Entwickelung.

Dieses Verfahren in der Geschichtsbetrachtung ist ein wahrhaft unbefangenes, objectives. Der Forscher, der so verfährt, läßt sich den Blick nicht trüben durch die Macht, welche eine entgegenstehende Richtung gewonnen, während das Judenthum sich keuchend fortschleppen mußte. Die Machtverhältnisse, und wenn sie sich auch lange erhalten, sind kein endgültiges Gottesurtheil in der Weltgeschichte. Das Gute und Wahre hat lange zu ringen, bis es aus

seiner Unscheinbarkeit und Niedrigkeit sich zu erheben, die Masse entgegenstehender Hindernisse zu überwinden vermag. Der Irrthum oder die halbe Wahrheit entspricht natürlich einer unvollkommenen Stufe mehr als die ganze oder die entwickeltere Wahrheit. Das Endurtheil wird auch erst am Ende gefällt, und wann das Ende ist im geschichtlichen Verlaufe, wer will es bestimmen? Die Weltgeschichte ist über das Judenthum noch nicht hinweggeschritten, noch steht es da, steht da in voller Frische, Empfänglichkeit und Entwickelungsfähigkeit. Wer es erklärt, wer den Grund seiner Dauer enthüllt, ist der unbefangene Forscher, nicht der welcher es vornehm ignorirt. — Wer objectiv urtheilt, wird sich ferner nicht beirren lassen durch Entartungen, welche bald in den eigenen eigenthümlichen Verhältnissen lagen, bald von außen aufgezwungen worden, er wird durch die Rinde hindurchdringen zu der schaffenden Kraft, die in diesen Mißbildungen sich nicht erschöpfte, die vielmehr auch diese dennoch wieder zu überwältigen und zu beseitigen vermochte, an ihrer Wegräumung wie an edlen Neubildungen weiter arbeitet. Das ist eine schlechte Objectivität, welche blos die Einzelnheiten, die sich auf die Oberfläche drängen, sieht, diese zusammenstellt und damit ein wahrheitgetreues Bild aufzustellen glaubt; das treue Gemälde darf nicht blos die augenblickliche Verstimmung der Züge festhalten, sondern es muß den dauernden Charakter wiedergeben, der jede, auch die widrigste Situation beherrscht.

Von mancher Seite her wird man wohl ein solches Verfahren wieder mit dem Namen der Apologetik belegen und daran eine Verurtheilung knüpfen. Gegen das Wort habe ich Nichts einzuwenden. Das verkannte Gute in sein Recht, das ihm entzogen war, einsetzen, die Vertheidigung einer mit Unrecht geschmähten Person oder Sache übernehmen, mag Apologetik heißen, wie auch Platon und Xenophon Apologieen ihres Meisters Sokrates geschrieben. Allein solche Apologetik ist ein Verdienst, kein tadelnswerthes Verbrechen, keine Fechterkunst des schlechten Anwalts. Mag man daher unser Bemühen immerhin ein apologetisches nennen; wir wollen uns durch das Wort nicht abschrecken lassen, uns solcher Apologetik vielmehr rühmen! Den Schwachen vertheidigen, die von einer öffentlichen Meinung, welche die Priviligerten erzeugt haben und zu ihrer Selbstberäucherung erhalten, mit Tadel und Schmach belegte, all-

mälig an sich selbst irre werdende Minorität zum Bewußtsein ihrer Berechtigung erwecken und diese zur Geltung bringen, das ist ein Unternehmen, das zu allen Zeiten die Edlen mehr angezogen hat als jenes wohlfeile, aber auch entehrende Verfahren, der Macht zu schmeicheln und den Zurückgestoßenen neben der Verdrängung noch mit höhnenden Worten zu kränken.

Jedoch halten wir die Erregung fern und gehen wir zu den Thatsachen selbst über!

2.

Die Auflösung des Staates und deren Folgen. Gottesdienst. Volksthum und Glaube. Akiba.

Der mörderische Kampf um Jerusalem war beendet; bis zum letzten Augenblicke vertheidigte der muthige Rest, der im Tempel sich befand, die fast schon zu Trümmern gewordenen Mauern. Es war ein heißer Kampf um und in Jerusalem, um den Tempel und in demselben, und nachdem schon längst eine jede besonnene Berechnung den letzten Hoffnungsstrahl erbleichen sah, ließ sich doch der Eifer der leidenschaftlich für die edelsten Güter Erglühten nicht zurückhalten, ihre Leiber dem sicheren Verderben preiszugeben. Der Kampf war vollendet, der Tempel fiel, er war zum Schutthaufen geworden. Ob er mit Absicht, auf Befehl des Feldherrn oder durch die blinde Wuth der Krieger dem Brande preisgegeben wurde, steht nicht fest; genug, er erlag den Flammen. Die letzte Selbstständigkeit war nun gewichen, Judäa war erobert, das Staatswesen zertrümmert, und so war denn von wirklichem Volksthum, von selbstständiger Verwaltung nicht mehr die Rede. Mächtige Erschütterungen der Art haben eine völlige Umgestaltung in ihrem Gefolge; die Folgen sind jedoch sehr abweichender Art. Trifft er auf Einrichtungen, die bereits in sich selbst durchhöhlt, unterwühlt sind, so zertrümmert dieser Sturm das, was sich blos durch die Kraft der Trägheit, durch die Macht der Gewohnheit bisher erhielt, ganz und gar, es wird Raum für neue Erscheinungen und Einrichtungen. Anders wirken solche Erschütterungen auf Einrichtungen und Institutionen, welche noch im vollen Leben bis dahin begriffen waren, mögen sie auch

in ihrer Wurzel einer Umgestaltung bedürfen, mögen sie auch sich blos an das Ganze anlehnen und nicht aus eigener Lebenskraft bestehn. Waren sie noch nicht in Frage gestellt und werden nun erst erschüttert durch den plötzlichen Umschwung der Dinge, so halten diejenigen, die davon betroffen werden, nur um so zäher und ängstlicher daran, um nicht durch äußere Gewalt ein Gut zu verlieren, das sie als theuren Besitz mit sich trugen. In dieser verschiedenen Art zeigten sich die Folgen der Auflösung des jüdischen Staatslebens, der Zertrümmerung des Tempels.

Ein tausendjähriger Kampf war bis dahin geführt worden um Tempel, Opferdienst und Priesterthum, ein tausendjähriger Kampf, in welchem die edelsten Kräfte eine Verjüngung oder eine gänzliche Beseitigung, eine andere Ausprägung des Gedankens verlangten, als wie er durch Priesterthum und Opferdienst dargestellt wurde. Längst hatten die alten Propheten und späteren Lehrer mit Entschiedenheit bald ganz und gar Opferdienst und Priesterthum verworfen, bald wenigstens den geistigen Dienst als weit verdienstlicher und als mehr in dem Wesen des Judenthums wurzelnd dargestellt. In den Schulen der Pharisäer und deren Genossenschaften hatte sich ein neuer Gottesdienst neben dem Tempeldienste gebildet. In diesen Genossenschaften trat Gebet an die Stelle des Opfers, Gebet, Betrachtung und Belehrung; es war ein Gottesdienst im engeren Kreise, der neben dem allgemeinen officiellen herging, der vielleicht nicht als ausreichend für die Gesammtheit betrachtet wurde, der aber doch dem officiellen Gottesdienste die besten Kräfte entzog. So war man längst über Priesterthum und Opferdienst hinaus, allein sie waren als bestehende Einrichtungen mit dem ganzen Leben des Volkes zu sehr verwachsen, griffen zu tief in alle Institutionen des Staates ein, waren mit dem ganzen Beamtenthum und der Herrschaft zu sehr verknüpft, als daß eine Beseitigung derselben, so lange es noch an den äußeren Bedingungen zu ihrer Erhaltung nicht fehlte, hätte erwartet werden können. Da brach der Sturm los und der welke Stamm fiel zusammen. Opferdienst und Priesterthum waren nun mit einem Male hinweggefegt, der Tempel, deren nothwendige Grundlage, war nicht mehr. Wäre die Institution lebendig gewesen, so wäre es möglich gewesen, eine neue Stätte dafür zu ersehen; aber ein solches Verlangen lag durchaus nicht in der Zeit. Der neue Gottesdienst, das Gebet, trat

an die Stelle des alten Tempeldienstes. Gebet, Betrachtung und Belehrung, wie sie bereits in den Neben-Gotteshäusern, in den Synagogen der Pharisäergenossenschaften stattfanden, wurden nunmehr als die einzige wahrhafte Gottesverehrung, welche in Israel herrschen sollte, anerkannt.

Das war ein mächtiger Schritt, das Judenthum hat sich damit selbst zu einer hohen Stufe emporgerungen und der ganzen Menschheit ein hohes Geschenk dargeboten. So lange der Gottesdienst in Wallfahrt und äußerlichen symbolischen Diensten besteht, so lange verharrt er auf der Kindheitsstufe; wenn der bestimmte Ort die Weihe giebt, der Ort den Versammelten erst die Möglichkeit verleiht sich ihrem Gotte zu nähern, dann bleibt die Gottesverehrung immer eine von außen an den Menschen herankommende, durch sie wird nur eine dunkle Vorstellung von der Erhabenheit einer höheren überwältigenden Macht angeregt, es bleibt bei der unklaren Empfindung, dem kindischen Lallen, das nach dem Ausdrucke ringt. Erst mit dem Schritte, daß nicht der Ort die Versammelten weiht, sondern die Versammlung dem Orte die Bedeutung giebt, daß der klare bestimmte Gedanke ausgesprochen wird und nicht blos in einer allgemeinen dunklen Ahnung schwebt, daß der männlich reife Ausdruck an die Stelle des kindischen Lallens tritt, daß der Mensch danach ringt, mit vollem Bewußtsein sein Verhältniß zu Gott zu erfassen und wiederzugeben in bestimmten klaren Worten, in sich selbst einzugehen und die angeregten Betrachtungen sicher darzulegen: erst dann ist der Mensch wahrhaft religiös, dann erst hat die Religion die gezeitigte Frucht hervorgebracht. Denn der Gottesdienst ist nicht etwa eine religiöse Uebung neben vielen verschiedenen andern, nicht etwa eine einzelne religiöse Handlung, neben der viele gleichstehende denselben Rang einnehmen: der Gottesdienst ist der unmittelbare Ausdruck des Verhältnisses des Menschen zu Gott. Hier will er in sich alle die Empfindungen und Gedanken, welche ihn gegen Gott erfüllen, mit Gott verbinden, zusammenfassen. Der Gottesdienst ist der Ausdruck des Gesammtbewußtseins einer Glaubensgenossenschaft und ihrer religiösen Stellung; in der Reinheit und Tiefe des Gottesdienstes prägt sich die Wahrheit des religiösen Bekenntnisses am Klarsten aus. Die Stufe, welche demnach das Judenthum errungen, muß in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt werden. Wir haben uns

an den Gottesdienst gewöhnt als an eine Thatsache, die vorliegt, aber diese Thatsache ist eine Errungenschaft des Judenthums und hat sich deshalb auch vollkommen nur denjenigen Religionen mitgetheilt, welche aus dem Judenthum hervorgegangen sind oder an dasselbe sich angelehnt haben. Will ein anderes Moment als Gebet, Betrachtung und Belehrung im Gottesdienste sich geltend machen, so tritt wieder der Zustand der dunkelen Empfindung ein, die Menschheit hat einen Rückfall erfahren, die Religion hat ihre Reinheit eingebüßt und der Kampf muß neu geführt werden, um jenes alte, echte Gut, das das Judenthum überliefert hat, wieder zu erringen, als einen neuen Besitz sich anzueignen.

Das ist auf der einen Seite eine Folge der großen Erschütterung, welche durch den Sturz des Tempels, durch die Auflösung des Staates hervorgegangen ist. In anderer Weise freilich gestalten sich diese Folgen nicht so licht und hell. Das Judenthum war in einem Volke erstanden, dieses Volk war Träger der Gedanken dieses Glaubens, und es konnte geschichtlich nicht anders sein. Die Religion griff zwar weit hinaus über die Schranken des Volkes, sie lehrte, daß sie einst das Gemeingut der Menschheit werden solle, beschränkte sich auch nie auf die Volksgenossen, sie nahm freudig alle Diejenigen auf, welche in wahrer und voller Treue sich zu ihr bekannten; nicht die Geburt als Jude machte denselben aus, sondern der Glaube, mit dem er sich als solchen bekannte. Der Fremdling und der Einheimische, so hieß es wiederholt, sie seien vollkommen gleich. Allein vorläufig bestand das Judenthum dennoch innerhalb eines bestimmten Volkes, die Religion verknüpfte sich mit diesem Volksthume und verschlang sich innig mit seinem Staatsleben. Wo Religion und Volk sich einander decken, Religion und Staatseinrichtungen in beständiger Durchdringung bleiben, da wird freilich der Staat in seinen Gesetzen und Einrichtungen durch das religiöse Leben, welches demselben eingehaucht wird, geweiht; aber auch umgekehrt werden die religiösen Einrichtungen zugleich Staatsgebote, Volkssitte, sie durchdringen sich auch mit den Rechtsbegriffen, die der Staat zu verwirklichen berufen ist, sie tragen das Gewand der Volksthümlichkeit, welche dieses Volk in sich auszuprägen hat. So lange im Judenthume Volk und Religion, Staat und Lehre mit einander Hand in Hand gingen, mochten gleichfalls schon einzelne Trübungen

aus dieser Vermischung entstehen, allein die Verbindung war eine naturgemäße. Nun aber wurden die Volksbande gelöst, das Volksthum sollte von nun an aufhören, der Staat war gebrochen, die Bekenner des Judenthums wurden und sollten nun werden Glieder desjenigen Volkes, in dem sie lebten, Genossen des Staates, unter dessen Botmäßigkeit sie standen. Wie wird nun innerhalb dieser neuen Stellung die Religion ihre neue Aufgabe erfüllen? Ist das Judenthum wirklich so ganz von Volksthümlichkeit durchdrungen, daß es ohne dieselbe nicht bestehen kann, ist seine Aufgabe erschöpft, sobald die Volksthümlichkeit geschwunden ist? oder steht die Religion, das Judenthum höher als die Volksthümlichkeit, wird sie die Volksbande, mit denen sie umwunden ist, lösen, den Beruf anstreben ein Gemeingut der Menschheit zu werden?

Diese Frage trat mit einer gewissen Ueberstürzung an das Judenthum heran, die Weltgeschichte stellte sie ihm ohne Vorbereitung. Bis dahin war eine Zerlöcherung des Volksthums nicht angestrebt worden, im Gegentheile suchte man dessen Kräftigung, damit es der Religion eine Stütze sei. Was so plötzlich entzogen werden soll, giebt man jedoch nicht so leichten Kaufes hin. In der ersten Zeit wurde die Frage auch gar nicht in ihrer vollen Klarheit erkannt. Ein Volk, das eben erst unterjocht worden, noch aus tausend Wunden blutet, wird umsoweniger auch nur das Geringste von dem aufgeben, was von seiner Volkskraft noch gerettet worden. Die Zuckungen des eben erst durchschnittenen Lebens sind so mächtig, daß es als die höchste Aufgabe erscheint, das noch pulsirende Leben zu wahren, daß man sich noch mit der Hoffnung trägt, ihm die volle Wiederherstellung recht bald wieder zu erringen. Man richtete sich in der ersten Zeit so gut ein wie man konnte. Jerusalem konnte der Sammelort nicht mehr sein, man zog nach Jamnia, um von dort aus den Zusammenhang zu erhalten; man stellte dort eine neue Gerichtsbehörde auf, wahrte die alten Einrichtungen, soweit sie im Leben möglich waren, begründete auch die für den Augenblick nöthigen neuen Satzungen und Einrichtungen. Es ist bezeichnend, daß die meisten derselben aus dem Gesichtspunkte aufgestellt wurden: Morgen wird etwa der Tempel wieder gebaut, es muß Alles dafür vorbereitet, wir müssen gehörig gerüstet sein, um in ihn alsbald eintreten zu können. So betrachtete man die Auflösung als

einen bald vorübergehenden Zustand: bald wird sich Alles wieder umgestalten, nur im Augenblicke sind wir der Uebermacht erlegen, es wird sich wieder ausgleichen, die alten Verhältnisse werden sich wieder erneuern, bleiben wir dafür gerüstet und vorbereitet.

Bald blieb es auch nicht bei der stillen Sehnsucht, die Zuckungen wurden lebendiger, Aufruhrversuche traten hervor, und kaum 70 Jahre nach Zerstörung des Tempels, gegen 130, brach eine gewaltige Empörung aus, es schien, als wollte der Kampf neu entbrennen. Die Empörung trug wunderbar frische und neue Kräfte in sich und wußte sich mehrere Jahre gegen die sieggewohnten Legionen und die damals sehr kräftige Herrschaft Roms zu erhalten. Unter Ben-Kosiba — auch Barkochba nannte man ihn verherrlichend, den Sohn des Sterns, indem man ihn als den Stern, der von Jakob aufsteigen werde, begrüßte — unter Ben-Kosiba, dessen eigentlichen Namen wir nicht einmal genau kennen — er soll Simeon geheißen haben — sammelte sich eine muthige Schaar, und er war ein tapferer und gewandter Feldherr. Er verstand es, die Zerstreuten an sich zu fesseln und ihnen Muth zum Widerstande einzuhauchen gegen die mächtigen Feinde. Besonders auf der Bergfestung Bethar hielt er sich lange, der Lebensathem Israels ward von seinem Unternehmen in banger Schwebe erhalten; da erlag auch er und nun war eine jede Hoffnung auf thatkräftige Erhebung gebrochen.

Eine trübe Zeit trat nun ein. Bisher war der Römer, wenn auch nicht besonders mild gegen die Juden, gegen die gefangenen Feinde, dennoch im Ganzen unbekümmert um deren innere Einrichtungen und die religiösen Meinungen; nun aber nahmen die Verhältnisse eine andere Gestalt an. Eine jede jüdische Satzung, ein jeder Brauch wurde nun als ein Zeichen des Aufruhrs betrachtet, man sah in diesen nicht mehr eine religiöse Uebung, wie sie das Herz gebot, sondern man sah darin die äußeren Abzeichen der Empörung, die man mit Feuer und Schwert niederwerfen müsse. Und so wurden die härtesten Strafen auf eine jede religiöse Verrichtung gesetzt. „Warum bist Du zum Kreuzestode verdammt? weil ich die Beschneidung geübt habe. Warum wirst Du dem Tode übergeben? weil ich den Sabbath gehütet habe. Warum wirst Du gestäupt? weil ich das Gebot des Lulab, der Laubhütte, verrichtet habe." Solche Zwiegespräche berichten aus jener Zeit die alten Lehrer, die härtesten

Strafen waren darauf gesetzt, daß der Jude sich nicht als Bekenner seiner Religion kenntlich mache; die düstern Schatten aus der „Zeit der Gefahr, des Religionsdrucks" umziehen das spätere Schriftthum.

Verfolgung und Blut ist jedoch das sicherste Mittel, die bekämpften Meinungen, anstatt sie niederzudrücken, vielmehr zu befestigen. „Wofür die Israeliten ihr Leben hingegeben haben, das ist in ihnen fest und beständig geworden, was sie nicht mit ihrem Blute besiegelt haben, hat keine solche dauerhafte Kraft erlangt," haben schon die alten Lehrer mit tiefer geschichtlicher Einsicht ausgesprochen. Einzelheiten, die nimmermehr als Mittelpunkt, zum Theile gar als unwesentlich erschienen wären, mußten nun, da sie dafür so Schweres zu tragen hatten, einen höhern Werth für sie erhalten, sie wurden zu Grundlagen des Glaubens. Die Verfolgungen, die von nun an kaum nachließen, entfernten sie von den Mitbewohnern, warfen sie in sich selbst zurück, umsomehr wurden die eignen volksthümlichen Erinnerungen und Hoffnungen wach gehalten. Die Gegenwart war eine traurige, sich einzuleben in das Volk, dem sie von nun an angehörten, wurde zur Unmöglichkeit. Von Seiten der Machthaber betrachtete man die Bekenner des Judenthums als einen gesonderten Theil der bürgerlichen Gesellschaft, als ein für sich abgeschlossenes Gemeinwesen. Als solches wurden sie behandelt und als solches mußten auch sie sich fühlen. In dem alten Rom, in diesem großen Weltreiche, war es überhaupt kaum mehr möglich, daß ein Band alle die verschiedenen Länder eng verknüpfte; ein jedes behielt seine Eigenthümlichkeit in dem lockern Verbande. Der größte Theil der Juden war in Judäa, in Palästina geblieben, und so war für sie unter dem heidnischen Rom die Bewahrung einer gewissen Volksthümlichkeit von selbst gegeben. In der späteren christlichen Zeit häufte sich Verfolgung und Druck noch mehr, die abstoßenden Kräfte von außen schlossen die einzelnen Glieder der Bekenner des Judenthums noch enger an einander, und so kleideten sich natürlich die Erinnerungen der Vergangenheit in die Farben des glänzendsten Ideals, und die Hoffnung auf die Zukunft konnte nur darin bestehen, daß, was die Vergangenheit dargestellt hatte, sich in ihr wieder verwirklichen werde. Die Erinnerungen steigerten sich zur religiösen Verehrung, die Hoffnungen zur religiösen Sehnsucht.

Diese Stimmung wurde durch den ganzen Charakter des nun

einbrechenden Mittelalters genährt. Das heidnische Rom ging seiner Auflösung entgegen, schon hauchte es keine frische Lebenskraft mehr aus nach den weiten Gliedern, die den großen Gesammtkörper ausmachten. Das Judenthum, sonst bei aller Treue gegen den eignen Glauben dennoch sich rasch in eine kräftige Volksthümlichkeit einlebend, fand keine solche vor, der es sich hätte anschließen können. Blieb demnach das heidnische Rom ohne Einfluß auf die Gestaltung des Judenthums, wirkte es blos abstoßend, so wirkte die herrschende Gedankenrichtung der christlichen Welt, welche das Erbe Roms übernahm, geradezu nachtheilig ein, sie befestigte und entwickelte eine dem damaligen Judenthume innewohnende schiefe Anlage in höchst bedenklicher Weise, indem sie dieselbe auch in sich und für die Welt zur herrschenden machte. Mit der Entstehung des Christenthums war eigentlich die Weltgeschichte für das Mittelalter abgeschlossen, die Vollendung war erreicht; weitere Entwickelung aus sich heraus war weder geboten, noch möglich. Im Gegentheile, sich anzulehnen an jene alte Zeit, jenes alte Ideal in die Gegenwart hineinzutragen, und wenn dies nicht möglich war, auf eine Zukunft zu hoffen, die auf wunderbare Weise dieses Ideal noch verwirklichen werde, war der tiefste Inhalt des mittelalterlichen Strebens. Die Gegenwart wurde ignorirt, sie war, um mich eines neueren Ausdrucks zu bedienen, die schlechte Wirklichkeit. Sie bestand, aber sie war untauglich, unnütz, sie erschien, insofern sie nicht das volle Abbild des Ideals war, welches aus der Vergangenheit entgegenstrahlte, insofern sie etwas Eigenthümliches sein wollte, als verwerflich, als entartet. So hatte die damalige Welt keine Gegenwart, sie hatte blos eine Vergangenheit, zu der sie emporblickte, eine Zukunft, der sie entgegenharrte; aus den ureigensten Kräften der Zeit zu schöpfen, aus eigner Tüchtigkeit neue Gestaltungen zu erzeugen, lag ganz außer dem Gesichtskreise des langen, langen Mittelalters. Vergangenheit und Gegenwart spielten daher auf höchst seltsame Art in einander; man führte sich die vergangenen Zeiten im Bilde der täglichen Erscheinungen der Gegenwart vor und ebenso umgekehrt. Mit solchem Blicke sah man in der christlichen Welt auf die alten Propheten, die Urväter zurück; man betrachtete sie als Männer, die den vollen Glauben der Gegenwart bereits in sich getragen, die mit der ganzen Sehnsucht erfüllt waren, wie sie die

damalige Welt erfüllte, man stattete sie mit den Eigenschaften aus, die man nun als die vorzüglichsten anerkannte. Selbst die alten großen Heiden nahmen, soweit man von ihnen wußte, ein christliches Gepräge an oder sie gestalteten sich zu Zauberern um. Von einer geschichtlichen Entwickelung, von einem Anderssein in früherer Zeit hatte man keine Ahnung, und so suchte man auch umgekehrt alles Vergangene in die Gegenwart hineinzubringen, als ein Schattenbild in der Gegenwart zu gestalten. Was war es denn, was eigentlich den mächtigen und heftigen Kampf im Mittelalter erzeugte, die einzigen Lebenskräfte, die dasselbe tief durchzogen? Der Kampf um die Verwirklichung eines christlich-römischen Weltreichs, welche in zwei verschiedenen Arten versucht wurde, gerade diese Verschiedenheiten riefen wieder mächtige Kämpfe hervor, die allerdings der Welt bedeutende Vortheile brachten, die aber die reichsten Kräfte aufsogen, Zersplitterungen und Völkerzerspaltungen erzeugten, an denen die Gegenwart noch krankt. Die deutsche Nation war in gewissem Sinne das Normalvolk des Mittelalters, und das Oberhaupt derselben strebte nicht danach, die Nation in sich zu kräftigen und aus ihren gesunden Säften sie gesund zu gestalten, eine innige Verbindung der einzelnen Glieder herzustellen, sondern die Nachfolge des römischen Kaiserthums in christlicher Gestalt darzustellen. Eine Schattenbelehnung genügte ihm vollkommen, mit äußerlicher Anerkennung einer Uebermacht, die keinen inneren Gehalt hatte, befriedigte man sich, wenn nur der Schatten des alten Ideals auch in der Gegenwart über die Weltbühne zog, wenn nur der Schein da war, daß das römische Welt-Kaiserthum noch weiter existire. Auch auf geistlicher Seite ward die Verwirklichung des römischen Reichs angestrebt, das von dem Stifter des Christenthums nun bekleidet wurde. War dieser selbst nicht da, so sollte sein Schatten herrschen, er sollte durch seinen Stellvertreter repräsentirt werden. Ja selbst die religiöse Vorstellung bedurfte seiner realen Gegenwart im Abendmahle, er mußte nach wie vor unter seinen Gläubigen wandeln. Was Alles das Mittelalter sonst that, galt als ein Ungöttliches; die Gegenwart hatte blos Gehalt, wenn sie sich an die Vergangenheit anlehnte. Für die Zukunft hoffte man nichts Neues, sondern nur daß sie die Vergangenheit vollkommen in allen ihren Einzelheiten und Bestimmungen herstellen werde.

Darf es uns nun wundern, wenn im Judenthume gleichfalls diese krankhafte Neigung genährt wurde? Auch in ihm wurde die Erinnerung an die Vergangenheit, die Hoffnung auf die Zukunft zum eigentlichen Lebensgehalte. Das Volksthümliche, das ohnedies in äußeren Verfolgungen seine Nahrung hatte, mußte nun das religiöse Leben durchdringen, die Gegenwart sollte als vollkommenes Abbild der Vergangenheit dargestellt werden, auch Alles, was nur seine Wurzel im Staatsleben hatte, sollte dennoch weiter erhalten werden, wenn auch nunmehr die Bedingungen dafür gänzlich fehlten; was ererbt war, galt, ohne daß man auf die Quellen einging, als gesetzlich, und die Aeußerlichkeit wucherte fort, ohne daß die Triebe aus der innersten Wurzel des gegenwärtigen Lebens ihre Säfte erhielten. Man lebte mit der Vergangenheit in der Gegenwart, man dachte sich die alten Frommen ganz wie man zu seiner Zeit die Frommen schaute, in solche Vermummung hüllte man die Erzväter, alle Vorschriften, wie sie später entstanden, hatten auch sie geübt bis zur geringsten herab. David und Mephiboset stritten mit einander über ganz vereinzelte untergeordnete gesetzliche Fragen mit allem scholastischen Ernste, ja Sem und Eber hatten bereits Lehrhäuser eingerichtet, wie die spätere Zeit sie aufzeigte. Der geschichtliche Sinn fehlte, und in der buntesten Naivetät mischte man die verschiedenen Zeiten, man sprach von Laban wie von einem heutigen Feinde, noch mehr von Haman und Amalek, man dachte Elias als immer weiter unter Israel waltend, als zugegen bei der Aufnahme eines jeden Knaben in den Weihebund und in den Lehrhäusern verkehrend mit den Lehrern, sie unterweisend und auch hie und da zurechtweisend, oft in sehr lieblicher Weise als Freund und Retter erscheinend und dann auch jedes Jahr in jedes Haus einkehrend an dem Abende, welcher die Erinnerung an die alte Befreiung aus Egypten erneute. War ja diese Befreiung selbst eine vollkommen gegenwärtige! Wären nicht damals unsre Vorfahren aus Egypten befreit worden, so wären wir heute noch unterthänig den Egyptern, so wiederholte man Jahr für Jahr. Die vergangenen Zustände waren die heutigen, und so ist es natürlich, daß die heutigen auch ganz das Abbild der vergangenen sein sollten, man sich mit aller Kraft des Geistes und Gemüthes anstrengte, sich der Gegenwart zu entrücken, einer Vergangenheit anzugehören, die man noch dazu verkehrt auffaßte.

Das ist eine mächtige Schattenseite, die das Judenthum des Mittelalters uns offenbart; es führt ein Schatten- und Scheinleben, und ein solches giebt natürlich Veranlassung zu den verschiedensten Verirrungen. Wir dürfen uns diese Schattenseite nicht verbergen, wenn wir gerecht und unbefangen die Geschichte würdigen wollen, wenn wir die Aufgabe begreifen wollen, welche wir dem Mittelalter gegenüber zu vollziehen haben. Freilich muß neben dieser Schattenhaftigkeit ein gediegner Kern vorhanden gewesen sein, wenn er unter den verschiedensten Lebensgestaltungen, unter dem härtesten Drucke nahe an achtzehn Jahrhunderten sich erhalten konnte; da muß eine innere Kraft gewesen sein, welche ihre Säfte auch diesen Schlingpflanzen zuführte. Die Gesetzlichkeit kann keineswegs die Religion so lange erhalten haben; die Religion trug die Gesetzlichkeit. Die Volksthümlichkeit kann keineswegs dem Glauben seine Kraft zugeführt haben, der Glaube erfrischte die volksthümlichen Zuckungen, Erinnerungen und Hoffnungen. Wenn in andern Religionen die Verirrungen eine lange Zeit sich erhalten haben, so beruht dies in ganz andern Verhältnissen. Wo das reiche volle Leben alle seine Kräfte hinzuströmte, wenn alle Säfte, die erzeugen und Pflanzungen nähren, in einen Boden einmünden: so ist es natürlich, daß die Bewegung sich dauernd erhält, so können auch Stämme, die nicht vollkommen in sich gekräftigt sind, Wurzeln, die in sich nicht lebensfrisch sind, doch immer neu befruchtet werden, immer neues Leben erhalten. Wenn aber geknickte Stämme, wie das Judenthum, mit Schlingpflanzen überwuchert, immer nur neuen Stürmen ausgesetzt sind und dennoch sich erhalten, so muß die Wurzel eine gesunde, müssen die Säfte lebensfrisch sein; können sie auch in traurigen Zeiten nicht in ihrer vollen Schöne, in edelster Entfaltung erscheinen, haben sie doch die unerschütterliche Kraft der Selbsterhaltung, die sie bei aller Ueberwucherung, welche die Verhältnisse ihnen aufdrängen, nicht untergehen läßt.

Daher sind auch in diesen schweren und trübseligen Zeiten die echten Ideen des Judenthums nicht verwischt, erfreuen sich immer weiterer Pflege. Dieselben Männer, in denen wir die Begründer dessen erblicken, was wir heute starr gesetzlich nennen, finden wir auch als Vertreter der gediegensten Religionswahrheiten, der tiefsten sittlichen Grundlehren. Akiba ben Joseph ragt besonders in der damaligen Zeit hervor. Er lebte in der Zeit des zweiten

Aufstandes unter Ben Kosiba, er bekundet in Leben und Lehre den glühenden Eifer für die Erhaltung Israels in seiner ererbten Gestalt, er glaubt an dessen staatliche Restauration und kämpft dafür; er führt die pharisäischen Grundsätze in scharfer Aeußerlichkeit mit Consequenz durch, und vor ihm beugen sich Zeitgenossen und Nachwelt. Derselbe Mann stellt Grundsätze auf, die eine tiefere Auffassung offenbaren, als wir aus diesen äußerlichen Satzungen ahnen sollten. Gott, Mensch und Menschheit werden von ihm in der würdigsten und erhabensten Weise dargestellt. Er lehnt seine Aussprüche an Verse der heiligen Schrift an, deutet diese in der Weise aus, wie sie in der damaligen Zeit Sitte war. Diese Sitte selbst hat ihren Grund in dem Verlangen, alles Selbstgedachte in der Vergangenheit vollständig vorzufinden, mit demselben Ausdrucke bezeichnet zu sehen, den man selbst dafür gewonnen. Das ist Methode, ein Verfahren, das wir als unselbstständig und als exegetisch nicht zu rechtfertigen betrachten mögen. Sehen wir jedoch von diesem Wunsche der Anlehnung ab und betrachten wir die aufgestellten Ansichten selbst, so können sie auch heute nicht erhabener ausgedrückt werden. „Im Ebenbilde Gottes schuf er den Menschen", sagt die Schrift. Giebt es eine Gestalt Gottes und ist der Mensch deren Abbild? Keineswegs, sagt Akiba, die Stelle ist so zu fassen: im Bilde schuf Gott den Menschen, in einer bestimmten Gestalt, in einer ihn auszeichnenden; aber fern sei es von uns, daß wir selbst mit poetischem Ausdrucke von einem Bilde Gottes reden sollten. Wir gehen weiter: Siehe, spricht Gott, nachdem Adam vom Baume der Erkenntniß gegessen, „der Mensch ist geworden wie einer von uns zu wissen Gutes und Böses." Wie? der Mensch in die Sphäre der Gottheit gerückt? Das sollte Gott aussprechen? Unmöglich! Der Sinn der Stelle ist ein ganz anderer, sagt Akiba. Sie lautet nach seiner Deutung: er wurde wie einer aus sich zu wissen Gutes und Böses. Diese Umdeutung thut den Worten einen gewissen Zwang an, will nicht gut in den Zusammenhang sich fügen, allein sie geht darauf hinaus, Gott aller sinnlichen Vorstellung zu entkleiden, jede Verrückung der Schranke zwischen Gott und Mensch zu verhüten. — „Mich schaut kein Mensch und bleibt am Leben", so heißt es gleichfalls. Wie? nur die Todesstrafe wäre darauf gesetzt, Gott zu schauen, man könnte ihn aber wohl sehn? Ist das möglich, ist das wahr? Wiederum falsche Uebersetzung, sagt Akiba. Die Stelle muß

vielmehr so gefaßt werden: Mich schaut kein Mensch und kein andres lebendes Wesen, auch nicht die Engel, auch nicht die heiligen, reinen Geister. So wendet Akiba alle Geisteskraft an, um den Begriff des geistigen Gottes in seiner Reinheit zu erhalten.

In gleicher Weise wird der Begriff des Menschen in seiner vollen Erhabenheit erfaßt. Sie haben die Deutungen, d. h. die an Schriftverse angelehnten Aussprüche schon gehört: „er schuf ihn in besonderem Bilde, in ausgezeichneter Gestalt“, „er wurde wie Einer aus sich das Gute und Böse zu wissen.“ Wie der erste Spruch den Menschen nach seiner Erhabenheit über alle Wesen bezeichnet, so betont der zweite das Gewissen scharf und kurz. Hören wir noch einen selbstständigen Ausspruch von ihm! „Alles ist vorhergesehen, die Freiheit ist gegeben.“ Da sind zwei Sätze neben einander gestellt, die die Grundlage aller Religion sind: die Vorsehung auf der einen Seite und dennoch die menschliche Freiheit, die aus sich heraus wirkt, auf der andern. An diesem metaphysischen Räthsel sind viele Religionen gescheitert. Sie haben, um die Erhabenheit und Vollkommenheit Gottes festzuhalten, den Menschen tief hinabgedrückt, ihn zu einem aus sich selbst unfähigen Wesen gemacht. Nein, spricht Akiba, wohl ist Alles vorgeschaut, und dennoch ist die Freiheit gegeben; während jenes Voraussetzung tieferer Gotteserkenntniß ist, ist dieses Voraussetzung wahrer menschlicher Frömmigkeit. Beide vereint bilden erst die Möglichkeit aller Religiosität, beide vereint sind die Grundlage des Judenthums, die niemals erschüttert werden darf und niemals erschüttert worden ist. Diese Fähigkeit des Menschen, aus sich selbst sich mit voller Freiheit zu bestimmen, daher auch zu erheben, seine Vervollkommnung durch sich selbst anzustreben und auch bei redlichem Bemühen zu erlangen, diese Fähigkeit hat Akiba in prägnanter Kürze als Grund- und Mittelpunkt des Judenthums aufgestellt, und dieses hat stets an ihr festgehalten. Durch sie hat es sich die ungebrochene Thatkraft bewahrt, mit der es das kummervolle Leben trug und beherrschte. In seiner vielfach verschlungenen Geschichte zieht diese würdige Auffassung des Menschen als leitender Faden hindurch.

Fein hat man in neuerer Zeit erkannt, wie der große Dichter und Denker, welcher den Kampf der verschiedenen Religionen uns darstellte, wie Lessing im „Nathan“ als edlere Vertreter der zwei

andren Religionen Menschen aufstellt, deren ganzes Sehnen es ist, sich von dem menschlichen Treiben zurückzuziehen. Der Klosterbruder möchte jede Berührung mit den Menschen meiden und der Derwisch will aus den Weltgeschäften sich hinwegflüchten, um zurück in seine Einsamkeit zu gelangen. Der Vertreter des Judenthums hingegen ist ein Mann der Welt, aber dabei ein Weiser, ein Mann, der aus dem Leben schöpft, es kennt, seine Schwächen und Schattenseiten wohl erfaßt, aber dennoch mit Duldsamkeit und Sanftmuth darauf hinschaut, in jedem Menschen einen edlen Grund anerkennt und von diesem aus auch seine Entwickelung fördern zu können die frohe Hoffnung hegt. Wollte Lessing mit dieser Darstellung das Judenthum verherrlichen? Keineswegs, aber der Dichter hat in seiner Genialität einen tiefen Blick in die Religionen hiemit gethan. Ja, andere Religionen betrachten als die Blüthe aller Frömmigkeit die Einsamkeit, sie preisen die Entfernung von den Menschen, Ehelosigkeit, Beschaulichkeit und stille Betrachtung. Der Klosterbruder spricht es rührend treuherzig aus: „Ich verlange wohl des Tages hundertmal auf Tabor," und der heißblütige Derwisch in seiner heftigeren Art: „Am Ganges, am Ganges nur sind Menschen;" in beiden Religionen wird die Flucht aus der Welt als wahre Religiosität gepriesen. Im Gegensatze dazu ist thatkräftiges Wirken in der Welt, Anerkennung des Menschen Grundlage des Judenthums. Der Nasiräer wurde als ein Sünder betrachtet, weil er sich des Weines enthielt; wer unbegründetem Fasten sich hingiebt, wird gleichfalls der Sünde geziehen, weil er ganz unberechtigte Erschwerungen und Entbehrungen sich auferlegt, die von Gott nicht gebilligt werden. Das Fliehen aus der Welt heraus lag dem Judenthume bei den Leiden und schweren Prüfungen eigentlich sehr nahe, einsiedlerisches Brüten hätte natürlich erscheinen müssen, und dennoch wurde darin niemals ein edles Beginnen, frommes Thun erkannt. Im Gegentheile, die Absonderung von den Menschen wurde getadelt, das Wirken in der Menschheit, die Anerkennung der Güte Gottes in der Natur und in der Menschenwelt wurde zu allen Zeiten als der tiefste Kern, als die Grundlage alles sittlichen Wollens und Strebens anerkannt und gepriesen.

3.

Akiba. Schriftdeutung. Mischnah. Babylonische Gemara.

Fahren wir in der abgebrochenen Betrachtung fort! Akiba, so erkannten wir, einer der vorzüglichsten Träger der damaligen Zeitrichtung (erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts), hat mit knappen Worten große ewige Wahrheiten ausgesprochen; er hat Gott in reiner Geistigkeit, den Menschen in seiner Fähigkeit und Aufgabe, aus sich selbst das Edelste zu entwickeln, dargestellt. Versuchen wir dieses Bild noch mit einigen wenigen Zügen zu vervollständigen. Neben Gott und dem Menschen an sich macht sich noch die Frage geltend nach dem Menschen in der Menschheit, nach seinem Verhältnisse zur Gesammtheit. Auch diese Frage beantwortet uns Akiba in Verbindung mit seinen Zeitgenossen. Schon der angeführte Ausspruch von der vorzüglichen Gestalt des Menschen giebt uns in der Form seines Ausdruckes eine genügende Anleitung. Es ist, so lautet er, ein großer Vorzug für den Menschen, in ausgezeichneter Gestalt geschaffen worden zu sein. Damit ist ausgesprochen, daß der Mensch im Allgemeinen, nicht eine besondere Menschenklasse, nicht der Mensch unter bestimmten Verhältnissen, in einer gewissen Religion, der Angehörige eines ausschließlichen Volkes, allein diese Auszeichnung an sich trage, sondern der Mensch im Allgemeinen, alle Menschen. Um keinen Zweifel an dieser Auffassung zu lassen, fährt er fort: Für Israel ist es ein Vorzug, daß sie die Gotteskindschaft erkannt haben und als Gotteskinder bezeichnet werden; was er früher von dem Menschen gesagt und von seiner hohen Bevorzugung, das gilt von

ihm unter jeder Form und unter allen Verhältnissen. So ist es ganz dem entsprechend, wenn er, in Hillels Wege eingehend, ausspricht: Der umfassende große Grundsatz der Lehre ist: Du sollst lieben Deinen Nächsten wie Dich selbst. In vollkommenster Uebereinstimmung hiermit spricht sich demnach der etwas ältere Zeitgenosse Akiba's, Josua ben Chanania, aus, der überhaupt am meisten Verwandtschaft mit Akiba hat. Gegenüber andern Lehrern stellt er in Anlehnung an den Psalmvers: Es werden dem Scheol verfallen alle Völker, die Gottes vergessen, die Behauptung auf: nur diejenigen, die Gottes vergessen, fahren in den Scheol, nicht aber solche, die Gottes eingedenk sind; Allen, auch außerhalb Israels, die einen göttlichen Gedanken in sich tragen, nach höherer edlerer Entwickelung streben, wenn auch hie und da abirrend, jedoch mit ihrem tiefsten Sehnen sich zu Gott emporheben wollen, ihnen Allen gebührt gleichfalls, wie er sich ausdrückt, der Antheil am ewigen Leben. Das ist ein großer Gedanke, der hier in knapper Form, mit der der Zeit eigenthümlichen Methode, der Anlehnung an einen Bibelvers, ohne weitere Entwickelung seines Inhalts auftritt, der aber in diesem einfachsten und adäquatesten Ausdrucke von großer Tiefe ist und für die damalige Zeit wie für die langen Jahrhunderte der Folgezeit die Quelle reichster wahrhaft religiöser Anregung war. Zu einer Zeit, in welcher das Judenthum zu einer sich gegen äußere Einflüsse wahrenden Abschließung gedrängt wurde und dieselbe auch straff vollzog, zu derselben Zeit lehnte es mit diesen Ausspruche dennoch alle einseitige Engherzigkeit, die außerhalb seiner mächtig sich geltend machte, ganz entschieden ab, es erhält sich die volle Anerkennung alles Menschlichen, läßt den Faden nicht los, durch welchen es das Friedensband mit der ganzen Menschheit knüpft. Wir müssen diesem Ausspruch, je naiver, je weniger absichtlich er hervortritt, je mehr er in Widerspruch mit der ganzen Zeitlage und den damaligen Bestrebungen zu stehen scheint, umsomehr nach seinem vollen Werthe erfassen, die Unverwüstlichkeit der lebendigen jüdischen Religiosität, die in ihm durchbricht, nach ihrer ganzen Bedeutung anerkennen. Und dieser Ausspruch blieb nicht etwa unbeachtet, er wurde zur gültigen Lehre für alle Zeiten des Judenthums, und wenn die Schroffheit von Außen ihn nicht zu seiner vollen Consequenz gelangen ließ, so tönte doch durch alle Zeiten der unbestrittene Ausspruch: die Frommen unter allen Nationen und allen Religionen haben Antheil am ewigen Leben.

Auch über die Stellung des Einzelnen in der Gesammtheit sind uns aus jener Zeit Lehren aufbewahrt, die von dem tiefen Einblicke in das Wesen des Menschen und seine Aufgabe Zeugniß ablegen. Geltung hat ein Jeder, der das Streben nach Vollendung in sich trägt, der die Gotteslehre in sich aufnimmt und entwickelt; danach wird er gemessen, nicht nach Stellung und Rang. Drei Kronen giebt es: die Krone der Regierung, die Krone des Priesterthums und die Krone der Lehre; sie alle überragt noch die Krone des guten Namens. In jeder Lebensstellung ist nur die treue Pflichterfüllung, die den guten Ruf erwirbt, die wahre Krone. Herrschaft und Priesterthum sind Geschenke der Geburt; die Lehre kann ein Jeder ergreifen, er ergreift mit ihr die schönste Krone, setzt sie sich auf's Haupt, er erlangt dadurch den wahren Menschenadel. Der Pharisäismus hatte schon von seiner ersten Gestaltung an sich aller Priesterlichkeit, aller Aeußerlichkeit, die auf Amt und Geburt sich stützt, entgegengestemmt; hier tritt der Werth der Gelehrsamkeit mit entschiedener Bedeutung hervor, der Werth der Wissenschaft, wie sie damals aufgefaßt wurde, dessen was der Mensch aus sich entwickeln kann unter allen Verhältnissen. Akiba war wie Hillel ein Mann aus dem Volke, nicht einem höheren Stande angehörig, nicht mit ererbter, übertragener Würde versehen, aber als schlichter Gelehrter erhob er sich zur höchsten Bedeutung innerhalb Israels, er gilt als Heros seiner Zeit, als Restaurator für die Dauer der Zeiten. Auch hierin liegt eine Lebenskraft des Judenthums, die dasselbe durch die lange Zeit hin frisch erhielt. Es enthielt manchen Keim in sich, der, wenn er seinem innersten Geistesleben angehört hätte, sich nothwendig hätte fortentwickeln und zur Hierarchie hinführen müssen; daß dies nicht der Fall war, beweist, daß der Geist der Freiheit in ihm zu mächtig war, als daß solche Versuche, wenn sie auch ihre geschichtlichen Anknüpfungspunkte hatten, gelingen konnten. Die Belehnung mit dem Amte, die Auflegung der Hände als Zeichen der Uebertragung geistiger Würde, welche dann in einer andern Religion geradezu zu einer Mittheilung des heiligenden Geistes wurde, schreibt sich zunächst aus dem Judenthum; schon Moses belehnt in solcher Weise den Josua. Allein diese Belehnung wurde in Israel nicht zu einer priesterlichen, nicht zu einer den Menschen zu höherer Macht erhebenden, sie blieb ein Ausdruck für die Anerkennung der

erlangten Befähigung, sie ertheilte den Schmuck der Wissenschaft, nicht den Stab der Herrschaft, sie war ein Zeugniß von dem Vorhandensein der Gelehrsamkeit, nicht eine zauberhafte Weihe und Erhebung. Daher galt zu jener Zeit wie zu allen Zeiten im Judenthume der bescheidenste Gelehrte in seinem Kreise ohne Amt und Würde eben so viel wie der, welcher äußerlich ausgezeichnet und zu hoher Stellung gelangt war. Diese Anerkennung der Kraft des Geistes, der Macht des Wissens verlieh dem Judenthume Lebendigkeit und Frische.

Solche Grundsätze, wie wir sie aus jener Zeit kennen gelernt, aus einer Zeit, in welcher das Judenthum zur Aeußerlichkeit und Abschließung hingetrieben wurde, blieben die lebendige Kraft, die den Hüllen selbst wieder etwas Vergeistigendes gab und ihnen so Dauer verlieh, während andrerseits diese Hüllen nöthig waren, um den innersten Kern des Judenthums vor Verletzungen zu bewahren, die von da an in so arger Weise es bedrohten. Ja, die Zeitverhältnisse verlangten ein engeres Aneinanderschließen, ein greifbareres äußeres Band, da die alten Bande gelöst waren. Um ein richtiges Verständniß dafür zu erlangen, wie dieses das ganze Leben umspannende Band gewoben wurde, um den merkwürdigen Bau richtig würdigen zu können, der damals sich erhob, müssen wir noch Einiges vervollständigend darstellen, das uns in die Geistesrichtung einführt, welche lange Zeit herrschend blieb innerhalb des Judenthums.

Schon als die Vertriebenen zurückgekehrt waren aus Babylonien, um wiederum neu den Staat herzustellen, den Tempel einzurichten versuchten, da war neben dem lebendigen und frischen Geiste, den sie in sich aus der Offenbarungszeit erhalten hatten und der in ihnen zur wirklichen alles Heidnische überwindenden Lebensmacht geworden war, ein gewisses alterthümelndes Streben mit eingezogen und hatte sich Geltung in allen Einrichtungen errungen. Während noch Jeremias, der nahe der Zerstörung lebte, es aussprach: Ich werde die Lehre auf die Tafeln ihres Herzens schreiben, während er, wie alle echten Propheten, den Nachdruck darauf legte, daß der Geist herrschend werde und nicht der Buchstabe, daß nicht das geschriebene Wort, sondern der innere lebendige Sinn der Maßstab werde für Denken und Thun, tritt uns bei der Begründung des zweiten Tempels immer das Wort entgegen: Und sie fanden geschrieben. Immer wurden nun die Bücher, die vorgefunden

waren, die in der ersten Zeit Israels als vom Gottesgeiste erfüllte niedergeschrieben waren, befragt nach ihren einzelnen Aussprüchen; auch Aussprüche, die blos zeitliche Ergüsse, vermittelt durch die Verhältnisse eines bestimmten Zeitabschnittes, waren, galten als allgemein verbindliche, für ewige Dauer gültige Bestimmungen. Nicht leicht entschloß man sich dazu, die Nothwendigkeit der Entwickelung, eine vollzogene Umgestaltung zuzugeben; wohl war der Geist der Tradition, der nichts Anderes als der schöpferische Trieb zur Fortentwickelung ist, vorhanden, der Strom des Lebens ging unbewußt durch das Ganze und gestaltete um, — aber mit voller Entschiedenheit auszusprechen, daß eine neue Zeit da sei, die aus dem alten kräftigen Geiste heraus neue Erzeugnisse hervortreiben müsse, zu einer solchen entschiedenen Mündigkeitserklärung ließ man es nicht gelangen. Selbst als der Pharisäismus auftrat gegen die priesterlichen Anmaßungen der Sadducäer, als er dem Leben sein Recht, dem kräftigen Kern des Volkes seine Bedeutung vindicirte gegenüber der Anmaßung derjenigen, welche als die Träger des Opferdienstes und des Buchstabengesetzes dem Volke Vorschriften machten, wußte er seiner gesunden Ueberzeugung, seiner Lebenskraft in der ersten Zeit keinen anderen Ausdruck zu geben und zu ihrer Darstellung kein anderes Mittel zu ergreifen, als daß er den Buchstaben des Gesetzes auch auf sich so gut wie auf die Priester übertrug, daß er das ganze Volk in ein Priestergewand hüllte, ihm möglichst viel Priesterliches zueignete, so daß die Beengung trotz dem freien Gedanken, aus dem das Streben erzeugt war, eine noch größere wurde. Auch in der späteren Zeit, als eine freie Gesinnung namentlich durch Hillel noch mehr durchbrach, suchte man sich doch immer mit dem Buchstaben soviel wie möglich abzufinden. Daß in der Schrift etwas Anderes gesagt sei, etwas Anderes vorgeschrieben sein könne, als was in der Gegenwart galt, das einzuräumen hatte man nicht den Muth. Man suchte vielmehr das Eine herauszudeuten, Anderes hineinzulegen, Verschiedenartiges zu entwickeln, kurz, man wollte die ganze Gegenwart in die Vergangenheit, in den geschriebenen Buchstaben hineintragen, um sich selbst die Beruhigung zu verschaffen, daß man wirklich aus der Vergangenheit schöpfe.

Das war in jener alten Zeit des zweiten Tempels noch leichter. Bei der großen staatlichen und religiösen Congruenz, in der man

sich mit den alten Verhältnissen befand, flossen auch die Umgestaltungen mehr unmerklich ein; der Text der alten Schriften stand noch gar nicht so fest, man verfuhr theilweise mit ihm noch sehr nach eigenem Belieben, scheute nicht manche Aenderungen mit ihm vorzunehmen, wie man glaubte, daß er gelautet haben müsse, wie man ihn nach seiner gegenwärtigen Auffassung sich gar nicht anders denken konnte. Die Eigenthümlichkeit der hebräischen Sprache wie der semitischen Schwestersprachen begünstigte ein solches Verfahren der Umdeutung gar sehr. Das Hebräische hat bekanntlich in seiner Schrift, in seiner äußeren Darstellung nur Consonanten, den bloßen Knochenbau des Gedankens, der von der verschiedenen Art der Aussprache erst die geistige Belebung empfängt. Je nachdem nun diese nicht niedergeschriebenen Vocale geändert werden, ist auch Sinn und Bedeutung von ganz anderer Art. Da lag es nun zu jener Zeit, in welcher die Vocale noch nicht geschrieben waren, — denn erst später wurden sie als einzelne Häkchen und Pünktchen den Consonanten beigesetzt, — zu jener Zeit, da alle Interpunction fehlte, lag es sehr nahe, durch andere Vocalisation und andere Wortverbindung im Satze dem Texte neue Bedeutungen beizulegen. Solche Umdeutungen fanden vielfach so sehr Eingang, daß sie sich auch dann erhielten, als man den Sinn genauer durch Aussprache und Interpunction festzustellen versuchte, und so haben sie auch in unserm heutigen Bibeltexte dauernde Gestalt gewonnen. So war zu jener Zeit eine eigenthümliche Identificirung der eigenen Auffassung mit dem geschriebenen Worte, eine gegenseitige Anbequemung, ein Aufsuchen des Eigenen in dem Buche, welchem man ausschließliche Geltung in allen seinen Einzelheiten zuerkannte, und wiederum ein halbbewußtes Hineintragen in dasselbe und leise Umbiegung desselben allgemeine Regel. Bei aller Verehrung für das normative Buch verfuhr man mit einer gewissen Freiheit, es war ein Volksleben da, das seine Eigenthümlichkeiten und Bedürfnisse selbstständig gestaltete, in dem das Leben seine Anforderung geltend machte. Man sprach mit Kühnheit über einzelne Bücher, verwarf sie, nahm sie an, je nach der Ansicht, die man von ihnen hatte, je nach der Angemessenheit der Ueberzeugung, die man in ihnen fand. Diese Entschiedenheit des innern Bewußtseins würde bei einem fortgesetzten freien Volksthum ihre Früchte sicher gezeitigt haben.

Nun aber trat die Zeit der Zerrüttung ein. Das Band war gelöst; sollten nun die Glieder dieses Glaubens zusammengehalten werden, während sie nach den verschiedensten Gegenden hin sich zerstreuten, die Hoffnung aufgeben mußten, bald wieder gesammelt zu werden, nur in einer fernen Zukunft die Hoffnungszeit erblicken durften, sollten sie nicht ganz auseinanderfallen: so mußte ein neues festes Band um sie geschlungen werden, so mußte der Geist eine dauerhafte Form erhalten, an der er kenntlich war. Die Form aber, in der er sich bereits ausgeprägt hatte, galt als die für alle Zeiten berechtigte und verpflichtende; sie war der Ausdruck des zu erhaltenden Volksthums und mußte mit diesem gewahrt werden. An die Vergangenheit glaubte man sich in allen ihren Einzelheiten festklammern zu müssen; nach den Gründen zu fragen, nach den Veranlassungen, die diese oder jene Bestimmung erzeugt haben, sie am Geiste zu messen, der in ihnen lebenskräftig sei, schien ein frevelhaftes Beginnen, ein anmaßendes Unterfangen. Die Selbstständigkeit der eignen Ueberzeugung durfte nun dem Buchstaben der Schrift gegenüber nicht mehr geltend gemacht werden; das freie Verfahren mit dem Texte, wie es bisher üblich war, konnte, wenn bei der Zerrissenheit des Volkslebens nicht Alles unsicher werden sollte, nicht mehr geduldet werden. So hören wir denn damals zuerst als fest angenommene Grundlage, die auf der einen Seite, weil wissenschaftlich berechtigt und der Willkür vorbeugend, ihren günstigen Einfluß übte, auf der anderen aber sehr hemmend wurde: Die überlieferte Aussprache, also die Vocalisation des Textes, die noch nicht niedergeschrieben, aber in bestimmter Gestalt herkömmlich war, ist ein Zaun der Lehre, sie muß bleiben, wie sie nun einmal festgestellt, uns übergeben ist, es darf nicht mehr geduldet werden, daß man nach eigener Ansicht damit verfahre.

Nichts sollte nun anders als der vorliegende Buchstabe der Schrift sein, Nichts außer ihm. Allein es waren dennoch so viele Umgestaltungen und Zusätze in Geltung? Daß dieselben wirklich Umgestaltungen und Zusätze seien, durfte man nun nicht zugeben. Sich an den Buchstaben anklammernd, suchte man vielmehr aus ihm Alles heraus zu deuten, Alles sollte von jeher als gültig festgestanden haben, wenn es sich auch in der Schrift nicht vorfand, Alles sollte nicht blos Tradition sein, wie es aus dem ursprünglichen Geiste des Volkes

geboren, den Verhältnissen angepaßt wurde, sondern theils so, daß es mit der schriftlichen Lehre gleichfalls dem Moses mündlich mit gegeben sei in allen seinen Einzelheiten, theils so, daß es in der Schrift angedeutet und enthalten sei nach einer Interpretation, die man bei einem göttlichen Buche, welches kein überflüssiges Wort, keine seltsame Form, keine Unregelmäßigkeit umsonst wählt, als vollkommen berechtigt betrachtete. Aus solchen scheinbaren Andeutungen glaubte man nun die von dem natürlichen Sinne der Vorschriften abweichenden oder neben ihm hergehenden geltenden Bestimmungen genügend begründen zu können. Und so bildete sich eine höchst gefährliche Interpretationsmethode, die zuerst das nun einmal Bestehende in Einklang mit dem vorliegenden Texte zu bringen suchte, dann aber auch selbstständig fortwuchernd gar manche neue Bestimmung schuf. Akiba und seine Zeitgenossen sind Muster und Vorbilder in diesem Verfahren. Daß Akiba für Satzungen, die, ohne in der Schrift angegeben zu sein, dennoch sich befestigt hatten und deren Dauer für alle Zeit daher von früheren Lehrern bezweifelt wurde, weil sie dieselben mit keinem Schriftworte zu belegen wußten, — daß Akiba für sie eine solche Andeutung nachwies, wurde ihm als hohe Virtuosität nachgerühmt, er galt dadurch als der Mann, der dem Judenthum, wie es in der bestehenden Form als unverbrüchlich galt, neue und unerschütterliche Grundlagen gelegt.

Wir haben schon manche Versuche kennen gelernt, wie Akiba Verse seiner Ueberzeugung gemäß deutete, von dem natürlichen Sinne sich weit entfernend. Ein ferneres Beispiel genüge, um das ganze Verfahren zu kennzeichnen. Es ist eine Eigenthümlichkeit der hebräischen Sprache, daß sie den Accusativ bald durch das einfache Hauptwort bald durch Beifügung eines kleinen Wörtchens „eth" bezeichnet. Dies war der damaligen Zeit genügende Veranlassung, da, wo dieses Wörtchen stand, das doch eben so gut hätte fehlen können, einen besonderen Grund dafür aufzusuchen, in seinem scheinbar überflüssigen Vorhandensein nach Andeutungen, die es geben wolle, zu fragen. Nun hat dieses Wörtchen, freilich eigentlich nach anderer Wurzel, noch eine andere Bedeutung, es heißt dann: mit. Das genügte dieser Schule, überall wo das Wörtchen als bloße Accusativbezeichnung steht, es nach dem andern Sinne, d. h. als

„mit" umzudeuten. Man ging in diesem Verfahren so weit, daß man diese Deutung nicht auf die Gelehrtenschulen, auf die Gesetzesdiscussion beschränkte, sondern es auch geradezu in die Bibelübersetzungen hineintrug. Man hatte damals das Bedürfniß gefühlt, für die griechisch redenden Juden neue Uebersetzungen anzufertigen; die alte griechische Siebziger-Uebersetzung, die den alten Standpunkt repräsentirte und mit großer Freiheit verfahren war, hatte ihr ehemaliges Ansehen verloren, und so entstanden mehrere neue griechische Uebersetzungen. Unter ihnen wollte besonders die des Aquila, eines Zeitgenossen des Akiba, den neuen Standpunkt erschöpfend wiedergeben, und er wird dafür mit großer Anerkennung behandelt. Sie preßt den Buchstaben und übersetzt ebenso überall, wo dieses Wörtchen als Accusativzeichen vorhanden ist, als stünde „mit," es wird mit dem griechischen σύν wiedergegeben, obgleich es nicht in den Zusammenhang paßt und den grammatischen Regeln der griechischen Sprache widerstrebt. Dieses Verfahren nun beherrschte die Zeit, und wie es uns in dieser Uebersetzung entgegentritt, verfolgten es auch die Lehrer der Mischnah, — wie die damaligen Gesetzlehrer hießen —; sie deuteten einen jeden Satz, der mit diesem Wörtchen versehen war, dahin, daß noch etwas Anderes mit eingeschlossen sei. Am Anfang schuf Gott „den" Himmel und „die" Erde; auch hier wird der Accusativ durch das Wörtchen „eth" ausgedrückt. Und nun die Deutung: „den" Himmel, „mit dem" Himmel wurden dessen Heere alle mitgeschaffen, „die" Erde, mit ihr wurde Alles erzeugt, was auf ihr sich regt und bewegt. So wird uns von einem Zeitgenossen Akiba's, Simon oder Nehemia dem Amsoniten mitgetheilt, daß er für alle Stellen mit diesem Accusativwörtchen glücklich Deutungen aufgefunden, daß er in diesem Verfahren gewissermaßen seine Lebensaufgabe erkannt. Da gelangte er jedoch an eine Stelle, bei der er stutzig geworden: „Den Herrn Deinen Gott sollst Du ehrfürchten;" auch hier wird der Accusativ mit diesem Wörtchen ausgedrückt. Daß neben dem Herrn noch Anderen Ehrfurcht erwiesen, daß ein anderes Wesen neben Gott mit einer gewissen Gleichstellung genannt werde, das auszusprechen wagte er nicht, er ließ ab von dem Versuche der Deutung. Als man ihn fragte: Du hast soviel Deutungen versucht und hier gehst Du ab? da sprach er: So wie ich Lohn zu empfangen hoffe für die Deutungen, die

ich ausgeführt, so hoffe ich auch Lohn dafür zu empfangen, daß ich sie hier unterlassen habe. Ein schöner Wahrheitssinn! Akiba aber genügte es nicht, er war muthiger, consequenter, er fand eine Deutung. Neben Gott dem Herrn sollst du auch die Träger der Lehre ehren, auch die Weisenschüler, wie sie genannt wurden.

Dieses eine Beispiel genüge, um zu zeigen, mit welcher Aengstlichkeit auf der einen Seite der Buchstabe gewahrt, und mit welcher Willkürlichkeit auf der andern derselbe gepreßt wurde, so daß das Verschiedenartigste daraus gedeutet werden konnte. Dieses ängstliche Anklammern an das Gegebene war eine traurige Nothwendigkeit, wenn nicht Alles in Trümmer zerfallen sollte. Der Geist konnte sich nicht in seiner Freiheit offenbaren; einer Welt, die roh und gewaltsam ihm entgegentrat, würde er in seiner flüssigen und innerlichen Weise nicht haben widerstehen können, er bedurfte eines harten ihn umgebenden Stoffes, der schützenden Hülle, des Schirmdaches, unter dem die zerstreuten Glieder sich fest aneinander schlossen. Wir erfahren von Akiba, daß er weite Reisen machte; wir wissen nicht genau zu welchem Zwecke. Doch kaum unterliegt es einem Zweifel, daß er es auf diesen Reisen nicht versäumte, die zerstreuten Glieder in den verschiedenen Ländern aneinander zu ketten, so daß sie Theile eines Ganzen blieben. Dieses Bestreben leitete damals mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein. In Palästina waren die alten Bande gelöst, ein neues sollte sie nun umschlingen. Freilich wurde das nun ein gar derbes Seil, aber es erfüllte seinen Zweck, es knüpfte fest zusammen, bis die Zeit kam, wo die Hülle gesprengt werden kann und der Geist frei sich entfalten darf.

Die neue Bewegung bewirkte, bei scheinbar krampfhaftem Halten an dem Ueberkommenen, eine völlige innere Umgestaltung, und sie drängte entschieden zu einem Abschlusse. So begegnen wir denn kurze Zeit darauf einem neuen Buche, das aus dieser Bewegung sich hervorarbeitete, es ist die Mischnah. Das Wort bedeutet eigentlich Wiederholung, aber es gilt hier vorzüglich als Lehre. Wiederholung hieß damals Alles; erschien ja Nichts als neu, Alles blos wiederholt, nochmals eingeschärft, was die alte Zeit bereits gegeben hatte. Was die alte Lehre, so redete man sich ein, in kurzen Worten, in leisen Andeutungen dargelegt hatte, wurde hier wiederholt, nur bestimmter und ausführlicher auseinandergesetzt.

Diese Mischnah wurde abgeschlossen von Rabbi Juda dem Fürsten, etwa sechzig Jahre nach Akiba. Akiba selbst scheint bereits eine solche angelegt zu haben, aber zu einem Abschlusse kam sie erst jetzt. In das Einzelne derselben einzugehen kann hier nicht die Aufgabe sein; aber der Geist, der in derselben herrscht, ist schon kenntlich durch den Inhalt, welcher aufgenommen, und die Art, wie der Stoff in ihr geordnet ist. Sie theilt sich in sechs Ordnungen, sie beginnt mit dem Gottesdienst, und man möchte fast glauben, es sei dies eine Demonstration, die Darreichung des großen Schatzes, der erworben worden, indem der Gottesdienst die wahrhafte und dauernde Errungenschaft des pharisäischen Judenthums ist gegenüber dem Priesterthume. In der That ist dieses auch im Ganzen von der Mischnah ziemlich vernachlässigt. Und dennoch füllt die Hälfte derselben die Belehrung über Gegenstände, welche eigentlich der Gegenwart bereits entrückt waren, sie handelt neben den noch weiter gültigen Vorschriften über Festtage, eheliche Verhältnisse, Civilrechtliches und Anderes dergleichen, noch außerdem von den Vorschriften über die Bodenbestimmungen, von den Abgaben, welche von den Bodenfrüchten zu geben seien, von Opfern, Reinheit und Unreinheit. Diese Dinge nehmen die Hälfte und zwar eine starke Hälfte des Werkes ein, Dinge, die aus dem Leben bereits geschwunden waren, in der Gegenwart keine Geltung mehr hatten, sondern nur eine Ueberlieferung der Vergangenheit waren. Allein man lebte eben in der Vergangenheit und stellte diese dar.

Das war die letzte eingreifende That, welche von Palästina auf das Judenthum ausging; wohl feierte es auch in den kommenden Jahrhunderten nicht ganz, trieb noch mannichfache Schößlinge, aber sie waren an sich ohne eigenthümliche Schöpferkraft und erlangten nicht den beherrschenden Einfluß auf die übrige jüdische Welt. Der Boden Palästinas war wankend und schlüpfrig geworden für Israel und seinen Glauben. Das ganze römische Reich bot keinen sichern Platz mehr für dasselbe dar, hingegen eröffnete sich ihm eine neue Gegend oder vielmehr ein Land trat wieder in den Vordergrund, das schon früher Israel als Zuflucht gedient hatte, in welchem die jüdische Aussaat schon früher reichlich aufgegangen war. Unmittelbar nämlich nach R. Juda dem Fürsten d. h. nach dem Abschlusse der Mischnah am Anfange des dritten Jahrhunderts

finden wir eine große Anzahl von Schulen in Babylonien, in dem Lande, wohin ehedem die Zerstreuten des ersten Tempels geführt worden, wo sie still keimten und wuchsen, in dem Lande, aus dem Esra hervorgegangen war, der die Restauration des zweiten Staatslebens unternahm, aus welchem auch Hillel, gleichfalls ein Verjünger des Judenthums, nach Palästina ausgewandert, um seine frische Kraft zur Belebung desselben anzuwenden. Dort begegnen wir rasch aufblühenden Schulen in Nehardea, Sora, Pumbeditha und in manchen andern Orten und zwar nicht Schulen, welche blos weiter lehrten, wie es ihnen übergeben war, wie man es in Palästina noch eine Zeit lang kümmerlich forttrieb, sondern die ihre Aufgabe mit frischem, lebendigem Geiste erfaßten. Bereits ist des bedeutenden Wortes gedacht worden, welches ein dortiger Lehrer aussprach: Wer von Babylonien nach Palästina übersiedelt, begeht eine Sünde, übertritt ein Gebot. Palästina, auf das man als auf die heilige Stätte schaute, dessen Boden als ein heiliger geehrt wurde, das man als von einer gewissen Weihe umflossen ansah, aus Babylonien dorthin zu wandern sollte doch verboten sein! Man fühlte in sich den frischen Geist, fühlte sich in einem neuen kräftigen Lande, in dem das Streben ungehemmt entfaltet werden konnte. Hier war das einzige Reich, wohin die Macht der Römer nicht reichte; die rohe Hand der Parther hatte den Juden eine Zuflucht eröffnet, wie sie sie in der übrigen gebildeten Welt kaum damals fanden. Es gab wohl auch dort Romantiker, die mit Sehnsucht nach Palästina hinblickten. Von einem Solchen wird erzählt, daß er seinem Lehrer heimlich sich entzogen und vierzig Tage gefastet habe, um die frische Lehrweise Babylons zu vergessen und sich in die nüchternere aber kümmerlichere Lehrweise Palästinas einzuleben; die Fasttage mögen kaum bei ihm nöthig gewesen sein, sein Verlangen zeigt eben, daß die Frische bereits in ihm ertödtet war. Doch das waren einzelne Ausnahmen. Der frische Geist, der dort wehte, durchdrang die Schüler und kräftigte sie.

Jedenfalls lebte man nicht ganz außerhalb der Gegenwart; wohl vermißte man gar Manches in ihr, man mußte viele ernste Hoffnungen einer fernen Zukunft übertragen, aber dennoch strich man die Gegenwart nicht so ganz aus, wie man sich daran von Palästina aus gewöhnt hatte. Während man dort sich nur in die

Vergangenheit hineinträumte, die Zukunft nur sich so darzustellen vermochte, daß sie die vergangene Zeit in idealem Lichte wieder herstelle, eine Zukunft, die gar nicht aus dem natürlichen Entwickelungsgange ersprießen konnte, so hatte man in Babylonien einen gesünderen Realismus. Zwischen dieser Welt und den Tagen des Messias, sagte ein dortiger Lehrer, ist weiter kein Unterschied, als der Druck der Völker; die Welt geht weiter, nur der Druck hört auf, es ist dieselbe Entwickelung, dasselbe Staatsleben, nur die Freiheit tritt ein mit ihrem Alles belebenden Hauche. Während man in Palästina das ganze damalige Staatsleben, wie es außerhalb Israels herrschte und auf dasselbe drückte, als ein unberechtigtes betrachtete, keinen von da ausgehenden Rechtsspruch als gesetzlich, als Ausfluß einer berechtigten Macht anerkannte, vielmehr als Lehre aufstellte, man dürfe Rechtssprüche blos von einem jüdischen Gerichte verlangen, jeden andern müsse man, selbst wenn er denselben Grundsätzen folgte, als unberechtigt verwerfen: lehrte man in Babylonien, daß das Staatsgesetz, da es auf rechtlichen Grundsätzen gebaut sei, Bedeutung und Wirksamkeit, Berechtigung und religiöse Geltung habe. Solche Gedanken entspringen einer Anschauung, welche der Gegenwart ihr Recht zuerkennt, dasselbe zu würdigen weiß. Sprüche der Art werden uns namentlich von einem Lehrer S a m u e l mitgetheilt und dieser wird uns überhaupt als ein Pfleger der Wissenschaft geschildert. Er soll die Arzneikunst betrieben haben und wohl bewandert gewesen sein in Mathematik und Astronomie. Ihm wird der Spruch beigelegt: Mir sind die Pfade des Himmels klar und licht, wie die Pfade in Nehardea. Wir wollen nicht den Buchstaben pressen, nicht die Wahrheit dieses Ausspruches nach seiner Ausdrucksweise prüfen, jedenfalls zeigt er uns, daß dort die Wissenschaft wohl gepflegt wurde, und wenn dies besonders von der Sternkunde gilt, so hat dies seinen Grund in deren engem Zusammenhange mit der Bestimmung der Festtage.

Denn hier treffen wir wieder auf einen Punkt, der die Selbstständigkeit Babyloniens auf eine sehr beachtenswerthe Weise bekundet. Die Feste nach ihrer herkömmlichen Zeitbestimmung festzuhalten, ist etwas, worauf eine jede Religionsgesellschaft einen mächtigen Nachdruck legt. Welche Streitigkeiten sind in der ersten christlichen Zeit über den Tag geführt worden, an dem Ostern gefeiert werden

solle, wo die Einen den 14. Nissan, die Andern den Sonntag darauf als den richtigen aufstellten. Gewaltige Spaltungen entstanden daraus, und zu den verschiedensten Zeiten hat die Frage über die Festfeier mehr getrennt als innere Differenzen. In Israel nun war es früher Sitte, daß Boten ausgeschickt wurden, um auf hohen Bergen den Neumond zu erblicken, wonach dann, wenn er bezeugt war, von den Gerichten der Beginn des Monats und demgemäß die Festtage festgestellt wurden, Sendlinge des Gerichtes nach allen Aufenthaltsorten der Juden hin die Feststellung verkündeten. Palästina's Einfluß jedoch wurde schwächer, die Bande lockerer, man fühlte das Bedürfniß, der Abhängigkeit von Palästina enthoben zu sein, die Festtage in einer bestimmten Weise zu ordnen. Dazu gehört ein großer Entschluß, von dem alten Verfahren, von dem Befragen der sichtbaren Naturerscheinung, wie man es auch in dem Buchstaben der Schrift wiederzufinden glaubte und ihm so das Siegel der Göttlichkeit aufgedrückt hatte, abzugehn und eine neue Feststellung einzurichten. Ein solches Unternehmen kann nur aus einer frischen Zeit hervorgehen, und es ward damals vollführt. Es verbirgt sich uns in seinen Anfängen, auf einmal steht es da, ein bestimmter Kalender wird aufgestellt, so daß die Festtage nach fester Berechnung geordnet wurden, ohne daß man das Hervortreten des Neumondes zu beobachten hatte. Eine solche Feststellung wurde angenommen, damit fiel manche Consequenz des frühern Verfahrens. Das Neujahr mußte in der alten Zeit oft zwei Tage gefeiert werden, weil man am ersten Tage nicht wußte, ob der Neumond schon eingetreten sei, und oft war erst der zweite Tag der richtige. Diejenigen, die entfernt wohnten und die daher die Verkündigung des Neumondes erst in der Mitte des Monats erfuhren, konnten auch für die Feste, die in der Mitte des Monats gefeiert werden, den in Jerusalem anerkannten Tag noch nicht wissen und mußten auch diese Feste zwei Tage feiern. Nun aber bei festgestelltem Kalender schwanden die Zweifel, der Grund zu einer Doppelfeier fiel weg. Für das Neujahr zwar wurden die zwei Tage festgehalten, denn man sprach: Wenn der Tempel wieder errichtet wird, treten ja auch die frühern Vorschriften von der Erkundung des Neumonds wieder ein; dann wiederholen sich die Fälle, daß zwei Tage gefeiert werden müssen, und so ist es besser, daß

wir es auch jetzt dabei bewenden lassen. Für die andern Festtage aber fühlten sie, daß eine doppelte Feier unnöthig war. Allein die Palästinenser sandten zu ihnen: Bleibet bei dem Brauche Eurer Väter. Palästina fühlte sich durch eine Umgestaltung der früheren Bestimmung verletzt. So war in Babylonien eine neue Feststellung erstanden, und nicht genug, daß die Berechnung an Stelle der Sichtbarwerdung trat, sondern man verschob auch für manche Fälle die Feste ganz und gar. So fand man es lästig, daß Sabbath und Versöhnungstag nach einander treffen sollten, daß also der Versöhnungstag auf einen Freitag oder Sonntag falle, wie es früher wohl vorkam und wie die Mischnah ausdrücklich bezeugt. Solche zwei gewichtige Feiertage hintereinander zu begehen, griff jedoch störend in alle Lebensverhältnisse ein; um dieses zu verhüten, richtete man nun ein, daß das Neujahr nicht am Mittwoch oder Freitag gefeiert werde, man verrückte die Feste, wenn sie nach der Berechnung des Mondlaufes auf einen dieser Tage fielen. Das war ein kühner Eingriff, die Bestimmung, die man sich erlaubt hatte, schnitt tief in die bisher geltenden Einrichtungen, aber sie griff durch und wurde für alle Zeiten herrschend.

Auch sonst noch bewies man seine Unabhängigkeit von Palästina. Für Palästina ist der Winter die Regenzeit, und für diese Regenzeit ist im Gebete eine bestimmte Formel aufgestellt: Gieb Thau und Regen zum Segen. Wann tritt in Palästina diese Regenzeit ein? In der ersten Hälfte des Marcheschwan, im November. Aber Babylonien hatte ein anderes Klima, da trat die Regenzeit etwa einen Monat später ein, erst 60 Tage nach der Sonnenwende des Thischri. Wir beten für uns, sagten die Babylonier, nicht für Palästina, für unsern glücklichen Winter, für das Gedeihen der Frucht in unserer Gegend. Und man richtete ohne Scheu ein, daß dieses Gebet erst später gesprochen wurde. Sehen Sie den Unterschied zwischen dieser kräftigen Zeit und den darauf folgenden schwächlicheren! Damals in Babylonien wagte man, kurz nachdem man sich vom Boden Palästina's entfernt hatte, als die Wunde über dessen Verlust noch frisch blutete, in der Nähe des Landes, das damals noch großen Einfluß übte, dennoch mit Entschiedenheit sich in dem Gebete von dessen Formeln loszusagen, wenn sie den Bedürfnissen des eigenen Landes nicht entsprachen. Die spätere Zeit blieb

hingegen babylonisch. Für uns nun giebt es überhaupt keine besondere Regenzeit, bei uns besteht die Verschiedenheit der Jahreszeiten nicht darin, daß in einer kein Regen erforderlich und nur für die andere gedeihlich ist, daß mit einem bestimmten Zeitpunkte der Regen eintreten muß, wenn er fruchtbar sein soll, und dennoch bleiben wir babylonisch und sprechen die Formel zur Zeit, die für Babylonien, und dort mit Recht, bestimmt war. Nicht einmal palästinensisch verfahren wir; das würde doch noch irgend einen Sinn haben im Hinblick auf das heilige Land der Zukunft: doch nein, auch dieser Gesichtspunkt leitet nicht, wir sprechen die Formel zu der blos für Babylonien passenden Zeit.

Allerdings Babylonien war eine geistige Weltmacht geworden; es hatte sich zwar nicht vollständig von Palästina emancipirt, war wohl in dessen Geiste fortgefahren, aber doch mit selbstständiger Kraft, mit Kühnheit und hellem Sinn, so daß sein Einfluß auf die spätere Zeit ein dauernder blieb. Es herrschte dort ein gesunder, hie und da derber Realismus, und die religiösen Aeußerungen sind zuweilen schroff, hart, aber nicht kränkelnd und schwächlich. Jene derbe Natur zeigt sich auch in den dortigen Sagen und Legenden, die oft sehr sinnlich sind, aber auch plastisch und aus einer gewissen Vollkraft des Lebens hervorgehend. Die gesunde Natur bekundet sich auch in dem kräftigen sittlichen Sinne, der überall durchbricht. Nicht blos jede Ungerechtigkeit wird mit Tadel belegt, sondern auch jede Handlung, die Jemanden zu einer irrigen Auffassung verlocken könnte, selbst wenn sie es nicht beabsichtigt; dafür wird der malerische Ausdruck gebraucht: einen Diebstahl begehen an der Vermuthung des Andern. Entweihung des göttlichen Namens heißt es, wenn ein Mann, der als Lehrer der Religion sich eines hohen Ansehens erfreut, nicht sogleich seine Bedürfnisse bezahlt und zum Scheine verleitet, als wolle er sich dessen entschlagen. Es war ein Leben von gediegenem Kern, wenn auch hier und da der Stoff als spröde erscheint.

So blühten dort die Schulen längere Zeit fort; es entwickelte sich manches Neue, wenn auch die freie Wissenschaft nicht unter den Parthern gedeihen konnte. Bei aller Aeußerlichkeit offenbart sich ein scharfer durchdringender Verstand, so daß durch die Sammlung der dortigen Discussionen das Judenthum vor Versumpfung

bewahrt blieb. Die Sammlung schloß sich an die Mischnah an. Noch am Anfang des VI. Jahrhunderts fuhren die Schulen fort in ihren Verhandlungen, ein förmlicher Abschluß fand nicht statt, aber eintretende trübe Zeitumstände bewirkten ihn von selbst, und so trat mit einem Male Schluß und Stillstand ein. Die Gemara, d. h. Lernen, Erschließen, wie man dieses an die Mischnah sich anschließende Werk nannte, der babylonische Thalmud, wie nun Mischnah und Gemara zusammen hießen, wurde demnach nicht abgeschlossen, er schloß sich von selbst, er wurde nicht als gesetzlich angenommen, aber er erwarb sich selbst seine Geltung und erhielt sie fort, bis — eine neue geistig ebenbürtige Macht auftritt. Eine vollständig freie Entwickelung konnte sich zur damaligen Zeit nicht gestalten, aber es wurden Furchen gezogen für spätere Aussaat, der Boden wurde frisch erhalten, daß er mit neuem Keime erfüllt werden kann.

Unterdeß war das römische Reich seiner Zersetzung immer mehr entgegengegangen, das schwach gewordene römische Heidenthum wurde noch zuletzt verfolgungssüchtig im Gefühle seiner Ohnmacht; nach und nach zerfiel es in sich und konnte neuen Mächten nicht widerstehen. Das Christenthum in seiner Vermittelung zwischen Heiden- und Judenthum nahm an Bedeutung und Ansehen zu, überwand das zerbröckelte Heidenthum und schwang sich auf den Thron empor. Auch diese neue Kraft, das kirchliche Leben, vermochte das alternde römische Reich nicht zu verjüngen, so daß es den hereinbrechenden Stürmen hätte widerstehen können, sie hauchte ihm nicht einen vollen neuen Geist ein, der den Fluthen hätte einen Damm entgegenstellen können. Als diese Fluthen der Völkerwanderung sich mit einem Male über es wälzten, brach das römische Reich zusammen, die Barbarei ging über dasselbe hin, vielleicht eine nothwendige Barbarei, um frische rohe Kräfte in die Welt zu bringen. Die Kirche war nun die Trägerin des einzigen kümmerlichen Ueberrestes von Bildung, soweit sie dieselbe aufzunehmen gestattete. Für das Judenthum war eine trübe, traurige Zeit gekommen, im Vergleiche mit diesen Zeiten hatten seine Genossen früher nur an dem Becher der Leiden genippt, jetzt sollten sie ihn vollständig leeren. Selbst die rohen Völker stellten dem Judenthume keinen so heftigen Widerstand entgegen, wie ihn nun die Kirchenversammlungen organisirten. Diese verbieten jeden Verkehr mit Juden; nicht blos das

eheliche Bündniß zwischen ihnen und den Genossen der christlichen Kirche, auch ein jeder Freundschaftsbund wird verpönt, ein jeder traute Umgang als zur sicheren Verdammniß führend dargestellt und davor gewarnt. So paarte sich die Rohheit der Völker mit der raffinirtesten Gehässigkeit einer Religion, die es einer andern nicht verzeihen konnte, daß sie noch immer existirte und unter den Lebenden weilte, während sie behauptete sie längst aufgezehrt zu haben. So schien es, als sollte die Menschheit der Barbarei gänzlich verfallen. Doch der Geist der Menschheit schläft nie ganz, wenn auch ein Theil derselben erschlafft; wenn er hier mühsam einherkeucht unter den riesenhoch aufgethürmten Schwierigkeiten, rafft er sich anderswo auf mit einer ungeahnten Energie. Da tagt es denn mit einem Male in einem Volke, auf dem der Blick noch nie geruht, das man bis dahin ganz unbeachtet gelassen hat. Ein neuer Factor trat in die Menschheit ein, der mehrere Jahrhunderte lang die Leuchte vorantrug: es war das Araberthum.

4.

Der Islam.

Am Anfange des siebenten Jahrhunderts schien in der That die Welt in volle Barbarei versunken zu sein; überall Dürre und Geistesöde, nirgends ein lebendiger Quell, der durchströmend neu befruchtet. Die alte griechische und römische Bildung war so gut wie vollständig untergegangen, im griechischen Kaiserreiche war die Bildung zusammengeschrumpft in engherzige Förmlichkeit, in höfische Etiquette und die Sprache selbst, jene schöne und bildsame, war verwildert. Die alte römische Bildung war längst marklos geworden und man kannte sie kaum mehr dem Namen nach. Die lateinische Sprache, welche sich noch als Gelehrtensprache erhielt, war kaum mehr zu erkennen, wenn man den Maßstab der alten Classicität anlegte. In dem Christenthume war es so weit gekommen, daß die Kenntniß der Ursprachen, auf welchen sich die Religion erbaute, in welchen deren heilige Bücher geschrieben waren, ganz und gar entschwunden war. Im dritten und vierten Jahrhundert hatten noch Kirchenväter mit gelehrtem Sinne Mittel zusammengesucht, um die Kenntniß der heiligen Schriften zu verbreiten, ihr Verständniß zu vermitteln. Origenes hatte sämmtliche griechische Uebersetzungen der hebräischen Bibel, wie sie von Juden nach der Siebzigerübersetzung ausgegangen waren, nämlich auch diejenigen, die im zweiten und dritten Jahrhundert entstanden, die des Aquila, Symmachus, Theodotion zusammengestellt, um in solcher Weise eine richtigere Auffassung des Bibeltextes zu vermitteln, und seinen Bemühungen verdanken wir noch heute die Kenntniß

dieser schätzbaren Ueberreste des Alterthums, wenn auch nur in dürftigen Trümmern, soweit die über sie herstürzende Unwissenheit sie nicht zerstört hat. Hieronymus hatte Hand angelegt, um die alte lateinische Uebersetzung, wie sie aus der griechischen der Siebziger geflossen und mit einer Masse von Irrthümern behaftet war, nach neuen jüdischen Forschungen zu berichtigen und eine neue lateinische Uebersetzung anzufertigen. Ihm folgte auch nach manchem Widerstreben die christliche Kirche, und diejenige lateinische Uebersetzung, welche noch heute im Katholicismus die kanonische ist, die als die alleingültige betrachtet wird, die sogenannte Vulgata, beruht hauptsächlich auf der durch Hieronymus nach der jüdischen Grundschrift und der von Juden empfangenen Belehrung berichtigten Auffassung. Das geschah im dritten und vierten Jahrhundert. Unterdessen aber schwand die Kenntniß der alten Sprachen gänzlich dahin, und natürlich verloren auch die Schriften die Beachtung, — es war Trockenheit und Dürre.

Im Judenthume war gleichfalls die letzte schöpferische Kraft, die zwar nicht verjüngte, aber dennoch mit Selbstständigkeit auftrat, jene babylonischen Schulen, die in dem Bewußtsein ihrer Vollkraft tief einwirkten, auch umgestalteten, auch sie war versiegt. Das Partherreich fiel, mit seiner Frische sank auch die Blüthe der babylonischen Schulen, — auch hier deckt Alles bald düsteres Schweigen. Aus dem Anfange des siebenten Jahrhunderts dringt kaum irgend ein Laut zu uns, keine literarische Erscheinung ist vorhanden, höchstens daß etwa in Palästina noch ein Nachwuchs der Legendenbearbeitung sich hervorwagte, die vielleicht dieser Zeit, vielleicht aber auch einer spätern angehört. Da ersteht nun eine neue Erscheinung, da tritt die Urkraft plötzlich schöpferisch hervor unter einem Volke, das bis dahin von der Cultur durchaus nicht bedacht worden war, das auf seinem abgesonderten Boden, in einzelnen wandernden Stämmen ungebunden lebte. Der Islam entstand.

Die Entstehung und der Verlauf des Islam ist eine der belehrendsten weltgeschichtlichen Erscheinungen, wenn wir nur die Empfänglichkeit uns nicht trüben lassen, um die geschichtlichen Ereignisse nach ihrem wahren Werthe unbefangen zu würdigen. Seitdem der Ruf „Der Türke bricht los" nicht mehr Schreck und Verwirrung in die Gemüther bringt, seitdem der Türke in seine

Grenzen zurückgewiesen ist, ist man im Allgemeinen über den Islam zur Tagesordnung übergegangen. Man glaubt, der Islam erhalte sich eigentlich blos von der Christenheit Gnaden, er sei ein todtkranker Mann, dessen Auflösung man in jedem Augenblicke entgegensehn dürfe, dessen Leben nur künstlich erhalten werde, nur die gegenseitige Eifersucht der christlichen Mächte friste ihm noch dieses künstliche Leben, bewahre ihn davor hinzusterben, da er sich doch in einem auflösenden Siechthume befinde. Mit dieser Auffassung der Gegenwart glaubt man sich auch einer tieferen Betrachtung über die frühere Bedeutung des Islam überhoben. Ist aber schon die Beurtheilung der gegenwärtigen Zustände des Islam einseitig und oberflächlich, unterschätzt man die bedeutenden Lebenskräfte, die in dessen Innerem noch gähren, wenn sie auch nicht mehr so wild hervorstürmend nach der Oberfläche hin drängen: so ist namentlich jene geringe Berücksichtigung seiner Vergangenheit eine arge Verkennung einer bedeutsamen geschichtlichen Macht.

Sechs Jahrhunderte waren verflossen, seitdem eine neue Religion erstanden war; dieselbe hatte die mächtigsten Reiche der Welt schon damals inne, hatte die Säfte der ganzen alten gebildeten Welt in sich aufgenommen und sich weithin verbreitet. Da entsteht wiederum eine neue Religion in einem culturlosen Volke, eilt raschen Laufes, siegesmuthig fast durch die ganze bekannte Welt, nimmt die besten und schönsten Provinzen des griechischen Kaiserreichs hinweg, verbreitet sich über Afrika, nimmt in Europa schöne Länder in Besitz, Sicilien, Süd-Italien, Spanien, eine Zeit lang den südlichen Theil Frankreichs, und bleibt lange ein sehr gefährlicher Feind Europas und des Christenthums, wird eine gefürchtete Macht, die Jahrhunderte lang die Entscheidung der Weltangelegenheiten in ihren Händen hat, und selbst dann, als die ursprünglichen Träger dieses Glaubens ermatten und zusammensinken, tritt ein wilder und für Cultur unempfänglicher Stamm auf, erfrischt dieses zusammenbrechende Reich. Die Osmanen kamen und nicht nur daß sie eine neue Befestigung bieten, sie zerstören noch den letzten Rest des griechischen Kaiserthums, die alte Mutterstätte des Christenthums, Constantinopel fällt in ihre Hände und noch Jahrhunderte später stehen sie da als eine bedrohliche Macht. Ein Jahrtausend herrscht der Islam über einen großen Theil der Welt und zählt auch heute

noch seine Bekenner nach Millionen. Und nicht blos daß er herrscht, daß er Macht entfaltet, sondern einen großen Theil dieses Jahrtausends trägt er die Fackel der Wissenschaft voran, geht die Bildung von ihm aus, ist er der erfrischende Quell, der die Geister nicht vertrocknen und einschlummern läßt. Das ist eine großartige und merkwürdige Erscheinung!

Nothwendig muß diese Religion Wahrheiten enthalten, die ihr zu einem solch raschen und lang anhaltenden Siege verhalfen. Aber nicht die Wahrheiten allein, die sie verkündet, die noch dazu nicht neu waren, bereiten ihr diesen Triumph, vielmehr daß diese Wahrheiten in einer der damaligen Zeit gemäßen und den Völkern, unter welchen sie verbreitet wurden, angemessenen Form ausgedrückt waren, ist es, was dem Islam eine so bedeutende Uebermacht gab. Der Islam verkündet Wahrheiten, die er freilich nicht geschaffen, mit allem Nachdrucke, und sie führten ihm allerdings die Ueberzeugungen zu. Die Einheit und Unbildlichkeit Gottes ist sein Symbol, die Lehre, die er mit aller Entschiedenheit aufrecht erhält, und eine jede Verkümmerung dieses Gedankens ist ihm ein Greuel. Diese Wahrheit ist siegreich seinem Schwerte vorangezogen, hat die Macht an seine Fahnen geknüpft. Noch ein andrer Umstand verlieh dem Islam hohe Bedeutung. Er trat der mittelalterlichen Krankhaftigkeit mit dem gesunden Gefühl der Gegenwart entgegen. Der Islam hatte nicht ein Ideal der Vergangenheit, dem er entgegenstrebte, nicht die schwächliche Sehnsucht in sich, blos Zustände, wie sie ehedem waren, abzuspiegeln, er lebte in der unmittelbaren Gegenwart und suchte diese zu benutzen und zu erfrischen. Diese Gesundheit seines Wesens gab ihm eine reale Macht innerhalb der Weltgeschichte, ließ von ihm die Ermunterung zur Entfaltung der lebendigen Kräfte ausströmen, während sie anderswo lange Zeit sich kränkelnd aufzehrten. Aber grade auch die Mängel und Schwächen, die der Islam in sich trug, weil sie der Zeit angehörten, weil sie den Völkern geziemend waren, unter welchen er sich verbreitete, grade sie sind in gleichem Maße Ursache und Sicherung seiner raschen Verbreitung.

Der Islam, sagte ich, erkennt in Gott den Einzigen, Unbildlichen, er erkennt in ihm die einzige Macht, die allein herrscht, neben welcher keine andere bestehen kann, neben der überhaupt Nichts geachtet

werden darf, er verehrt in Gott den Allmächtigen. Gott ist groß, Gott ist allmächtig, das ist der Ausruf, auf den er mit wahrer Eintönigkeit immer wieder zurückkommt. Allein er verkündet von Gott nicht auch zugleich die Heiligkeit, die Reinheit, mit der er sich über alles Böse erhebt, die tiefere Erkenntniß des sittlichen Wesens, als dessen Ideal auch das Göttliche erkannt werden muß, wird in der ganzen Ausarbeitung seiner Lehre, in den vielfachen Lobpreisungen, welche der Koran, sowie auch die späteren Schriften wiederholen, vermißt; eine Vertiefung in die sittliche Weltordnung, in den sittlichen Fortschritt, der von dem Urquell aller Reinheit ausgeht, findet sich im Islam nicht. Kaum daß ein Wort für heilig in der arabischen Sprache vorhanden ist. Mohammed gebraucht allerdings die Bezeichnung Gottes als des Barmherzigen, und es ist hinlänglich bekannt, daß der größte Theil der koranischen Suren mit der Ueberschrift beginnt: Im Namen Gottes des Barmherzigen, des Erbarmenden. Aber gerade diesen Ausdruck: barmherzig, „rachman" hat er dem Judenthume entlehnt, Wort und Begriff sind nicht in ihm selbst entstanden, sind nicht aus dem arabischen Geiste geboren, sondern sie sind geheischt, herübergenommen aus dem Quell, aus dem er so Vieles entnommen hat. Er bediente sich eines Wortes, das unter den babylonischen Juden ganz gewöhnlich geworden, welche statt des früheren Ausdrucks die „Schrift sagt" sich der Formel bedienten „Der Barmherzige sagt, rachmana". So sehr war dieses im Judenthum der gewöhnliche Ausdruck geworden für Gott. Allein während nun Mohammed aus seiner jüdischen Umgebung dieses Wort gerne aufnahm und mit an die Spitze seines Systems stellen wollte, fand er entschiedenen Widerstand gegen diese Bezeichnung, sie blieb eine blos koranische, das Volk vertauschte dieselbe mit einem anderen Ausdrucke, welcher „Herrscher, Herr über Alles" bedeutet. Die tiefere sittliche Erkenntniß fehlt dem Islam, wie sie den Arabern selbst fehlte; der Mensch nach seinem höheren Werthe, nach der tieferen Bedeutung seines Wesens kommt im Islam nicht zu seinem vollen Rechte. „Gott ist groß," „Islam", die Hingebung an ihn, die volle Hingebung, ohne zu fragen, ohne für sich selbst einen Anspruch zu haben, sich selbst gewissermaßen ausstreichen, indem Gott allein waltet: das ist der ganze tiefere Kern des Islam. Daß der Mensch ein Göttliches in sich trägt, daß auch er die tiefere sittliche

Bedeutung in sich entfalten kann, seinen Beitrag zu liefern hat zur Veredelung des Weltganzen, die Krone der Schöpfung ist nach der vollen geistigen und sittlichen Erkenntniß, das ist ein Gedanke, der im Islam nicht zum wahren Bewußtsein gelangt ist. Stumpfe Resignation ist das Höchste, das Beste, was der Mensch darbieten, womit er Gott verehren kann, — die wahre Gotteskindschaft, die im Judenthume so schön ausgedrückt ist und die auch die Tochterreligion von ihm aufgenommen hat, ist im Islam etwas Fremdes, Unerkanntes.

Der eigentliche Menschenwerth ist aber überhaupt im Arabervolke nicht nach seiner wahren Bedeutung erkannt worden. Ein jedes tüchtige Volk gestaltet einen festen Kern aus sich, der nicht von den Zufälligkeiten der Vorfälle abhängig, einen fast unwandelbaren Mittelpunkt ausmacht, um den sich das Ganze gruppirt. Die besten alten und neuen Völker hatten einen solchen Kern aus sich herausgearbeitet, alte Geschlechter, Familien, die durch ein vom Vater auf den Sohn sich forterbendes Verdienst ihre Bedeutung in sich selbst trugen, die ihre Pflichten und Erforderniſſe aus ihrem inneren Werthe schöpften, die es wohl erkannten, welche Aufgabe ihnen gerade wegen ihrer höheren gesellschaftlichen Stellung obliege. Ein solches Patriziat, eine solche Aristokratie ist, wenn sie nicht erstarrt, wenn sie nicht in eitelem Gepränge, nicht in Ansprüchen von Vorrechten untergeht und versteinert, eine solche Concentrirung der Besten und Würdigsten, wenn sie sich erfrischt durch die Hinzunahme neuer und gesunder Kräfte und so die Jugend sich erhält, bildet die sittliche Grundlage eines Volkes, sie findet sich auch in allen Völkern, die eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt haben. Griechen und Römer, Juden und die neueren europäischen Völker kennen einen solchen Mittelpunkt innerhalb des Volkes, der seinen Werth auch dann nicht ganz einbüßt, wenn ihm die Macht aus den Händen entwunden ist. Völker hingegen, bei denen blos der Wink des willkürlichen Despoten oder der dröhnende Massenschritt gebietet, wo die augenblickliche launenhafte Gunst erhebt und wieder in das Nichts der Bedeutungslosigkeit hinabschleudert, sind wie zusammengewürfelte Haufen, die bald sich weit ausdehnen, bald auseinanderstieben. Das war die Eigenthümlichkeit der Völker, denen der Islam zuerst entgegengebracht wurde. Der persönliche Werth des Menschen lebte

in diesen Völkern nicht nach seiner vollen Erkenntniß, und so war der Islam, der gleichfalls denselben negirt, ihn in den Hintergrund drängt, gerade besonders diesen Nationen angemessen. Im neunten und zehnten Jahrhunderte machte sich unter den Arabern eine Philosophenschule geltend, welche nicht als rechtgläubig betrachtet, im Gegentheile mit argwöhnischen Blicken angesehen wurde; Brüder der Reinheit nannte man deren Genossen. Sie stellten manche für die damalige Zeit wichtige wissenschaftliche Untersuchungen an, und da ist uns unter anderen von ihnen auch überkommen eine Darstellung des Streites zwischen dem Menschen und den Thieren. Die Thiere beklagen sich darüber, daß der Mensch sie auf willkürliche Weise unterjocht, und die Thiere erhalten Recht. Der Vorzug des Menschen vor dem Thiere, der allerdings nun einmal durch seine Vernunft geboten ist und den er nicht von sich abschütteln kann, ist, weil er der sittlichen Weihe entbehrt, nicht nach seiner wahren Berechtigung anerkannt.

Das sind Schattenseiten des Islam, ein Krankheitsstoff, der von vorn herein ihm innewohnte und nothwendig auch zu seiner Entartung, zu seiner Schwächung beitrug. Aber gerade deshalb war er geeignet den Völkern zuzusagen, denen er entgegen gebracht wurde. Die Religion des Islam breitete sich aus, weil sie in der Disposition der Völker lag, die sie beherrschen sollte. Die Disposition des Volkes, die Eigenthümlichkeit der Zeitverhältnisse ist es — und das ist eine große Lehre, die wir aus dem Islam, aus seinem Auftreten und aus seiner Machtentfaltung schöpfen — die eine Religion in das Leben einführen und für lange Zeit demselben erhalten. Der Mann, der es versteht, der Träger der Zeit und Volksstimmung zu sein, der es begreift, wie man eine allgemeine Wahrheit in das kleidsame Gewand hüllt, kleidsam für die Blicke der Menschen, welche sich zu ihr bekennen sollen, der Mann ist der Träger einer zeitgemäß gestalteten Idee, er dringt mit seinen Bemühungen durch. Ein solcher Mann war Mohammed, der Stifter des Islam. Die Religion breitete sich so schnell schon bei Lebzeiten Mohammed's aus, daß wir veranlaßt sind, alles Verdienst und alle Bedeutung auf ihn zurückzuführen. Wenn irgendwo, in irgend einer Religion von ihren Wirkungen aus auf die Dignität des Stifters ein Rückschluß berechtigt ist, sollte man denken, müßte es im Islam der

Fall sein. Mohammed schuf Alles, bei seinen Lebzeiten ward der Islam schon eine siegreiche Macht, er selbst ist der Verfasser des heiligen Buches, das er, wenn auch nicht selbst niederschreibt, doch niederschreiben läßt. Das Wort „Es giebt keinen Gott als Allah, und Mohammed ist sein Prophet," ist vom ersten Entstehen des Islams bis zum heutigen Tage das Schiboleth desselben geblieben, das Credo, durch welches man in ihn eintritt. Mohammed ist somit der wahre und volle Träger des Islam. Hat der Islam, wie unstreitig, eine hohe Bedeutung erlangt, so sollte man denken, der Stifter müsse ein Mann gewesen sein, der hoch emporragte über das gewöhnliche Menschenmaaß. Und dennoch, Mohammed war kein großer Mann, nicht ein Geist, der bewältigend und unterjochend die andern Geister unter sich beugt, der durch seine eigene Bedeutung leicht und willig Aufnahme findet bei den Einsichtsvollen und Emporstrebenden, durch seinen leuchtenden Strahl Andere in den Schatten stellt, Mohammed war kein großer Mensch, er hatte nicht die sittliche Erhabenheit, diese stille hohe Größe, die die Gemüther an ihn fesselte. Mohammed war vielmehr unwissend; er zeichnete sich durch keinerlei Geistesüberlegenheit aus. Mohammed fröhnte den Leidenschaften und der sinnlichen Gier in jeder Weise. Züge von sittlichem Adel, von tieferer Empfindung werden uns von ihm keine mitgetheilt. Die Araber sind naiv genug, daß sie uns seinen Charakter in seiner vollen Nacktheit ungeschmückt und ungeschminkt darstellen; kein Unbefangener wird Mohammed unter die Heroen zählen. In dieses Urtheil stimmen auch diejenigen ein, die sich mit Vorliebe den arabischen Studien und dem arabischen Wesen zuwenden und durch keinerlei religiöse Vorurtheile verblendet sind, und es genügt, wenn ich statt aller sonstigen Zeugen die Worte eines gründlichen, geistvollen Forschers anführe: „Glühender Enthusiasmus, sagt derselbe, gepaart mit gemeiner Schlauheit, reine Aufopferung für einen höheren Zweck mit niedriger Selbstsucht, Nachgiebigkeit, ja Abhängigkeit von Andern mit Zähigkeit, und Hingebung mit Verrath: dies sind einige der widersprechenden psychischen Eigenschaften an Mohammeds Charakter" (Sprenger, Moh. I. 313). Und dennoch ist er Religionsstifter, Träger einer Religion, die einen solch' mächtigen Einfluß ausgeübt hat und noch bis zur Stunde ausübt. Er ist es, weil er die Wahrheit, wie sie in der damaligen Disposition des Volkes lag, in sich

aufnahm, weil er, von ihr erfüllt, ihr diente, und so wurde er immerhin ein Wohlthäter der Menschheit.

Ja, er nahm diese Wahrheiten auf, war nicht deren Schöpfer, er hat sie blos aus dem Judenthume herübergenommen. Die Entstehung des Islam enthüllt uns ein Stück jüdischer Geschichte, das ohne denselben uns ganz und gar verborgen geblieben wäre. Die dortigen Juden übten keinen besonderen Einfluß auf die innere Gesammt-Entwickelung des Judenthums aus; räumlich fern liegend, geistig ohne höhere Bildung, ohne gelehrte Gesetzeskenntniß, blos mit Einzelnem bekannt durch ihre Verbindung mit den Gegenden, welche die Stätten höherer Bildung unter den Juden waren, traten sie in den Hintergrund, ihr ganzes Leben und Sein blieb verborgen. Nur durch den Islam, durch seine Entstehungsgeschichte lernen wir sie kennen. Die Juden waren von alter Zeit in Arabien viel verbreitet; wann sie zuerst hingekommen, wir können es nicht mit Bestimmtheit angeben. Jedoch wenn wir auch neueren Vermuthungen, welche sie in die älteste Zeit versetzen, zur Urbevölkerung Arabiens machen wollen, noch nicht das Recht geschichtlicher Thatsachen einräumen können: soviel bleibt sicher, die jüdische Bevölkerung Arabiens war schon in den ersten christlichen Jahrhunderten in weitem Maße durch das ganze Land verbreitet. Aus dem VI. Jahrhundert erfahren wir von mächtigen jüdischen Königen, welche im südlichen Arabien, in Yemen, die Herrschaft mit Muth und Kraft führen und das Judenthum weithin verbreiten; das Reich wird dann durch christlich-äthiopische Könige zerstört, allein es hat seine Erinnerungen in das ganze Araberthum tief eingeprägt. Aber auch im eigentlichen, nördlichen Arabien, wo die neue Religion entstand, waren zahlreiche jüdische Stämme angesiedelt, die das volle arabische Gepräge an sich tragen. Unabhängig wandern sie umher, treiben Viehzucht, widmen sich weniger dem Ackerbau, da für ihre spärlichen Bedürfnisse der fruchtbare Boden hinlänglich von selbst darbot, führen unter sich und mit Nachbarn häufig blutige Fehden, vereinigen sich dann auch wiederum in einer gemeinsamen Stadt, die der Sammelplatz für Tausch, Kauf und Verkauf ist, und zwar namentlich in der arabischen Stadt Jethrab, die nachher Medina, eigentlich Medinath al Nabi hieß. Es waren arabische Stämme mit arabischer Eigenthümlichkeit, aber zugleich mit der vollen Hingebung an den Glauben der Väter.

Ich will ihnen einen Mann vorführen als Beispiel, er mag Zeugniß ablegen für den Sinn, welcher in diesen Stämmen und namentlich in den Besseren unter ihnen herrschte. Am Anfange des VI. Jahrhunderts lebte Samual ben Adija auf einer festen Burg auf Ablak in Taima; Samual, das arabisirte Samuel, war ein Fürst, weit berühmt in seiner Gegend. Spöttisch wies jedoch manche tadelnde Stimme auf die Geringfügigkeit der jüdischen Stämme, auf die geringe Anzahl des jüdischen Volkes selbst hin. Mit männlichem Stolze tritt er in einem Liede — denn er liebte Gesang und Dichtkunst, wie die Araber überhaupt, jenes sang- und klangreiche Volk — diesem Vorwurfe der tadelnden Stimme entgegen:

So eines Mannes Ehre von Schmach ist unbefleckt,
So steht ihm wohl jedwed Gewand, das ihn bedeckt.
Er leget muthig seiner Seele Schweres auf,
Sonst richtet sich zur Ruhmeshöhe nicht sein Lauf.
Sie wirft uns vor, nur wenig sei uns'res Volkes Zahl,
Ich sagt' ihr: Wenig sind der Edlen überall.
Nicht winzig ist ein Häuflein, das sich zu halten weiß,
Wie wir, nach Höchstem ringend Jüngling so wie Greis.
Was thut's, daß wenig wir, da doch bei uns geehrt
Der Schützling ist, der bei den Vielen wird versehrt.
Uns ist ein Berg, der schirmt den Freund in unserm Schutz,
Er bietet unersteiglich dem zagen Blicke Trutz.
Sein Grund im Boden festgewurzelt, zum Gestirn
Trägt unerreichbar ihn die hohe Felsenstirn.

Sie haben hier vom Schützling gehört, der in seiner Burg unversehrt sei, ja geehrt werde. Die Gastfreundschaft, die besondere Tugend der Araber, gegen denjenigen, der sich dem Hause anvertraut hat, mit voller Hingebung und Treue ihn zu schützen, legt er sich nicht mit Unrecht bei, er bewährt sie vollkommen in seinem Leben. Er ist ein Freund von Amrulkais ben Hodschr aus dem Stamme der Kend. Dieser wird von seiner Macht gestürzt; um dieselbe wieder zu erringen, sucht er Hilfe am griechischen Kaiserhofe. Doch bevor er sich auf den Weg macht, übergiebt er seine ganze Habe seinem Freunde Samual, fünf werthvolle Panzer. Amrulkais richtet am Kaiserhofe nichts aus und stirbt bald darauf. Da erscheint vor der Burg Alhareth, ein Feind des Amrulkais, und verlangt, daß die Panzer ihm herausgegeben werden. Samual verweigert die Herausgabe, Alhareth belagert die Burg, sie trotzt seinem wilden Anstürmen.

Da geht einst die Amme, eine Sklavin, mit dem kleinsten Kinde des Samual aus der Festung heraus, Alhareth fängt sie auf und droht nun dem Belagerten, daß er, wenn er die Panzer ihm nicht herausgebe, sein Kind ermorden werde. Samual schwankt einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, dann spricht er:

„Die Panzer kann ich nicht ausliefern und Anvertrautes veruntreuen; thue was Du thun willst. Verrath ist ein Halsband, das nicht rostet; mein Sohn hat Brüder."

Er giebt sie nicht heraus, das Kind wird gemordet, aber Alhareth muß unverrichteter Sache von der Burg abziehn. Wiederum spricht manche Stimme sich mißbilligend über Samuals Verfahren aus, doch er erwidert:

O Tadlerin, laß ab den Mann zu tadeln,
Den man schon oft dem Tadel trotzen schaute.
Du solltest, irrte ich, zurecht mich weisen,
Nicht irren mich mit unverständ'gem Laute.
Bewahrt hab' ich des kendschen Mannes Panzer;
Verrath' ein Andrer das ihm Anvertraute!
So rieth vordem Adija mir, mein Vater:
O reiß' nicht ein, Samu'al, was ich baute!
Er baute fest die Veste mir, in welcher
Dem Dränger Trotz zu bieten mir nicht graute.

Ein Dichter der damaligen Zeit, Ascha, rühmt deshalb den Samual und stellt ihn als Muster auf:

Sei wie Samual, als ihn hart umdrängte
Der Kriegsfürst mit des Heeres Waffenlast:
„Steh' zwischen Kinderlosigkeit und Untreu,
's ist schlimme Wahl, die Du zu wählen hast."
Doch er sprach schnell gefaßt: Ermorde Deinen
Gefangnen, ich beschirme meinen Gast.

Daß ein solcher Mann noch manche andere Fehden zu bestehen hatte, ist natürlich, er verzagte aber nicht und sprach:

Wenn zweifelhaft und mißlich stehn die Sachen,
Die Folgen beim Bedenken bange machen,
Die Knochen bricht der enggeschnallte Brustgurt,
Den Brüdern untreu werden matt die Schwachen:
Dann meid' ich was bequemer meiner Schwäch' ist,
Und thu' was frommt die Ehre zu bewachen.

Und als es nahe seinem Ende ging, sprach er:

Möcht' wissen, wann sie meinen Tod einst klagen,
Was mir die Klagefraun für Zeugniß geben,

Ob sagen: Geh nicht von uns, denn in mancher
Bedrängniß wußtest Du uns zu erheben;
Dein Recht zu nehmen ließest Du Dir nicht wehren,
Und ließest Dich nicht mahnen es zu geben.

Sie sehen hier einen stolzen arabischen Emir, der auf seine Tüchtigkeit und seinen gerechten Sinn, auf seine Treue und zugleich auch auf seinen Stammesursprung mit Stolz hinblickt. So waren die jüdisch-arabischen Stämme der damaligen Zeit. Und bei dem Auftreten Mohammeds sehen wir eine große Anzahl derselben, die Benu Kainoka, Benu Nadhir, Benu Chaibar und andere bald mächtigere, bald weniger bedeutende in die Geschichte Mohammeds selbst und in den Gang der Ereignisse eingreifen. Mit einzelnen Personen hatte er einen besonders lebhaften Verkehr, wie mit Abdallah ben Salam, Phinehas u. A. Von ihnen entnahm er die Wahrheiten, die er im Koran vortrug und die im Islam zur Geltung kamen. Die Einheit Gottes und seine Unbildlichkeit, die die Grundlage des Islam ausmachen, sind aus dem Judenthume genommen, und die ganze Darstellung der Wahrheiten ist vollständig eine jüdische. Die religiösen Hauptbegriffe sind selbst mit den hebräischen Worten dem Judenthume entlehnt: die Schechinah als die Allgegenwart Gottes, das Gan Eden als Paradies und Lohn der Guten, Gehinnom als Bestrafungsort der Bösen, und noch viele tief eingreifende Begriffe und Worte sind aus dem Judenthume in den Islam und die arabische Sprache übergegangen, ohne daß sie dort eine selbstständige Wurzel hätten, sie sind vollständig übertragen. Die ganze Darstellung, die er seiner Lehre giebt, ist von jüdischer Färbung, er belegt seine Lehre mit Beispielen aus der jüdischen Bibel, aus der jüdischen Geschichte. Lesen konnte er freilich die Bibel nicht; aber der Umgang, den er mit jüdischen Stämmen hatte, machte ihn mit den Erzählungen derselben bekannt, er behält die Färbung für die biblischen Geschichten, die legendenhafte Ausschmückung, in welche Thalmud- und Midrasch sie gehüllt haben, vollkommen bei und so werden sie in dem Koran vorgetragen.

So ist das Judenthum, wenn auch nicht die Mutter des Islam, wie es die des Christenthums ist, doch seine Amme, die ihn mit ihren besten Säften und Kräften nährte, doch seine Lehrerin, welche den Schüler ausstattete und groß zog. Ob der Pflegesohn

die Amme, der Schüler die Lehrerin mit größerem Wohlwollen behandelte, als der Sohn die Mutter? In der ersten Zeit nahm es den Anschein. Anfangs nämlich buhlte Mohammed um die Gunst der Juden sehr, that ihnen vieles zu Liebe, führte, um sie zu gewinnen, den Fasttag Aschura ein, d. h. den Fasttag des 10. Thischri, er wollte die Kiblah, die Richtung des Gebetes, statt wie nach alter arabischer Sitte nach Mekka, nach Jerusalem als dem heiligen Orte der Juden feststellen. Dennoch fand er nur eine kleine Anzahl Anhänger unter den Juden, der größere Theil ließ sich nicht dazu bestimmen ihm als Propheten zu huldigen. Natürlich! Neues wurde ihnen in seinen vorgeblichen Offenbarungrn nicht dargeboten, im Gegentheile fanden sie die reichen Schätze, die sie bereits hatten, in der neuen Religion nicht vollkommen wieder. Jemehr Mohammed den Juden geschmeichelt, um so tiefer kränkte ihn die Erfolglosigkeit seiner Herablassung, er verfolgte sie nun als Ungläubige. Mächtige und zerstörende Kriege entbrannten, und jeder neue Sieg des Islam ließ die Juden dessen Uebermacht härter fühlen. Wohl verheißt der Koran den Juden, gleich Christen und Sabiern, wahrscheinlich auch einer damaligen christlichen Secte, als Bekennern des einzigen Gottes, Duldung, während die Götzendiener vertilgt werden sollten; aber das freundliche, wohlwollende Verhältniß zwischen Islam und Judenthum war aufgehoben.

So tritt der Islam auf ohne neuen Schöpfungstrieb, roh und gedankenarm, wild und in stürmischem Waffenklirren. In seinen religiösen Einsichten und Empfindungen ein Zögling des Judenthums, wendet er sich bald feindlich gegen seinen geistigen Führer. Und dennoch ist es wie eine frische Luft, die von ihm aushaucht! Denn der Islam gleicht nicht einem siechen Greise, der im Gefühle seiner dahinschwindenden Kraft um so eifersüchtiger darüber wacht, daß die Macht nicht seinen Händen entschwinde, um so hartherziger jeden Versuch eignen Rechtes als einen Eingriff in seine legitime Gewalt bestraft, der kleinlich und mißtrauisch keinen frischen Gedanken aufkommen läßt und überall hin Siechthum verbreitet. Nein! der Islam war wie ein übermüthiger Jüngling, der keck eingreift in die Verhältnisse, oft wohl zerstörend und verwüstend, aber aus Ueberfülle an Kraft, die dann doch wieder wie ein frischer Lebenshauch kräftigt. Auch der lebendige Drang zum Bauen und Ge-

stalten pulsirt in ihm, verjüngt die Gesammtheit seiner Umgebung, mit frischer Empfänglichkeit hat er auch den gesunden Sinn für Edles und Hochherziges und bildet es rasch in sich aus. Der Islam breitet sich aus, achtet wenig in der ersten Zeit Wissenschaft und Bildung. Omar soll die Bibliothek zu Alexandrien verbrannt haben mit den Worten: Wenn in diesen Büchern etwas Anderes steht als im Koran, so sind sie götzendienerisch; steht dasselbe darin, so sind sie überflüssig. Kaum ist aber ein Jahrhundert vergangen, da erwacht in den Bekennern des Islam ein brennender Eifer sich alle Bildung anzueignen und dieselbe, mit neuem Safte durchströmt, der Welt zu übergeben. Von den syrischen Heiden erhalten sie die Ueberreste der griechischen Bildung, die Schätze der alten Weisheit überliefert, bald sind sie aus dem Syrischen ins Arabische übersetzt, und neu erhebt sich die Bildung im Mittelalter, die Schätze des Wissens eröffnen sich wieder und werden verwerthet sowohl für die Moslemen als auch für diejenigen, die unter ihnen lebten, und das ganze Mittelalter nährt sich an dieser neu erschlossenen Nahrungsquelle. So vergilt der Islam, wenn auch nicht mit freundlichem Wohlwollen, aber doch durch die innere Lebenskraft, die er von sich ausströmt, dem Judenthume das, was er von ihm geborgt, ersetzt ihm zum Theile auch was er an ihm verschuldet hat.

5.

Karäer. Erwachen der Wissenschaft.

Ein Jahrhundert war vorübergegangen nach der Entstehung der neuen Religion, des Islam, und bereits hatten ihm die Waffen ein großes, weites Ländergebiet erobert, bereits war auch geistige Bildung in das mächtige Reich tief eingedrungen. Die frische Jugendlichkeit, die von dem neuen Glauben und dem jungen Volke, aus dem er herausgeboren war, ausströmte, gab auch denjenigen Bewohnern der großen Länderstrecken, welche der Islam umfaßte, wenn sie auch nicht dem neuen Glauben huldigten, größere Freiheit in bürgerlichen Verhältnissen, erquickte und erhob auch die Geister. Das neu angeregte wissenschaftliche Streben drang auch in die Juden, welche Arabien und die von ihm abhängigen Länder bewohnten, mächtig ein. In eigenthümlicher Weise äußert sich dies in einer Erscheinung, die uns bald entgegentritt. Eine neue Spaltung erzeugt sich im Judenthume, um 750 tritt Anan ben David, angeblich auch aus davidischem Stamme, auf, und er gründet oder befestigt — wie es in den alten Berichten heißt — das Karäerthum. Ein neuer Name, der bis dahin in der Geschichte noch nicht aufgetreten ist.

Was ist das Wesen des Karäerthums? Die Karäer weisen die Satzungen des Thalmuds und die von ihm behauptete Ueberlieferung derselben ab, sie klammern sich fester an den Buchstaben der heiligen Schrift an. Daher auch der Name: Karäer, Bene Mikra, die Schriftgläubigen, die Söhne der Schrift. Was war die Veranlassung zu diesem neuen Schisma? Die Rabbinen sagen:

Anan sei ein gelehrter, aber ehrgeiziger Mann gewesen, er habe die höchsten Würden erlangen, habe Haupt des Exils und der Hochschule sein wollen, aber man habe ihm nicht getraut und ihn abgewiesen; von seinem Ehrgeize getrieben, habe er nun eine abtrünnige Secte gestiftet. Wieviel oder wiewenig Wahres an diesem Berichte auch immer sein mag, so viel steht fest: Ein einzelner Mann, und sei er noch so bedeutend, seine Geisteskraft noch so überwältigend, seine Beredtsamkeit noch so hinreißend, ein einzelner Mann macht keine neue Richtung, stiftet keine neue Secte; die ganze Zeit muß dafür geeignet sein. Er kann höchstens den richtigen Zeitpunkt erfassen, das Wort, das auf den Lippen Aller ist, zuerst und bestimmt aussprechen; dann entsteht wohl eine neue Richtung, dann mag eine Spaltung sich erzeugen, aber von dem einzelnen Manne geht sie nicht als von ihrem Urgrunde aus. Wir fragen also nochmals: Was war die Veranlassung zur Entstehung des Karäerthums, zum Abfalle der Karäer? Nun, erwidert man, die Satzungen des Thalmuds waren drückend, die auferlegte Bürde war nicht mehr zu ertragen, sie erschien in einer freien angeregten Zeit als unberechtigt, die Deutungen, wie sie zur Begründung dieser Satzungen unternommen wurden, entfernten sich gar zu sehr von dem natürlichen Sinne der Schrift. Die Verständigen und Einsichtsvollen mußten sich davon überzeugen und die Kühnen traten mit ihrem Widerspruche hervor, und als sie nicht in der Gesammtheit durchdrangen, fielen sie ab. Wie schade! fügt man vielleicht noch hinzu, wie schade, daß diese gesunde und verständige Richtung nicht durchdrang, nicht siegend wurde, daß eine Scheidung, die schon vor elf Jahrhunderten entstand, die auf gesunden Grundsätzen beruhte, dennoch sich nicht durchzuarbeiten vermochte.

Wo wir eine solche Trauer über den Verlauf der Geschichte aussprechen hören, eine Trauer über erwartete Erfolge, die nicht eingetreten sind, da dürfen wir mit Bestimmtheit urtheilen: Nicht die Geschichte hat sich geirrt, sondern wir gehen in unserer Auffassung irre; die Ursachen, von denen wir bedauern, daß ihre erwarteten Wirkungen nicht hervorgetreten sind, sind gar nicht vorhanden gewesen. Wenn das Facit nicht stimmt, ist in dem Rechnungsverfahren ein Fehler. Ueberhaupt vergißt man bei einem solchen Urtheile fast ganz daran, daß wir erst in der Mitte des achten

Jahrhunderts stehn, wo zwar wissenschaftliche Anregung vorhanden war, Viele sich bemühten Kenntnisse zu erwerben, mancher freisinnige Gedanke sich hervorwagte, allein eine Verkennung der Zeit wäre es zu vermuthen, daß der Gedanke so mächtig gewesen sei, daß er eine gesonderte Partei gebildet und sie zu einer gesonderten religiösen Genossenschaft zusammengefügt habe. Ueberhaupt entstehen Spaltungen im religiösen Leben keineswegs auf dem Boden der Wissenschaft, der freien Forschung. Die Wissenschaft ist sich zu sehr ihrer Allgemeingültigkeit, ihrer Aufgabe, die ganze Menschheit zu umfassen und zu erleuchten, bewußt, als daß sie Spaltungen erzeugte, als daß sie sich zu einer eignen Secte absonderte. Sie hat zu sehr das volle Vertrauen allmälig bis in die untersten Schichten hineinzudringen, das Licht in die tiefsten Winkel hinzutragen, als daß sie sich selbst in einen engen Raum abschließe. Niemals ist eine religiöse Spaltung lediglich aus dem Boden der Wissenschaft hervorgegangen. Nur wenn der Druck eine Richtung, die ihre Berechtigung anspricht, gewaltsam niederbeugen, die Macht sie nicht aufkommen lassen will und so die Schaar, die sich um den Gedanken gesammelt hat, hinausdrängt, wenn ferner Häupter der herrschenden religiösen Richtung sich als unwürdig zeigen und dennoch den Anspruch der Heiligkeit machen, dennoch als berechtigte Vertreter des Heiligthums geehrt werden wollen, wenn dem Gewissen des Volkes dabei ins Antlitz geschlagen wird, so daß es innerlich empört und entrüstet wird: dann erst treten Spaltungen ein. Da mag allerdings die Wissenschaft vorbereitet haben, mitwirken, die Freiheit des Geistes anbahnen, den neuen Glauben in einer geordneten, in sich zusammenhängenden Form ausarbeiten, aber von der freien Forschung aus geht nimmermehr eine Spaltung. Die herrschende jüdische Richtung hatte aber damals weder die Macht noch den Willen zu verfolgen, ihre Vertreter waren schlichte und fromme Gelehrte; die Wissenschaft erlitt nicht Druck und Zwang, das sittliche Gewissen hatte nicht Spott und Hohn zu erdulden. Die freie Forschung hatte keine Veranlassung, für ihre Jünger eine eigene Fahne zu entfalten, sie unter sich als gesonderte Schaar zusammenzuschließen.

Die Karäer sind aber auch gar nicht die Vertreter des Fortschritts, die Repräsentanten freisinniger Gedanken, die Karäer sind — um es kurz zu sagen — die geistigen und leib-

lichen Nachkommen der Sadducäer, sie sind die Alterthümler der damaligen Zeit, wenn auch durch eigenthümliche Umstände mancher helle Strahl sie beleuchtet, mancher frische Gedanke von ihnen ausgeht. — Wir haben die Sadducäer aus dem Auge verloren, blicken wir nochmals auf sie zurück! Mit der Zerstörung des Tempels hatte eigentlich ihr Bestand aufgehört. Sie waren ehedem die Priester, die Vornehmen, die Herrschenden, geknüpft an Opferdienst und Tempel, an Aemter, an Verwaltung. Alles dieses war mit einem Schlage daniedergeworfen; die Sadducäer, schon während der Zeit des zweiten Tempels vielfach zurückgedrängt von der Geistesstärke der Pharisäer, mußten nun in sich versinken. Aber eine große, mächtige Partei hört dennoch nicht mit einem Male auf; wir hören auch in späteren Jahrhunderten ihren Namen widerklingen, die thalmudischen Schriften sprechen von ihnen widerwillig, so absichtlich sie sie übergehen, sie könnten uns sicher mehr über sie mittheilen, als sie in ihren kargen Berichten thun, aber dennoch klingt oft der Name der Sadducäer durch. Der Opferdienst war geschwunden, der Tempel existirte nicht mehr; aber Verschiedenheiten, wie sie im Leben zwischen Sadducäern und Pharisäern stattfanden, Verschiedenheiten in Bräuchen und Satzungen hörten damit nicht ganz und gar auf, die Nachkommen der Sadducäer hatten diese sehr ernst unter sich erhalten. Sie hatten kein literarisches Leben, an dem sie sich erfrischen konnten, aber sie siechten fort, wenn auch durch einige Jahrhunderte unbemerkt.

Es mag manche Umgestaltung in ihnen selbst vorgegangen sein, namentlich in einem Punkte, der mehr innerlich war und nicht in das praktische Leben eingriff. Die Zukunfts-Hoffnungen hatten einen Streitpunkt gebildet zwischen Sadducäern und Pharisäern; während die letzteren die Auferstehung der Todten anerkannten, eine neue Zeit ersehnten, an der sie selbst auferstehend Antheil nehmen würden, von ihr eine Kräftigung des Staats- und Volkslebens, des ganzen religiösen Daseins erwarteten und diese Erwartung mit Eifer und Gluth in sich nährten, wiesen die Sadducäer dieselbe ab, sie verlangten nicht, daß die Zustände eine Umgestaltung erführen, sie lebten nicht in der Zukunft, ihnen genügte die Gegenwart, die für sie befriedigend war. Das hatte sich jedoch nun sehr geändert, auch den Sadducäern war die Gegenwart keineswegs

mehr eine erfreuliche, im Gegentheile, sie als die Nachkommen des Patriziats, der Herrschenden, mußten es besonders tief und schmerzlich empfinden, daß sie von der früheren Höhe herabgesunken waren, sie mußten nun die Hoffnung, welche ehedem die Pharisäer allein hegten, die Hoffnung auf eine neue Zukunft, auf eine Wiederherstellung des alten glänzenden Verhältnisses, gleichfalls in sich nähren und ihren früheren Protest gegen die Auferstehung aufgeben. So mögen noch manche andre Umgestaltungen vorgegangen sein. In stillen, ruhigen Zeiten, wo der Gedanke nicht lebendig angeregt ist, schwinden bei allem Festhalten an dem Alten dennoch so manche Schroffheiten dahin, ohne daß es bemerkt wird, ohne daß man davon erfährt; es entsteht, wenn auch nicht eine Annäherung, doch ein Abschleifen der Gegensätze. So mag es sich wohl mit den Sadducäern zugetragen haben und Jahrhunderte gehen vorüber, in denen sie still in ihren Kreisen leben, ohne hervorzutreten.

Da tritt mit einem Male eine neue Zeit ein, ein frischer Hauch durchweht dieselben, es ist als wenn es in den erstarrten Gliedern zuckte, als wollte ein Geist in die todten Gebeine fahren, um sie zu beleben. Auch die zerstreut Dahinsiechenden fühlen das Bedürfniß sich zu sammeln, damit sie nicht ganz untergehen, die Freiheit giebt ihnen Raum und Gelegenheit dazu, es wird die Ueberzeugung eines Jeglichen geachtet; wir erfahren es aus den trümmerhaften dunklen Berichten, daß der Kalif den Karäern ausdrücklich die Erlaubniß ertheilt, sich zu einer Secte zu constituiren. So erstarkt das Verlangen, sich in seiner alten Besonderheit wieder aufzuraffen. Der Name Sadducäer war freilich anrüchig geworden; man hatte die Erinnerung an manche ihrer Abweichungen, die jetzt geschwunden waren. Ueberhaupt lag es in der Zeit, daß mit jedem Jahrhunderte fast neue Namen auftraten; es prägen sich in ihnen neue Verhältnisse aus. Hießen die Lehrer der Mischnah Tannaim, die Lehrenden, so nannte man die der Gemara Amoraim, die Redenden, ihnen folgten die Saboraim, die Meinenden, und ihnen wieder die Geonim, ein prächtigerer Name, wie er wahrscheinlich unter den Arabern erst aufkam, die Excellenzen, Namen für die Schulhäupter, wie sie ihnen unter den verschiedenen Verhältnissen gegeben wurden. So mag es uns nicht wundern, wenn auch die Sadducäer einen neuen Namen sich beilegten, da sie nicht in

allen Glaubenspunkten die Alten sein, aber dennoch im praktischen Leben vollkommen ihre Grundsätze sich bewahren wollten. Sie hießen Anfangs, wie es geschichtlich bezeugt ist, **Ananiten** nach dem Namen des Stifters, erst allmälig drang, zugleich mit mancher Abweichung von den Aufstellungen des zwar weiter hochgehaltenen Anan, der Name Karäer durch.

Die Karäer sind geistige und leibliche Nachkommen der Sadducäer, und dieselben Annahmen, wie wir sie von diesen aus den trümmerhaften Berichten theils vollkommen kennen lernen, theils uns zu erschließen vermögen, dieselben finden sich bei den Karäern wieder, nur in einer gewissen Verschärfung, mit einer schrofferen Consequenz, die im Laufe der Zeit dann wieder ermattet. Die Sadducäer hatten auf das Opferwesen entschiedenen Nachdruck gelegt; das konnten allerdings die Karäer nicht mehr, denn der Opferdienst hatte aufgehört, da der Tempel nicht mehr stand. Aber als er zerstört war, traten Einzelne auf, die in ihren Grundsätzen den Sadducäern verwandt waren, und sprachen: Wir dürfen von nun an nicht Fleisch und nicht Wein mehr genießen, denn von dem Fleische müßten Abgaben für den Tempel dargebracht, der Wein durch Libation geweiht werden, und da wir dies nicht können, wenn der Altar fehlt, so ist uns Genuß von Fleisch und Wein ganz untersagt. Die Pharisäer traten ihnen siegreich entgegen. Kaum jedoch traten die Karäer auf, da hören wir, daß sie verbieten während des Exils Fleisch zu genießen. Freilich das dauert nicht lange, im Laufe der Jahrhunderte schwindet diese Schroffheit, aber grade in der ersten Zeit, welche den geschichtlichen Anstoß zunächst enthüllt, tritt sie mit großer Schärfe hervor. Ja auch dann, als diese Schärfe wich, als das Halten am Tempel nachließ, finden wir, daß sie die rabbinischen Regeln für das Schlachten mit großer Strenge festhalten, ja sie noch überbieten. Wie kommen sie dazu? Sie, die den Buchstaben der Bibel befragen, fanden ja da keine Andeutung von Schlachtregeln, die nur in der thalmudischen Ueberlieferung und Deutung ihre Begründung haben? Allein offenbar ist das ganze Schlachtverfahren den Gewohnheiten entnommen, welche die Priester bei dem Schlachten der Opferthiere zuerst eingeführt hatten; es war ein ächt sadducäischer Brauch, der bei ihren Mahlen zur Uebung kam, und den die Pharisäer auch für sich im

Bestreben nach priesterlicher Weihe übernahmen. Natürlich mußten auch die Karäer diese Regeln als bindend erachten. Andererseits wäre es bei einer erst neu eintretenden Lostrennung naturgemäß gewesen, jenes frischeste religiöse Lebenselement, den Gottesdienst mit seinen entsprechenden Formen, beizubehalten; wenn auch nicht biblisch angeordnet, hatte er doch genügende Anknüpfungspunkte und mußte sich längst zum Lebensbedürfnisse, zum Eigenthume aller Bekenner gestaltet haben. Nicht so die Karäer, sie können Gottesdienst und Gebet nicht abweisen, aber gerade den lebensvollen Inhalt, der hineingegossen war, verschmähten sie und stellten sich dürftig und zusammenhanglos einzelne Bibelstellen zusammen, die in dieser Weise kalt und trocken waren. Allein es war ein Werk des Pharisäismus, von dem sie sich fern gehalten hatten, das in ihnen nie lebendig geworden war. — Umgekehrt galten Reinheit und Unreinheit namentlich in jenen Kreisen, die entweder selbst dem Priesterthume angehörten oder sich ihnen anschlossen, mit aller Peinlichkeit; die Pharisäer milderten dieselben allmälig und als der Tempel gefallen war, so wichen sie fast ganz von ihnen ab und betrachteten sie als unanwendbar; die Karäer halten mit Zähigkeit und Strenge daran. In Betreff mancher verbotenen Fetttheile, des Gebrauches, den man von dem nicht gehörig Geschlachteten machen dürfe, bestanden Streitigkeiten zwischen Sadducäern und Pharisäern, die sich auf die Karäer vollständig vererben, ohne daß der Buchstabe der Schrift entscheidend wäre für die Einen oder die Andern, lediglich nach den Verschiedenheiten der alten Richtung, an die die neue sich anschließt.

In vielen Gebräuchen für Sabbath und Festtage gingen Sadducäer und Pharisäer ziemlich weit auseinander, die Sadducäer strenger und finsterer, während sie vielleicht für sich selbst, für ihre priesterlichen Functionen diese Strenge nicht beobachten zu müssen glaubten, die Pharisäer vielfach erleichternd. So legten die Pharisäer einen sehr entschiedenen Werth darauf, daß der Sabbath durch helle Beleuchtung geweiht werde. Das ist verständig und sachgegemäß, aber sie legen um so mehr Werth auf das Sabbathlicht, als grade die Sadducäer entschieden behaupteten, daß der Spruch „Ihr sollt kein Feuer anzünden in allen euren Wohnungen am Sabbathtage" nicht blos das Anzünden, sondern auch das Brennenlassen verbiete; gerade ihnen gegenüber machten die Pharisäer alle

möglichen Demonstrationen. Die Karäer folgten blindlings den Sadducäern nach und führten mit den Rabbaniten, weil sie sich am Sabbathe des früher angezündeten Lichtes bedienten, einen heftigen Kampf. Die Pharisäer suchten die Vorschriften oft gegen den buchstäblichen Sinn der Schrift mit den Bedürfnissen des Lebens auszugleichen. Der Spruch „Es gehe Keiner von seinem Orte am siebenten Tage," war früher dahin gedeutet worden, daß man am Sabbathe überhaupt nur sehr kurze Wege machen dürfe, und eben so war das Verbot des Lasttragens außerhalb des Hauses mit großer Strenge aufrecht erhalten worden. Die Pharisäer wußten durch mancherlei Fictionen scheinbare Raumverbindungen, durch den Erub, die Weggrenze zu erweitern, das „Haus," innerhalb dessen allein etwas getragen werden dürfe, auszudehnen, Erleichterungen, die freilich auf Fictionen beruhten, aber für die Bedürfnisse geeignet waren. Die Sadducäer bestritten sie, ihnen folgten die Karäer und schmähten heftig die Rabbaniten — wie von nun an die Pharisäer hießen, als die Anhänger der Rabbanim, der Lehrer, — daß sie es wagten, die Vorschriften listig zu umgehen.

Die Sadducäer oder wenigstens ein Theil von ihnen, die Boëthusen, behaupteten, das Wochenfest, Schabuoth, sei am Sonntage zu feiern, nicht sieben Wochen nach dem Pesachfeste; die Pharisäer treten dagegen mit aller Entschiedenheit auf, ja sie richten sogar deswegen das Zählen der Tage vom Pesach bis zum Schabuothfeste ein, so daß jeden Tag gesprochen wurde: Der und der Tag ist heute, nicht, wie die Boëthusen es aussagen, daß es ein anderer Tag sei. Die Karäer folgten den Boëthusen vollständig, auch sie bestimmten, daß das Wochenfest stets am Sonntage gefeiert werden müsse. Unterdessen hatte sich aber, wie früher erwähnt, die Differenz verschärft, über das ganze Kalenderwesen ausgedehnt. Man hatte in Babylonien den Kalender nach neuen Grundsätzen festgestellt, nicht mehr nach Sichtbarwerden des Neumondes, sondern nach Berechnung mit Hinzunahme einzelner vom Leben verlangten Bestimmungen. Neumonde und Festtage waren nun ein- für allemal feststehend, ohne daß man Boten auszusenden hatte, um das Sichtbarwerden des Mondes zu befragen. Die Schrift giebt nun darüber keine Andeutung, wie die Neumonde festgestellt werden sollen, die Berechnung fand in ihren Worten kein Hinderniß; allein in der

alten Zeit war sie nicht üblich, von ihr aus schrieb sich die Sitte, den Neumond zu sehen und durch Zeugen zu verkünden. Es liegt ganz im Wesen der Sadducäer, daß sie von der neuen Berechnung keinen Gebrauch machten, weil sie nicht alt war, sondern durch die Entwickelung der Zeiten sich erzeugt hatte, und wirklich weisen die Karäer mit großer Entschiedenheit auf die alte Sitte hin, und halten an ihr fest. Mit Triumphe erzählen sie, daß die Rabbaniten einstmals das Neujahr gefeiert hätten, als noch der alte Mond sichtbar gewesen. Die Rabbaniten achten nicht darauf, sie bleiben mit Recht bei ihrer einmal festgestellten Berechnung, die ihre Gültigkeit behalten muß, wenn nicht Unsicherheit eintreten soll, sie kümmern sich um den kleingeistigen Spott der Karäer, der buchstäbelnden Alterthümler, nicht. So könnte ich noch gar Manches hinzufügen, was die vollständige Uebereinstimmung des Karäismus und Sadducäismus belegt und was namentlich auch beweist, daß der Karäismus nicht aus dem Bedürfnisse des Fortschritts hervorgegangen ist, sondern aus der Anforderung des Stillstandes. Aus dem Bedürfnisse des Stillstandes könnte ich sagen, denn allerdings der Stillstand fühlte in seiner Angst ein Bedürfniß, sich zu befestigen, sich zu erhalten gegenüber der Kraft der Entwickelung, die durch die Zeit hindurchzog.

Das wiederholt sich in der Geschichte immer, daß gerade in Zeiten, wo ein gesundes Leben die ganze Masse durchweht und erfrischt, wo zu erwarten ist, daß die Entwickelung siegreich durch alle Glieder hindurchzieht, diejenigen, die krampfhaft an dem Alten festhalten wollen, um so mehr die Anforderung in sich fühlen, sich enger aneinander zu schließen, auszuscheiden, damit nicht in ihre Glieder dieses neue Leben hineinfahre; sie müssen sich nun um so enger zusammenschaaren, mit um so schärferer Consequenz ihre Grundsätze durchführen, mit noch größerem Nachdruck, als es früher geschehen ist. Während sie früher im Gehenlassen nicht angsterfüllt aufgeschrieen haben und sich selbst gehen ließen, müssen sie sich nunmehr aufrütteln, ihr Protest muß laut und scharf ertönen, ihr Widerstand muß ihnen zum Bewußtsein kommen, sich verschärfen. Wer dieses laute Hervortreten der Stillstandsrichtung als einen Rückfall der Zeit betrachten wollte, irrt sehr; im Gegentheile dieser schrille Mißton des Stillstandes, dieser scheinbare Rückschritt der

Zeit ist das beredteste Zeugniß für die Macht der Entwickelung und des Fortschritts, der alle ergreift. So war auch das Auftreten des Karäismus ein Zeichen von den lebhaften Strömungen der Zeit.

Freilich der Karäismus enthielt zum Theil auch gesündere Elemente. Vergessen wir nicht, daß die Entwickelung, welcher er fern geblieben, nicht eine ganz klare und reine genannt werden darf, sie war in trüben Zeiten vor sich gegangen. Die Umdeutung der Schrift, wie sie durch den Thalmudismus und Rabbinismus vorgenommen wurde, entsprach keineswegs einer vernünftigen Auffassung des Wortes; indem nun die Karäer auf den Buchstaben der Schrift entschiedener zurückgingen, regten sie ein Bibelstudium an, das höchst fruchtbar wurde. Aber sie regten nur an, doch reiften die Früchte nicht durch sie. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß grade diejenigen Männer, welche nur die Schrift und nur diese als ihr kanonisches Buch betrachteten, welche ausschließlich an ihr hielten und um so eifriger sie durchzuarbeiten und zu erforschen verpflichtet waren, daß diese Männer dennoch nichts Bedeutendes leisteten in der Erklärung der Schrift, daß sie dennoch hinter den Rabbaniten weit zurückstehen, von diesen auch in diesem Punkte Vieles lernen müssen und endlich dahinsinken und siechen. Jene schöne Eigenthümlichkeit, welche der Pharisäismus und seine Verjüngung, der Rabbanismus, aufweist, sich immer voll und frisch in den Gang der geistigen Entwickelung einzuleben bei allem Festhalten an seinen eigenen Grundsätzen, sie tritt im Karäismus sehr wenig hervor. Fast immer dasselbe finden wir in den jüngeren Schriften wiederholt, was die älteren bereits entwickelt haben. Jene andere schöne Aeußerung der Lebensfrische im Judenthume, überall sich ansiedeln, überall sich heimisch fühlen zu können, überall, wo ein neuer Boden zugänglich wird, mit hinzuwandern und sowohl von dem Boden Nahrung zu ziehen, als auch die eigne geistige Saat hinzutragen, jene schöne Lebensäußerung des Judenthums, welches seinen allgemein menschlichen Sinn bekundet — den Karäern fehlt sie, sie kleben an dem alten Boden, von dem sie nicht lassen können. So klebten sie zuerst an Palästina, hatten dann wohl eine Zeit lang eine Colonie in Spanien, die sich jedoch nicht lange erhielt, und breiteten sich blos im Osten aus. So leben sie noch heute in östlichen Ländern und können sich von ihnen nicht

loslösen. Auch bei ihnen macht sich hie und da eine frische Regung bemerkbar, aber sie ist wie vom fernen Hauche des Rabbanismus angeweht.

So ist denn diese neue Spaltung, die uns entgegentritt, allerdings ein Zeugniß eines neu erwachten Geistes, wenn auch als Gegensatz desselben. Allein wohl war der Geist mächtig erwacht und zeigte sich in der Entwickelung des rabbinischen Judenthums. Sogleich in der ersten Zeit, als die neue Literatur unter den Arabern erblühte, sehen wir Juden mit betheiligt als Uebersetzer, Grammatiker, Astronomen, Naturkundige, Aerzte. Schon in dem siebenten Jahrhunderte, in demselben Jahrhunderte, als die neue Religion entstand, tritt uns Masderschwai, ein jüdischer Gelehrter, entgegen, der übersetzte und mathematische Schriften bearbeitete, ferner Maschallah, der als Astronom und Astrolog eine große Bedeutung einnimmt, Sahl al Taberi und viele andere, die mit unter den ersten Begründern der neuen Literatur erscheinen, die Väter der neuen Bildung genannt werden können. Bald auch bleibt es nicht bei der Mitarbeit, wobei die Juden in der Menge verschwinden, sie tragen die Wissenschaft auch ins Judenthum herüber, geben ihr ein hebräisches Gewand. Es treten aus der damaligen Zeit Schriften hervor, astronomischen und mathematischen Inhalts, die erst in unsern Tagen neu entdeckt wurden und von denen man nun erkennt, daß sie der damaligen Zeit angehören, von arabischem Geiste angehaucht sind und uns zeigen, wie lebendig der wissenschaftliche Geist unter den Juden war. Die astronomische Schrift eines gewissen Samuel gehört dem neunten Jahrhunderte an. Eine mathematisch-geometrische Schrift eines Rabbi Nathan in neun und vierzig Paragraphen, auch Mischnah der neun und vierzig Maaße genannt, gehört gleichfalls der damaligen Zeit an.

Auch eine eigenthümlich mit jüdischen Anschauungen durchwebte philosophische Schrift begegnet uns. Die Philosophie wurde sehr bald unter den Arabern gepflegt, zunächst freilich diejenige Richtung der Philosophie, welche mit der Phantasie mehr in Einvernehmen stand. Die neuplatonische und die neupythagoräische waren die Richtungen, denen man sich zuerst mit Vorliebe anschloß, erst später wurde Aristoteles der Alleinherrscher in der Philosophie unter den Arabern wie das ganze Mittelalter hindurch. Die neu-

pythagoräische Richtung hatte etwas besonders Anmuthendes zur damaligen Zeit. Ihr Grundelement ist die Zahl als das am wenigsten Greifbare, als ein der reinen Anschauung Angehöriges, ohne sinnliche Bekleidung, ein Gedanke ohne Inhalt, eine Anschauung ohne Sichtbarkeit. Diese Richtung ergreift auch das Araberthum, und eine merkwürdige jüdische Schrift aus dem achten oder neunten Jahrhundert erscheint ganz in diesem Gewande. Die zehn Zahlen und die zweiundzwanzig Buchstaben des hebräischen Alphabeths, so lehrt das Büchlein über die Schöpfung (Jezirah), sind das Werkzeug, der Grundstoff, woraus Gott die Welt bildete. Sie sind ein Hauch, eine Anschauung, bei all ihrer Allgemeinheit dennoch der Ausdruck für alles Sinnliche, sie bilden sich in Allem ab. Indem sie sich befestigen, sich sichtbar ausprägen, sind sie die ersten Grundstoffe der Schöpfung, des Weltdaseins. Diese Anschauungen wurden mit manchen jüdischen näheren Bestimmungen bekleidet und zu einem philosophischen Systeme ausgebildet, das später Veranlassung gab zu manchen mystischen Träumereien, ohne daß jenes alte Büchlein selbst so träumerisch und phantastisch wäre. Diese zehn Zahlen, Sefirahs, galten der Kabbalah — der spätern jüdischen Mystik — in Verbindung mit den zwei und zwanzig Buchstaben des hebräischen Alphabeths als die zwei und dreißig Pfade der Weisheit, auf denen sie träumerisch lustwandelt. Allein das Büchlein, das den Anhaltepunkt bildet für diese und ähnliche Phantasmen, ist unschuldig daran, es zeigt uns vielmehr einen ernsten philosophischen Versuch, den ersten Ansatz für spätere gediegenere philosophische Arbeiten.

Immer enger lehnen sich wissenschaftliche Bestrebungen an den eigentlichen Gehalt des Judenthums. Die Araber hatten bald nach der Entstehung des Islam sehr eifrig an der Feststellung ihrer Sprache, an der grammatischen Erkenntniß, namentlich auch an der sichtbaren Darstellung der Vocale gearbeitet. Sie hatten ernste Arbeiten unternommen, wie der Koran als das heilige Buch vorgelesen werden solle. Wie alle semitischen Sprachen, hat auch das Arabische ursprünglich in der Schrift blos den Knochenbau aufgestellt, nur die Consonanten werden durch Zeichen ausgedrückt, der Geist, der sie belebt, der ihnen die verschiedenen Beziehungen giebt, die Vocale sind ursprünglich nicht mit aufgeschrieben. Allein es

kam den Arabern, da sie ein Schriftvolk wurden, ein heiliges Buch hatten, bald darauf an, daß der Laut mit aller Bestimmtheit fest gehalten werde, nicht verschiedene Aussprachen in dieses heilige Buch eindringen und so seinen Inhalt verdunkeln oder gar verdrehen könnten. So wußten die Araber sich Vocale zu erwerben, welche die drei Grundlaute darstellten. Grammatische Schulen entstanden in den verschiedenen Gegenden des islamischen Reichs. Die Juden blieben nicht müßig dabei. Schon längst hatten sie den Text ihrer heiligen Schriften und vieler anderen Bücher der Schrift anvertraut, hatten sich aber immer mit den Consonanten begnügt, die Feststellung der Aussprache der mündlichen Ueberlieferung überlassen. Als man nun unter den Arabern die Vocale erfand, da arbeiteten auch die jüdischen Schulen für ihre Schriften nach gleicher Richtung und zwar mit einer die Araber selbst noch übertreffenden Emsigkeit und Sorgfalt. Auch die kleinste Abweichung des Lautes wurde durch irgend ein Zeichen festgestellt, und sie gestalteten die Vocalisation zu einem durchgearbeiteten Systeme. Ja, es erstanden zwei verschiedene Systeme, eins in Babylonien, ein anderes in Palästina; das letztere, das palästinensische, wurde das herrschende und hat noch Gültigkeit. Bedenken wir diesen Fleiß in den Schulen, diese stille Regsamkeit, die den heiligen ererbten Schätzen zugewendet wurde, so liefern sie uns das beste Zeugniß von der geistigen Arbeitsamkeit, dem wissenschaftlichen Ernste, der die damalige Zeit erfüllte.

Die Araber sind ein Volk, das Gesang und Dichtung liebt. Die Dichtung prägt sich bei ihnen aber mehr in der häufigen Wiederkehr der Schälle aus, als in der Tiefe der Empfindung und in der Kraft des Gedankens. Sie lieben, wie die Kinder, den schönen vollen Klang, der von ihrer vocalreichen Sprache ausgeht, und der Reim ist namentlich unter den Arabern gepflegt worden, und zwar wiederholt sich in ihren Dichtungen derselbe Reim unendliche Male. Eine Kasside geht mit demselben Reime durch und wenn sie auch hundert Strophen in sich enthält; auch in andern Dichtungen, die verschiedene Reimverschlingungen haben, lieben sie es doch, daß der Reim oft wiederkehrt. Sie erfreuen sich ferner an kühnen Bildern; der Schwung der Phantasie in ihren Dichtungen verliert oft das Maß, spottet der Zucht des Gedankens, emporgetragen fliegen sie dahin, und die Klarheit der Anschauung, der

Sinn des Bildes verliert sich im fernen Nebel. Die hebräische Sprache und Anschauung tritt anders auf. Schon in ihrer Vocalisation in der Mitte stehend zwischen der dürftigen aramäischen und der reicheren arabischen, bevorzugt sie nicht Klang und Schall, den Reim kannte sie gar nicht, sie suchte nicht das Auslauten des Klanges auf, vielmehr das Auslauten des Gedankens; sie liebte es den Gedanken, den sie ausdrücken wollte, in verschiedenen Wendungen zu wiederholen, ihn nach allen Seiten zu beleuchten. Dies ist der Parallelismus der Glieder, wo zwei Satzglieder einen Gedanken, aber in verschiedener Beleuchtung darstellen, manchmal durch Gegensatz, manchmal durch Wiederholung, aber immer so daß er voller und in schärferen Umrissen hervortritt. Noch die späteren Gebete, die wir aus den ersten Jahrhunderten nach der Zerstörung des Tempels haben, tragen dieses biblische Gepräge an sich, ohne den Reim anzuwenden. Nun aber lebten die Juden unter den Arabern, der Klang besticht das Ohr, der Schwung der Phantasie zieht mit fort, auch sie versuchten es den Arabern gleichzuthun. Natürlich gelang es in der ersten Zeit nicht sonderlich. Es waren Nachahmungen, Uebertragung der Eigenthümlichkeit der einen Sprache auf die andere, die, wenn auch nahe verwandt, dennoch ihr Charakteristisches hat, das nicht verletzt werden darf. Noch war der Geschmack nicht genug geläutert, um das rechte Maß zu finden. Der Reim wurde für neue liturgische Dichtungen, die zahlreich damals entstanden, angewandt in starker Wiederholung, künstliche Wendungen wurden absichtlich aufgesucht, man wollte die Pracht der Worte nachahmen, bediente sich unerhörter Wortverrenkungen, kühner Neubildungen, die ein Ueberschwengliches erstrebten, aber formlos und ungelenk wurden, überraschen, aber der dichterischen Anmuth entbehren.

Elasar ben Kalir, ein Mann in Palästina, der wohl dem achten oder neunten Jahrhunderte angehört, dichtete eine große Anzahl von Festgebeten mit einer Masse von Klangfiguren, Gebete, in denen sich die Worte mit gleichen Endungen massenhaft wiederholen, in denen die kühnsten Neubildungen vorgenommen wurden, ohne Rücksicht darauf, ob sie sprachrichtig geformt, etymologisch berechtigt sind; je künstlicher und schwülstiger der Vers, für desto poetischer galt er. Es war eine Einwirkung der Zeit, ein

Eingehen in den Charakter des Arabismus, ohne jene einsichtsvolle Durcharbeitung, welche die spätere Zeit in diese Uebertragung zu bringen wußte, wie die spanische Schule sie künstlerisch darstellt. Brachten nun auch diese Versuche keinen Gewinn, bieten sie keine Bereicherung der Kunst, keine reife Frucht der geistigen Thätigkeit, so sehen wir doch darin die Strebsamkeit, alle geistigen Schätze der Umgebung sich anzueignen. Wenn heutzutage diese Klangfiguren noch in Gotteshäusern vor Aug' und Ohr hintreten, diese schwerfälligen Gebete um Thau und Regen noch gesprochen werden, in denen unharmonische Reime auf einander folgen, harte Worte und unverstandener Inhalt einander entsprechen: so ist dies nur eine Frucht der Gedankenlosigkeit, die ebenso auch weiter in chaldäischer Sprache betet für das Heil der Exilfürsten, der Geonim, die nicht mehr existiren. Allein für jene Zeit, in welcher die Gebete entstanden, erkennen wir in dieser mühevollen Arbeit ein unbewußtes Drängen und Treiben, das sich der herrschenden Bildung anschließen will.

Noch viel tiefer wühlt sich die philosophische Bildung der Zeit ein. Selbst Zweifler, kritische Forscher treten in der damaligen Zeit auf. Es klingt mit dunklen Tönen uns entgegen, aber wir wissen doch genug davon, um deren Vorhandensein mit aller Bestimmtheit angeben zu können. Unter den verschiedenen Namen wird uns ein Chiwi aus Balk in Persien genannt als ein Mann mit so kühnen Aussprüchen, daß man sie kaum für die damalige Zeit erwarten durfte. Nicht blos daß er die Schöpfung aus Nichts bestreitet, daß er festhält, die Welt sei aus einem Urstoffe erschaffen worden, nicht blos daß er über die Opfer sagt: Wozu denn überhaupt dem ewigen Gotte Opfer darbringen, wozu Tempel und Leuchter? auch über das Wunderbare in der heiligen Schrift spricht er in einer Weise, wie sie später von natürlichen Wundererklärern nicht kühner angewendet wurde. So erklärt er z. B. den Durchzug durch das rothe Meer als zur Zeit der Ebbe geschehen, das Manna betrachtet er als ein Harz, das von den Bäumen in der Wüste ausschwitze; er glaubt nicht, daß das Antlitz Moses geleuchtet habe, ihm scheint der Ausdruck vielmehr zu bedeuten, von langem Fasten sei seine Haut hornartig geworden. Diese Erklärungen sind freilich nüchtern genug und keineswegs dem Geiste der heiligen Schrift angemessen, doch jedenfalls ist ein kühner Freimuth darin.

Und dieser Mann stand keineswegs einzeln da, es wird erzählt, seine Erklärungen seien in Schulen eingeführt worden; er ward also nicht als Ketzer geschmäht, er muß im Gegentheile als geachteter Gelehrter gegolten und entschiedenen Anhang gefunden haben.

Das ist eine Zeit der vollsten und vielseitigsten Anregung. Nur die Thalmudschulen können nicht recht dem Geiste der Zeit folgen, im Mittelpunkte des religiösen Lebens fand Mattigkeit statt, unter den Geonim gab es keine bedeutenden Männer, die Hochschulen selbst konnten, wie es scheint, solche nicht hervorbringen. So drohte ein Zwiespalt der Wissenschaft mit der Religion auszubrechen; er wurde für jetzt noch abgewendet.

6.

Saadias.

Die geistigen Strömungen gingen am Ende des neunten und am Anfange des zehnten Jahrhunderts in dem arabischen Ostreiche hoch, die Fluthen umspülten auch den Fels des Thalmudismus, der so recht in der Mitte dieser Bewegung lag, sie erschütterten ihn nicht, aber dröhnend erklang ihr Brausen um ihn her. Grade im Innern des ostarabischen Reiches waren ja auch die alten Hochschulen, wie sie aus der babylonisch=parthischen Zeit mit der Gestaltung des babylonischen Thalmuds sich gebildet und mit weitem maßgebenden Einfluß sich festgestellt hatten, Sora und Pumbeditha, — die letztere Stadt ganz in der Nähe von Bagdad — an welchen die Lehrer zahlreiche Schüler um sich versammelt hatten und von wo aus sie ihre entscheidenden Aussprüche nach allen Gegenden hin verbreiteten. Unter der arabischen Herrschaft war die ererbte jüdische Verfassung noch zu erhöhter Bedeutung, zu größerem Ansehn gelangt; ein Exilhaupt, Rosch Galuth, mit einer gewissen politischen Macht, mit einer Herrscherwürde bekleidet, stand den Juden des weiten Reiches vor, zog von ihnen die Steuern ein und erfreute sich so eines bedeutenden Ansehns. Als religiöse Häupter galten die Lehrer an den beiden genannten Schulen. Hießen sie nach dem Schlusse des Thalmuds die saboräischen Lehrer, die meinenden, nachdenkenden, so begegnen wir ihnen in der arabischen Zeit mit dem glänzenderen Prunknamen „Geonim,“ die Excellenzen, und die Macht des Reiches so wie die Freiheit, welche den Bewohnern, auch den Nichtbekennern des Islams vergönnt war, gab diesen Schulen und ihren Häuptern eine höhere Würde. Sie traten auch äußerlich mit Glanze auf und waren von Wachen umgeben,

die sie begleiteten. Ihre Vorträge, die sie blos zu bestimmten Zeiten hielten, wurden als Ereignisse angesehen, denen besondere Feierlichkeiten vorangingen. So wurden die Geonim nicht blos als Gelehrte, sondern auch als geistige Würdenträger, als Spitzen des gesammten religiösen Verbandes geachtet. Trotzdem war die innere Bedeutung dieser Lehrer nicht entsprechend der ganzen hochgehenden geistigen Bewegung der Zeit. Sie verhalten sich in Mitten ihres alterthümlichen theologisch-thalmudischen Gebietes, und nicht einmal in diesem treten sie als fruchtbare Schriftsteller hervor. Aus dem achten Jahrhunderte besitzen wir Schriften des Acha aus Schabecha, Simon aus Kahira; aber diese Männer waren nicht mit der Gaonswürde bekleidet. Von den Geonim jedoch haben wir sehr wenig aufzuweisen, meistens nur Gutachten, Antworten auf Anfragen, die von allen Gegenden an sie gerichtet wurden. Nur einzelne wenige ragen hervor. Wir erfahren von einem Judai Gaon, der Halachoth, die Schlußregeln, die Resultate, festzustellen versuchte, und von Zemach ben Paltoi, der einen schwachen Erstlingsversuch machte, eine Art thalmudischen Wörterbuches zusammenzustellen. Amram ben Scheschna sendet auf Anfragen aus Spanien eine vollständige Liturgie dorthin mit den Regeln, die beim Gebete zu beobachten seien. Dies sind im Ganzen die dürftigen literarischen Ereignisse, wie sie von den Hochschulen ausgingen. Die Schulen waren ermattet, sie sanken der Art, daß nicht einmal auf thalmudischem Gebiete die bedeutendsten Männer an die Spitze traten. Der Ehrgeiz hatte sein Auge auf diese geistigen Würden gerichtet, und mancher reiche Dilettant trachtete danach diese Stelle einzunehmen, und es gelang ihm.

So nahm das Gaonat an innerem Werthe und Bedeutung ab, aber die Zeit verlangte ein Anderes. Man fühlte, daß das Ganze zusammenbrechen würde, wenn bei dem allgemeinen Emporstreben der Wissenschaft die Religion in ihrer alten Gestalt bleiben wollte und immer mehr verkümmerte. So richtete sich das Auge nach einem Manne, der als ein Sohn der Zeit, zugleich aber auch als ein tüchtiger Gelehrter auf thalmudischem Gebiete gelten konnte. Einen solchen fand man in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, um 930 etwa, in Saadias ben Joseph, arabisch Said, der nicht den babylonischen Schulen angehörte, auch nicht

der dortigen Gegend entsprossen war, sondern ein Egypter aus Fajum, geboren 892. Er hatte sich schon früher vielfach bekannt gemacht; er war eine streitbare Natur, nach allen Seiten hin angeregt und von dem Verlangen erfüllt vermittelnd in die Gegensätze einzutreten, zugleich aber auch den Gegensätzen, wo sie mit Schärfe und Entschiedenheit sich geltend machen wollten, die ganze Geisteskraft entgegenzusetzen. Schon als Jüngling von drei und zwanzig Jahren scheint er eine Schrift gegen Anan verfaßt zu haben, von der wir freilich nichts mehr besitzen. Weniger von geistig schöpferischer Kraft, war er ein Mann des breiten und weiten Wissens, bemüht die Spitzen abzubiegen, damit die abweichenden Richtungen sich vertragen könnten, die Gegensätze sich nicht verwundend berührten. Saadias legt uns selbst in verschiedenen seiner Schriften die Grundsätze dar, welche seinen Gedankengang bestimmen.

Schrift, Tradition und Vernunft sind die Erkenntnißquellen, die alle drei ihre volle Gültigkeit haben und unter sich eine volle Einheit bilden. Die Schrift ist ihm der volle Ausdruck der Vernunft, und er findet nicht allein nichts in ihr der Vernunft Widerstreitendes, sondern er geht im Gegentheile so weit sich die Frage vorzulegen, wozu denn eigentlich die Offenbarung sei, da sie doch vollkommen der Vernunft entspreche und ihr Inhalt auch von dieser aufgefunden werden könne und müsse. Seine Antwort lautet: Wohl entsprechen sie einander vollkommen, wohl deckt einander der beiderseitige Inhalt, allein die Offenbarung hatte den Zweck, den Inhalt, den auch die Vernunft, aber langsam, aus sich heraus ausgraben könnte, früher in die Wirklichkeit ausströmen zu lassen. Es würden lange Zeiträume nöthig gewesen sein, bis die Menschheit durch ihre eigne Vernunft dahin geleitet worden wäre; die Offenbarung beschleunigte den Gedankenproceß. Schrift, Tradition und Vernunft sind also die drei Erkenntnißquellen, die mit einander in vollkommener Uebereinstimmung stehen, weil aus einem und demselben Gottesgeiste geboren, sie sind blos nach verschiedener Ausdrucksweise gestaltet, aber ihrem tiefsten Inhalte nach gleich. Die Schrift muß demnach mit der Vernunft vollkommen übereinstimmen, und diejenigen Einwürfe, welche von kühner, rationalistischer Seite gemacht wurden, wie wir sie z. B. von Chiwi aus Balk vernommen haben, weist er in verschiedener Weise zurück.

Seiner Ueberzeugung nach widerstrebt es keineswegs der Vernunft, daß Gott mit seiner Allmacht wunderbar eingreife; das Wunder, als Ausfluß der göttlichen Allmacht, steht seiner Ansicht nach nicht im Widerspruche mit den sonst regelmäßig waltenden Naturgesetzen, daher auch nicht mit der Vernunft. Wenn er diese Frage, die neun Jahrhunderte nach ihm noch in solcher Schwebe ist, auf diese Weise löst, so werden wir ihn drum nicht als Gegner der Vernunfterkenntniß betrachten dürfen. Allein es finden sich doch Wunder, die mit einer gewissen Schroffheit den Naturgesetzen, aller Vernunft widersprechen, so wie wenn die Schlange mit Eva, die Eselin zu Bileam redet; mit einem solchen Wunder wird die ganze Natur dieser Thiere aufgehoben, und es entsteht nicht ein kurzes Durchbrechen, sondern ein vollständiges Verwirren der Naturgesetze und aller Denkthätigkeit. Wenn in der neueren Zeit ein Vertreter der freisinnigen Richtung für seine Behauptung, die Schrift dürfe keineswegs dem Buchstaben nach, sondern müsse nach ihrem geistigen Sinne festgehalten werden, grade auf solche Beispiele sich stützt und die Frage an die Gegner richtet, ob sie denn wirklich glaubten, daß Bileams Eselin gesprochen habe; wenn darauf ein Vertreter der gläubigen Ansicht mit einem lauten und kräftigen Ja antwortete: so hatte Saadias diesen Muth nicht, die Vernunft ganz unter den Glauben zu beugen. Nein, sagt er, die Schlange hat nicht gesprochen, aber ein Engel an ihrer Stelle, so daß es nun der Eva schien, als habe die Schlange gesprochen; desgleichen sprach die Eselin Bileams nicht, vielmehr ließ auch bei ihr Gott eine solche Stimme hören, die dem Bileam hörbar wurde und von der er glaubte, daß sie von der Eselin ausginge. Alle göttliche Offenbarung galt ihm nicht als eine sichtbare Erscheinung Gottes selbst, ein jedes Sinnliche muß von Gott ferngehalten werden; es war vielmehr das Hören einer Stimme, die Gott geschaffen, das Erblicken eines Lichtglanzes, den Gott erzeugte, also augenblickliche Schöpfungen zu dem bestimmten Zwecke, dem Propheten vernehmbar und sichtbar zu sein. Es konnte ihm daher nicht schwer fallen, auch bei solchen Wundern einen ähnlichen Vorgang anzunehmen. Wie ist es aber mit der Zauberin von Endor, wenn sie für Saul den Samuel heraufbeschwört? wie kommt der Zauberin eine solche Kraft zu? Was Gott zur Beglaubigung eines Propheten wohl bewirken mag,

wird doch nicht zu Gunsten einer Zauberin geschehen? Dennoch bleibt er auch hier bei seinem Verfahren; Saul hatte es durch seinen Aberglauben verschuldet, daß er darin bestärkt werden sollte, und Gott veranstaltete, daß die Erscheinung des Schattens von Samuel ihm sichtbar wurde, gleichzeitig mit Beschwörung der Zauberin, aber nicht vermittelst derselben.

In dem Prologe des Hiob tritt der Satan auf als Ankläger Hiobs. Wir finden in jener hochpoetischen Darstellung sicherlich keine Schwierigkeit, wir wissen das Dichterische auch dichterisch zu erfassen, und Goethe wußte seinen Faust nicht passender einzuleiten, als daß er den Prolog aus Hiob nachahmte. Die alte Zeit hatte nicht die rechte Auffassung des Dichterischen, für sie war auch das Gedicht eine vollständig historische Thatsache. Wie ist nun ein Satan, ein böser Geist zu denken? Die obern Geister müssen rein und vollkommen sündlos sein, ein böser Geist ist für Saadias ein innerer Widerspruch. Saadias versetzt daher das Ereigniß aus dem Himmel auf die Erde. In einer Gesellschaft ausgezeichneter Männer, die den Hiob ob seiner Tugend bewunderten, trat auch ein Zweifler auf, der Hiobs Reinheit bemäkelte, so sein Ankläger ward; zu seiner Beschämung nun wird die göttliche Heimsuchung an Hiob vollzogen, damit dieser sich bewähre. Sie betrachten wohl solche Vermittelungsversuche als schwächlich und höchst ungenügend, und dennoch haben sie sich im Laufe der Jahrhunderte in dieser und ähnlicher Weise immer wiederholt.

Saadias hält entschieden fest an der Freiheit des menschlichen Willens, und wo ein Ausdruck vorkommt, der diese Freiheit zu gefährden, einen Eingriff Gottes in dieselbe auszudrücken scheint, begnügt er sich nicht etwa damit zu sagen, der Ausdruck sei nicht streng zu nehmen, er sei aus der niedrigen Auffassungsweise aufgenommen, er bemüht sich vielmehr ihn so umzubiegen, daß der bedrohliche Gedanke ganz verschwindet. Wenn es z. B. heißt: Das Herz des Königs ist wie Wasserströme in der Hand Gottes, er lenkt es wohin er will, so klingt dies, als gebe Gott die Gedanken ein in das Herz des Menschen. Nein, sagt Saadias, das ist nicht der Sinn, vielmehr: Das Herz des Königs ist in göttlicher Macht, d. h. wenn Gottesfurcht es erfüllt, wie Wasserströme, er selbst hat dann sein Herz und alle seine Leidenschaften vollkommen in seiner Gewalt, er selbst kann sein Herz dann leiten, wohin er will.

Wie Saadias in solcher Weise Schrift und Vernunft auszugleichen sucht, so verfährt er auch in Betreff der Ueberlieferung. Hier galt es besonders den Karäern gegenüber, welche die Abweichung zwischen dem Worte der Schrift und der gesetzlichen Entwickelung, wie sie im thalmudischen Judenthum sich ausgeprägt hatte, scharf hervorhoben, nachzuweisen, daß diese Abweichung blos scheinbar sei, im Gegentheile Ueberlieferung und Wort der Schrift vollkommen dasselbe ausdrücken. Das Zugeständniß, daß eine geschichtliche Entwickelung vor sich gegangen, welche eine Entfernung von dem Wort der Schrift erzeugt, ihre Bestimmungen umgestaltet habe, widersprach dem Geiste der Zeit, trotzdem daß der Antrieb und die Berechtigung dazu im tiefsten Innern des Judenthums waltete. In früherer Zeit scheute man sich auch nicht auszusprechen, die Gerichtsbehörde habe das Recht, irgend eine Satzung, wenn sie auch in der Bibel stehe, aber nicht mehr zeitgemäß sei, aus der Wurzel zu reißen. Man erkannte an, daß die Gewohnheit, die Sitte die Macht habe, auch gegenüber den Satzungen sich Geltung zu verschaffen, was nichts andres heißt, als daß die Entwickelung der Zeit, wie sie sich gestaltet gegenüber dem todten Buchstaben, ein vollbegründetes Recht habe. Das konnte man ohne Scheu zu einer Zeit aussprechen, als der Kampf dagegen nicht angeregt war, als man in stiller, selbstvertrauender Bewußtlosigkeit sich fortbewegte; als aber die Karäer mit ihrem Widerspruche auftraten, das Recht absprachen, gegen den göttlichen Buchstaben die Satzungen abweichend zu gestalten, da wurde man stutzig, und Saadias versuchte alle Bestimmungen, wie sie später in der Entwickelung sich gestaltet hatten und als Ueberlieferung galten, mit dem Worte der Schrift in Einklang zu bringen, ja in ihr wiederzufinden. Betrachten wir ein einzelnes Beispiel.

In der Schrift heißt es: Wenn zwei Brüder zusammen wohnen und der Eine von ihnen stirbt ohne Kinder zu hinterlassen, so soll der überlebende Bruder die Wittwe zum Weibe sich aneignen, und der älteste Sohn, der aus dieser neuen Ehe hervorgeht, soll die Stelle des verstorbenen Bruders einnehmen und in dessen Besitz treten. Die alten Sadducäer und ihnen gleich die Karäer nahmen an dieser Bestimmung Anstoß, weil hier die Ehelichung des Bruderweibes gestattet werde, die anderweitig verboten ist; sie bezogen

daher das Gesetz ausschließlich auf die Angetraute, noch nicht voll Verehelichte. Pharisäer und Rabbaniten blieben der Schrift treuer, wenn sie behaupteten, in diesem einen Falle sei es wohl gestattet, das Weib des verstorbenen Bruders zu heirathen. Im Laufe der Zeit hatte sich jedoch bei den Rabbaniten das Gesetz umgestaltet. Lautet das Bibelwort: der erstgeborene Sohn, den sie (die Wittwe in der neuen Ehe) gebiert, stehe auf dem Namen des Bruders, d. h. er werde der neue Majoratsherr: so wandelte sich die Bestimmung im Leben um, die Ehe wurde nicht mehr als bloße Fortsetzung der alten, sondern als eine völlig neue betrachtet, der neue Ehemann trat in den Besitz des Erbes und alle Kinder aus dieser Ehe hatten gleichen Antheil daran, der Erstgeborene hatte keine größeren Vorrechte als in jeder sonstigen Familie. Aber auf dem erstgeborenen, dem ältern der hinterbleibenden Brüder sollte zunächst die Verpflichtung ruhen, die Schwagerehe zu vollziehen. Die Karäer bestritten alle diese Neuerungen und erklärten sie als schriftwidrig und unberechtigt. Saadias schrickt vor dem Versuche nicht zurück, die neue Bestimmung in das Bibelwort hineinzutragen, er übersetzt: Und es sei der älteste Sohn, von dem sie gebiert (von dem die nun wieder verheirathete Wittwe Kinder erzielt), der stehe auf dem Namen seines Bruders, so daß die Worte „der erstgeborne Sohn" nicht heißen: der älteste Sohn, der als der erste aus der neuen Ehe erzeugt wird, sondern: der älteste Sohn aus der Brüderreihe, mit dem die Wittwe Kinder erzeugt, der nehme das Erbe des verstorbenen Bruders.

Des ernsten Kampfes zwischen den Karäern und Rabbaniten über die neue Kalenderbestimmung ist bereits gedacht. Saadias findet auch hier eine, freilich gewaltsame Auskunft. Die Berechnung, behauptet er, ist nicht neu; beides, sowohl die Feststellung nach dem Sichtbarwerden des Mondes als auch die Berechnung, war schon in der ältesten Zeit üblich, die astronomischen Bestimmungen wurden gleichfalls benützt, und wenn sie auch nicht ausdrücklich in der Schrift stehen, so glaubt er sie doch aus kleinen Wendungen, aus einzelnen Andeutungen erschließen zu können. Der heftige Kampf, in welchen er darüber mit den Karäern eingeht, ist kein sonderlich glücklicher; spätere Rabbaniten gestehen zu, Saadias stütze sich auf ein schwankendes Rohr. Allein damals durfte Saadias ein Zuge-

ständniß nicht machen, es galt die Kräfte der Zeit zusammenzunehmen, das Herkömmliche in rationaler Weise zu stützen, der Vernunft ihr Recht zuzugestehen, ohne darum das Herkommen seines geheiligten Charakters zu entkleiden. Saadias ist ein Vermittelungstheologe, und so vollkommen ein Sohn seiner Zeit, die eine kräftigere vorbereitet.

Daß er ein Mann seiner Zeit war, zeigte er auch dadurch, daß er alle seine Werke in der vaterländischen Sprache, in der arabischen, geschrieben. So lange religiöse Gegenstände in ihrer herkömmlichen Gelehrtensprache, mit der sie zuerst eingetreten sind, fort bearbeitet werden, sind auch die Begriffe darin herkömmliche, sie bleiben die alten, es geht ihnen wie den Münzen, die von Hand zu Hand gehn, deren Werth nach ihrem bestimmten Gepräge angenommen wird, ohne daß man weiter frägt, welches ihr wahrer Gehalt sei. Auch die religiösen Begriffe gelten, so lange sie in ihrer alten Sprache gesprochen werden, für das, worauf sie früher Anspruch hatten, sie treten mit einer losgelösten Selbstständigkeit auf. Ein ganz Anderes ist es, wenn die Sprache aus der inneren Stätte hervorgearbeitet wird, wenn sie mit voller Lebendigkeit aus dem reinen Quell des Gemüths herausdringt, mit dem ganzen Leben in Verbindung steht; dann verjüngen sich die Gedanken, es genügt nicht, daß die Begriffe herkömmlich sind, sie müssen sich mit der ganzen Denkweise, wie sie im Leben sich immer frisch erzeugt, in Einklang setzen. Wenn Thomasius am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zuerst seine Vorlesungen nicht mehr in lateinischem Gewande, sondern deutsch hielt, so hat er damit ebensoviel gewirkt wie mit seinem Kampfe gegen den Hexenglauben, und wenn Saadias seine Werke zuerst in arabischer Sprache schrieb, so hat er damit wesentlich eine Vereinigung des Zeitbewußtseins mit dem religiösen Herkommen angebahnt, wenn auch nicht vollkommen hergestellt. Ja, er that noch mehr, er bearbeitete eine arabische Bibelübersetzung.

Eine neue Bibelübersetzung, wenn sie nicht rein aus literarischem Streben hervorgeht, wenn sie in Zeiten bearbeitet wird, wo die schriftstellerische Thätigkeit nicht eine ausgebreitete ist, ein jedes Werk demnach aus einem wirklichen Bedürfnisse hervorgeht, — eine jede Bibelübersetzung ist die Offenbarung eines neuen Zeitbewußtseins,

der Ausdruck eines neu erkannten Bedürfnisses nach Versöhnung des abgeleiteten religiösen Lebens mit seiner Quelle. Sie tritt daher immer an der Schwelle eines neuen Zeitabschnittes hervor. Als die griechisch-alexandrinischen Juden ihr altes religiöses Erbe mit griechischen Ideen, die ihnen zuströmten, zu einer gewissen Einheit zusammenschließen wollten, entstand die griechische Siebzigerübersetzung und gab den Anstoß zu einer neuen Bildung in Mitten Egyptens. Als der Thalmudismus zur Festigkeit gelangt war und weithin sich ausbreitete, da erhielt die chaldäische Uebersetzung ihre letzte Schlußredaction, wurde fest und maßgebend. Als die Wissenschaft in die Kirche des Mittelalters einzudringen versuchte, welche in Unwissenheit versunken, in einer gewissen rohen Naturwüchsigkeit sich fortbewegend, ihrer Quelle ganz unkundig geworden war, — als nun die Wissenschaft den Versuch wagte auch in die eng verschlossenen Pforten der Kirche ihre Strahlen zu werfen, trat Luther auf mit einer neuen Bibelübersetzung, welche die Fahne wurde, um die die neue Zeit und die neue Richtung sich schaarte. Als im Judenthume, nachdem durch langen harten Druck die Geister geknechtet waren, Gewohnheitsleben und Geschmacklosigkeit die Herrschaft geführt hatten, eine neue Zeit erlösend und erleuchtend eintrat, da eröffnete Mendelssohn mit der Bibelübersetzung gleichfalls diese neue Zeit und gab ihr das bestimmte Gepräge. Eine solche Bibelübersetzung ist demnach das Werk der Zeit, und wer sie unternimmt, ist der Mann der Zeit, der Träger des Gedankens, aller geistigen Kräfte, welche die Zeit bewegen. Ein solcher Mann war auch Saadias. Derartige Uebersetzungen gehen zunächst nicht aus rein wissenschaftlichem Drange, sondern aus religiösem Triebe hervor, aus dem Streben, die Einigung der neuen Gedanken mit den überlieferten religiösen Vorstellungen und Anschauungen herzustellen, sie sind daher natürlich auch nicht vollkommen auf wissenschaftlichen Grundsätzen erbaut. Kann nun die Uebersetzung nicht in allen Stücken vor dem Richterstuhle der Wissenschaft bestehen, so hat sie jedoch die hohe Bedeutung, daß sie der treue Spiegel eines neu erwachten Bewußtseins ist, und wie sie aus der Anhänglichkeit an den Glauben entsteht, den sie mit auftretenden Gegensätzen versöhnen will, so ist sie andererseits das Produkt einer neuen Bildung, der sie sehr förderlich wird, die sie in dieser Gestalt verbreitet, sanctionirt.

Dabei war Saadias ein viel beschäftigter Gaon, arbeitete im thalmudischen Gebiete, hatte nach den verschiedensten Gegenden hin Anfragen zu entscheiden und verfaßte eine nicht unbeträchtliche Anzahl kleiner polemischer Schriften. Auch war er vielfach in Kämpfe verwickelt; von streitbarer Natur, ließ er sich nicht leicht beugen, und so hatte er mit dem damaligen Fürsten des Exils David ben Sackai einen langen Streit durchzukämpfen, der ihn zur Bestätigung einer seiner Ueberzeugung nach ungerechten Entscheidung zwingen wollte, so daß er sieben Jahre lang des Gaonats entsetzt war und sich verborgen halten mußte. Ein Mann der Vermittelung und dennoch von unbeugsamem Rechtssinne! Im Ganzen aber erreichte er blos das Lebensalter von fünfzig Jahren. Ein solcher Mann ist des Nachruhmes werth, ein Mann von rüstigem, unermüdetem Streben, von ungebrochener Kraft und geistiger Vielseitigkeit; er führte die neuen Bestrebungen nicht zur Vollendung, aber er wirkte nach allen Seiten hin anregend und legte so die Grundlagen zu einer neuen Zeit.

Im Allgemeinen begann jedoch im Osten des arabischen Reiches die Blüthe schon zu sinken. Wie die Sonne im Osten aufgeht, aber dem Westen zuschreitet: so geht auch in der Geschichte der Menschheit die Cultur von Osten aus und breitet sich nach Westen hin, um sich dort zu höherer Entwickelung zu vollenden. Das bagdadische Khalifat erblich nach und nach, die von ihm abhängenden Khalifate errangen sich Selbstständigkeit und entwickelten sich zu überwiegenden Mächten, und der Macht folgt der geistige Aufschwung. Bald sehen wir in Nordafrika zuerst eine reiche Bildung in schöner Fülle hervortreten. Auch Saadias war aus Nordafrika, ein Egypter. Ein bedeutender geistiger Stapelplatz war Kairoan. Dort blühte ein Zeitgenosse des Saadias, Isaak ben Salomo, auch genannt Israeli, der fast ein Jahrhundert hindurch lebte, von der Mitte des neunten bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts, einer der fruchtbarsten Schriftsteller, Arzt und Philosoph; seine Werke wurden aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt und behielten das ganze Mittelalter hindurch eine große Geltung. Arzt, Philosoph, Mathematiker, Astronom, hatte er in allen diesen Gebieten nach dem Standpunkte seiner Zeit viel geleistet, aber auch ins theologische Gebiet ging er ein, und jenes neupythogoräisch-

philosophische Büchlein „von der Schöpfung“ hat er gleich Saadias nach seiner Weise zu erklären gesucht, vernunftgemäß entwickelt. Auch mit Schrifterklärung beschäftigte er sich, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er der „Isaaki“ ist, unter dessen Namen kühne kritische Vermuthungen angeführt werden. So behauptet Isaaki, die Stelle „Das sind die Könige, die in Edom regierten, bevor ein König auftrat über Israel (1 Moses 36, 30.),“ worauf dann acht Geschlechter aufgezählt werden, sei zu Jósaphats Zeiten geschrieben, des spätern Königs von Juda, nicht von Moses. Bedenken Sie, daß der Mann vor neun Jahrhunderten gelebt!

Ein anderer Mann entschieden wissenschaftlichen Strebens ist Juda ben Koraisch, der bereits Tüchtiges in Sprachvergleichung leistete. Es lag ihm nahe; des Hebräischen war er kundig, arabisch war seine Muttersprache, das Chaldäische, das er syrisch nennt, lag ihm im Thargum vor. Diese drei semitischen Schwestersprachen verglich er und erkannte, daß sie eng verwandte Dialekte seien, einer Wurzel entsprossen, daß sie im Wesentlichen von denselben Gesetzen bestimmt werden, wenn sie auch in ihrer vollen Ausbildung dann auseinandergehen. Die Wissenschaft der Sprachvergleichung hat erst in der neuesten Zeit wieder verständige und freilich auch tiefeindringende Pflege gefunden; die neun Jahrhunderte, die zwischen Juda ben Koraisch und der Gegenwart liegen, sind fast ganz öde in diesem Gebiete; was sich als Sprachvergleichung hervorwagte, ist phantastisch-wüste Träumerei. Um so erfreulicher ist es unter den arabischen Juden jener frühen Zeit einem Manne zu begegnen, der mit klarem nüchternen Blicke, mit wissenschaftlicher Sicherheit vollkommen richtig die Grundgesetze der Sprachvergleichung erkennt und darzustellen weiß. — Doch das reichere Land verdient unsere vollere Aufmerksamkeit, gehen wir nach Spanien über!

7.

In Spanien.

Es giebt Abschnitte in dem großen weltgeschichtlichen Leben, die bis in die späten Jahrhunderte hinein ihre Strahlen erleuchtend werfen; sie sind wie ein mächtiger Quell, der, wenn längst schon die Fluren, die er zuerst durchzogen, versandet und verödet sind, anderswo wieder hervorbricht und neu belebt, ein Quell, aus dem auch der späte Wanderer noch begierig schöpft, um an dem Labetrunk sich zu erquicken. — So ist die biblisch-hebräische Zeit, so die griechisch-hellenische, so, wenn auch nicht in dem hohen Maaße, die jüdisch-spanisch-arabische Zeit. Schon frühzeitig ist den Juden Spanien nicht ganz unbekannt, aber es gilt ihnen als ein fernes, weit entlegenes Land. Zwar in der Bibel wird es nicht genannt, und Sepharad, wie später die spanischen Juden in hebräischer Sprache ihr Vaterland bezeichneten, ist biblisch keineswegs Spanien; doch spricht die Mischnah von ihm und kennt die wohlschmeckenden Fische von dort, welche auf den Tafeln der lüsternen Römer als leckere Gerichte erscheinen. Auch sonst wird Spanien als die Provinz des Meeres, als Land des Westens und somit als die äußerste Welt-Grenze genannt. Wann sich die Juden zuerst dort angesiedelt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Allein indem alle alten Culturvölker, Phönizier, Griechen und Römer, Spanien aufsuchten und dort Colonien gründeten, mögen schon Juden sich ihnen angeschlossen haben; als gar die Römer das Land eroberten und als eine Perle des Reiches festhielten, sind gewiß schon Juden mit ihnen hingekommen und haben sich dort festgesetzt. Schon in den ersten christ-

lichen Jahrhunderten finden wir sie daher daselbst in großer Anzahl, und so lange das Christenthum dort in milder Form auftrat, so lange die Richtung der Arianer, die weniger dogmatisch schroff war, in Spanien herrschte, finden wir die Juden mit der andern Bevölkerung in freundlichem Verkehre. Als jedoch die strengere Glaubensrichtung die Oberhand gewann, Kirchenversammlungen häufig zusammentraten, die sogenannten Ketzereien gewaltsam unterdrückten und mit Härte verfolgten, wurden auch die Juden als die ärgsten Ungläubigen, das Judenthum als die verbrecherischste Ketzerei behandelt und strenge Maßnahmen gegen sie ergriffen. Mit dem kirchlichen Fanatismus verband sich die westgothische Rohheit, und das Loos der Juden war bis in das achte Jahrhundert, solange die westgothische kirchliche Regierung unerschüttert war, ein sehr trauriges. Die Namen Reckared, Sisibut, Receswinth, Erwig, Erika sind blutig in die Geschichtsbücher der Juden eingeschrieben. Die härtesten Gesetze wurden gegen sie geschleudert, so daß sie zuletzt fast ganz als Sklaven und Leibeigene betrachtet und behandelt wurden.

Da brauste ein Sturm einher erschütternd, reinigend. Kaum war noch ein Jahrhundert vergangen, seitdem der Islam entstanden war, und bereits hatten seine Bekenner sich über Nordafrika ausgebreitet, die Säulen des Herkules erreicht, und nun überschritten sie die schmale Meerenge, welche Afrika von Europa trennt, nahmen im Fluge das ganze Spanien in Besitz. Eine neue Zeit erstand für Spanien. Vom Anfange des achten Jahrhunderts an, mehr als sieben Jahrhunderte hindurch, wußte sich das Araberthum, der Islam, auf spanischem Boden zu erhalten und hat dem Lande Glanz und Herrlichkeit verliehen, edle Gesittung eingepflanzt. Fröhlicher Gesang, Geistesaufschwung, Blüthe der Wissenschaft herrschte bald in demselben; unter Kampf und Waffengeklirr erstarkten die Geister und schwand dennoch nicht die milde Sitte. Ein eigenthümliches Leben gestaltet sich dort. Zwei Nationalitäten ringen um den ausschließlichen Besitz; der Volksthümlichkeit schließt sich auch die Abweichung in Sprache und Glauben an. Hier die altspanisch-romanische Bevölkerung mit der romanisch-kastilischen Sprache und dem Christenthume, dort die orientalische Bevölkerung mit der wohlklingenden arabischen Sprache und dem Islam. Ein Kampf auf Leben und Tod entbrennt. Wer arabisch spricht, ist ein Bekenner

des Islam, wer romanisch, ein Bekenner des Christenthums, und beide Sprachen erblühen unter diesem gegenseitigen Wetteifer. Neben beiden Völkern und Sprachen besteht eine dritte Nationalität, die jüdische, mit dem Judenthum als Glauben und zugleich mit dem dort sehr natürlichen Bemühen, die hebräische Sprache wieder zu erwecken. Die Juden sollen bei dem Einfalle der Araber in Spanien diesen Hülfe geleistet haben; wenn sie es gethan, so kann es wahrlich dem des Vaterlandes beraubten Sklaven nicht verargt werden, wenn er begierig die ihm sich darbietenden Mittel ergreift, um seine Ketten zu brechen. Sie täuschten sich nicht, die Fesseln wurden ihnen gelöst, und sie, die an Leib und Geist der Wundenmale und Narben viele an sich trugen, athmeten wieder neu auf.

Zwei Jahrhunderte fast vergingen, bevor das Land in ruhigere Verhältnisse eintreten konnte, die rasche Eroberung zum friedlichen Besitze sich gestaltete und der geistige Aufschwung zu seiner rechten Entwickelung gelangen konnte. Am Anfange des zehnten Jahrhunderts tritt ein Herrscher auf, dem es vergönnt ist, die Bildung seines Stammes vollkommen über Spanien zu verbreiten, dessen Macht in demselben zu befestigen; eine lange halbhundertjährige Regierung verleiht seinem Streben Dauer. Abdorrahman III. herrscht von 911—961, ein weiser, mächtiger Fürst, der nebst seinem Sohne Al Hakim, der auf ihn folgt, die Blüthezeit der arabischen Herrschaft in Spanien darstellt. Schon hatte sich das spanische Khalifat von dem in Bagdad abgelöst und stand selbstständig da, der Khalif Spaniens nannte sich gleichfalls der Beherrscher der Gläubigen und knüpfte selbstständig Verbindungen an. Abdorrahman zur Seite stand ein jüdischer Mann, der als sein treuer Rath, als Vermittler seiner Unternehmungen überall genannt wird, es ist sein Leibarzt Chasdai ben Isaak ben Esra ben Schaprut.

Chasdai gehört zu jenen vornehmen großartigen Naturen, die überall schöpferisch einwirken, deren Erscheinung Ehrerbietung und Vertrauen einflößt, so daß das Gemeine und Kleinliche sich nicht an sie heranwagt. Er war ein genialer Staatsmann, von jener Genialität, die nicht an kecken unmotivirten Einfällen Lust hat, sondern mit klarem Blicke von vorn herein den zu betretenden Weg vollständig überschaut, stets das Ziel im Auge hat und es unab-

lässig und klug zu verfolgen weiß. Ein Mann dieser Art wirkt auch da, wo er nicht selbstständig eingreifen kann und will, anregend und erhebend. Ob Chasdai neben seiner leibärztlichen Stellung noch eine staatsmännische bekleidet, ob er Minister Abdorrahmans gewesen, steht nicht fest, er wird nicht als Vezir bezeichnet; aber der treue Rathgeber, der Vertraute seines Fürsten, der die schwierigsten Aufgaben in die Hand nahm und ausführte, war er jedenfalls. Die auswärtigen Beziehungen lenkte er vollkommen, die Verbindungen, die Abdorrahman mit fremden Mächten anknüpfte, wurden durch ihn geführt. — Abdorrahman war es darum zu thun, mit den Reichen, welche an das arabische Ostreich grenzten, zumal mit dem griechischen Kaiserreiche, ein gutes Einvernehmen zu unterhalten, um vor der Oberherrlichkeit, welche der Khalif von Bagdad nicht aufgeben wollte, sich zu sichern. Er sendete daher eine Deputation dorthin, die mit Geschenken erwidert wurde; es geschah durch die Vermittelung Chasdai's, der diese Verbindung zu Gunsten der Wissenschaft verwendete, indem er des Dioskorides Pflanzenkunde erhielt und einen gelehrten griechischen Mönch sich verschaffte, mit dessen Hülfe er das Buch zum Eigenthum der Araber und des mittelalterlichen Europa machte. Abdorrahman knüpfte auch mit dem deutschen Kaiserreiche an. Eine Gesandtschaft ging zwischen 953 und 956 an Otto I., den damaligen deutschen Kaiser, ab und wurde durch eine deutsche Gesandtschaft mit einem Begleitschreiben erwidert, an deren Spitze Johann von Görtz stand. Dessen Biograph erzählt, der Khalif sei zuerst mißtrauisch und bedenklich gewesen, er besorgte nämlich, daß in dem Schreiben etwas Verletzendes gegen den Islam enthalten sein könne, wie ähnliche Aeußerungen über das Christenthum den Empfang der arabischen Gesandtschaft bei dem deutschen Kaiserhofe sehr verzögert hatten. Er übertrug daher die ersten Schritte einem Juden Hasdeu, eben unserem Chasdai, und, fügt er hinzu, die Unsrigen bezeugen, daß sie nie einen klügeren Menschen gesehen. Er wußte es dahin zu bringen, daß er den Inhalt des Schreibens erfuhr, und da wirklich einzelne Ausdrücke, die darin enthalten waren, den Khalifen verletzen konnten, bot er Alles auf, daß das Schreiben mit einem andern vertauscht wurde, und sein Bemühen glückte ihm. Dienten solche Verbindungen im Ganzen nur dazu, den Glanz des Hofes zu erhöhen,

so waren andere, namentlich wie sie mit den kleinen noch bestehenden christlichen Reichen in Spanien angeknüpft wurden, von wesentlichem Vortheile. In Leon herrschte Don Sancho, der Sohn des Ramir, der bei seinem Volke Widerspruch fand, in Navarra ein Verwandter von ihm mit der Großmutter des Sancho, Tota. Abdorrahman gelang es durch die Staatskunst Chasdai's, daß die beiden Fürsten nach Cordova kamen und den Khalifen als Schiedsrichter anriefen. Chasdai leistete als Arzt dem kranken Don Sancho Beistand und verstand es dann als Diplomat ihn unterwürfig zu stimmen. Auch aus den slavischen Reichen kamen Gesandtschaften von halbwilden Stämmen; wie unter den verschiedenen Gesandtschaften befanden sich auch unter den slavischen einzelne Juden, die am Besten die Vermittelung zu übernehmen verstanden. Von ihnen hörte nun Chasdai die Bestätigung eines Gerüchts, das bereits zu seinen Ohren gedrungen war, daß nämlich in jener östlichen Gegend ein jüdisches Reich bestehe, ein Reich, in dem ein Jude auf dem Throne sitze. Es war dies das Reich der Chazaren.

Bereits im achten Jahrhunderte war dasselbe gegründet worden im Kaukasus, wovon die heutige Krim einen Theil bildet, in jenen Gegenden, wo wilde Bergvölker hausten, die bis in die Gegenwart hinein ihren Charakter festhalten. Dort bildete sich ein Reich mit Chakanen an der Spitze; diese sind vom achten Jahrhunderte an jüdischen Bekenntnisses. Das Reich bietet ein Bild dar, wie wir es im Mittelalter kaum wieder finden. Eine große Anzahl von Juden lebte dort und sie haben ihre Spuren in die Geschichte dieser Länder tief eingegraben. Noch heute sind die Trümmer der alten chazarisch-jüdischen Bildung in den dortigen Karäern, die theilweise von ihnen abstammen, zu finden und Alterthümer wurden und werden in neuester Zeit entdeckt, die in hohe Zeit hinaufreichen und uns einen tiefen Blick in die Entwickelung manches jüdischen Gutes thun lassen. Trotzdem drängten die chazarisch-jüdischen Herrscher die Bevölkerung nicht zur Annahme ihres Glaubens, vielmehr ließen sie das Land verwalten durch einen Staatsrath, der zusammengesetzt war aus den verschiedenen Bekenntnissen, die in der dortigen Gegend sich angesiedelt hatten. Im zehnten Jahrhunderte, als Chasdai davon hörte, war die Blüthe des Chazarenreichs schon etwas gesunken, schon hatten die wild anstürmenden, nicht zu bezähmenden Völkerschaften,

die die Umgegend innehatten, an dem Thron gerüttelt, und kurz darauf legten die emporstrebenden Moskowiter die Hand an das Reich, bis dann die Mongolen es ganz und gar zerstörten. Chasdai wurde von der Nachricht mächtig ergriffen, es ließ ihn nicht ruhen, bis er in Verbindung mit diesem jüdischen Monarchen trete, hier aber nicht im Auftrage seines Herrn, sondern um seinem glaubenswarmen Herzen zu genügen. Nach vielen Mühen und gescheiterten Versuchen gelang es ihm; als Bote wird uns genannt Jakob aus Nemez, wie in den slavischen Sprachen Deutschland heißt. Der hebräische Brief, welchen Chasdai an den König der Chazaren richtete, ist uns erhalten, eine werthvolle Urkunde aus jener Zeit in vielfacher Beziehung. Nach schwülstigem, prunkendem Anfange setzt Chasdai auseinander, welches seine Stellung sei im abendländischen Reiche, wie Gott ihn emporgehoben, giebt Rechenschaft über Sefarad, das Andalus heiße, über Lage und Bodenbeschaffenheit, Regierung und Beziehungen zu fremden Ländern. Doch habe ihn stets tief betrübt der Spott, daß von Israel die Herrschaft genommen sei, um so höher habe ihn die Nachricht eines jüdisch-chazarischen Königthums erfreut. Er bittet deßhalb um genauere Nachricht, und tiefe Erquickung würde es ihm sein, es mit eignen Augen zu schauen. Die prunkende Einleitung besteht aus einem Akrostichon, das den Namen Chasdai ben Isaak ben Esra ben Schaprut enthielt. Der König der Chazaren, mit dem hebräischen Namen Joseph, antwortet gleichfalls in sehr gewandtem hebräischen Style, theilt ihm über sein Reich mit, über dessen Ausdehnung, Grenzen und Verbindungen; den Ursprung der Chazaren leitet er von Japhet ab, seine Vorfahren seien Proselyten gewesen. Er würde sich freuen, schließt er, wenn er Chasdai bei sich sähe, und wünscht ihm Glück und Heil. Wenn diese Verbindung auch keine weitern Folgen gehabt, so ist uns doch durch diesen Briefwechsel eine geschichtliche Thatsache erhalten worden, welche uns die damalige Stellung des Judenthums im Osten in neuer Weise beleuchtet. Dort, wohin die Macht des Griechenthums und Roms nicht gedrungen war, schwankte das Zünglein lange, welche Religion herrschend werden solle. War ja auch der moskowitische Herrscher in Zweifel, welcher er sich zuneigen solle, und fast einem Ungefähr verdankt das Christenthum dort seine Obmacht. Der Briefwechsel, als ohne Folgen, das

Chazarenthum, hinweggespült wie so manches dortige Reich und ohne tiefere Einwirkung auf die weltgeschichtliche Entwickelung, sind lange übersehen, dann angezweifelt worden; erst die neuere Zeit hat die Aechtheit der Briefe und die volle Existenz des jüdischen Chazarenthums nachgewiesen. Nun finden wir auch immer mehr Ueberreste alter jüdischer Bildung aus jenen Gegenden, die uns von tiefen Einwirkungen des Judenthums aus damaliger Zeit Kunde geben, zugleich auch merkwürdige Schlaglichter werfen auf den ganzen innern Gang des Judenthums, uns alte innere Entwickelungen enthüllen, welche ohnedies ganz verdeckt waren, und sehr wichtige Momente aufzeigen, die sich als nothwendige Glieder in den ganzen Proceß einfügen. —

Doch kehren wir zu Chasdai zurück! Auch mit den jüdischen Hochschulen im ostarabischen Reiche setzte er sich in Verbindung, er sandte den Hochschulen zu Sora und Pumbeditha reiche Geschenke, suchte sich dafür gelehrte thalmudische Schriften zu verschaffen, stand in Briefwechsel mit Doßa, dem Sohne des Gaon Saadias, und suchte seine Kenntniß über die Zustände in dem Lande, das als Mutterstätte des Judenthums galt, zu vervollständigen. Da kam ihm ein Ereigniß zu Statten, das er mit großer Begierde ergriff. Vier jüdische Gelehrte — wahrscheinlich aus dem griechischen Reiche — hatten eine Seereise unternommen, da ward das Schiff von einem spanisch-arabischen Admirale aufgefangen, die Mannschaft zu Sklaven gemacht und verkauft. Von den vier bedeutenden jüdischen Gelehrten ward Schemarjah nach Alexandria verkauft und von dortigen Juden ausgelöst, Chuschiel nach Kairoan, Moses mit seinem Sohne (der wahrscheinlich der vierte war), dessen Frau, um den lüsternen Umarmungen des Admirals zu entgehen, ihren Tod in den Wellen suchte, Moses kam nach Spanien und wurde nach Cordova verkauft. Nicht sogleich erkannt, enthüllte sich doch bald sein wahrer Werth. Mit Freuden ergriff Chasdai diese Gelegenheit ihn als Schulhaupt einzusetzen, die Abhängigkeit, in der das Judenthum von Ostarabien stand, zu lösen und Spanien in thalmudisch-wissenschaftlicher Beziehung selbstständig zu machen, gerade wie sein Herr die Abhängigkeit Spaniens von dem Beherrscher der Gläubigen zu Bagdad gelöst hatte.

Diese großartige Wirksamkeit nach allen Seiten hin — auch mit

dem gelehrten Polyhistor Isaak ben Salomo in Kairoan stand er in Verbindung — mußte auch auf die geistige Erhebung der dortigen Juden einen bedeutenden Einfluß üben. Seines Ruhmes sind wirklich auch alle späteren Schriftsteller voll und verkünden, daß durch seine Gönnerschaft zuerst die Geister sich froh und frisch regten, alle Wissenschaft erblüht sei, Gesang und Dichtkunst unter den Juden begonnen haben. In den Tagen des Fürsten Chasdai, — sagt Abraham ben David um 1161 — begann ein fröhliches Zwitschern, in den darauf folgenden des späteren Fürsten Samuel jubelte es von hellem Gesange. Der spätere literarische Kritiker Charisi, selbst ein Nachzügler der bedeutenden Dichter am Anfange des dreizehnten Jahrhunders, schildert, besonders in Beziehung auf die Anfänge der Dichtkunst, jene Zeit und Chasdai's Einwirkung mit folgenden Worten:

Mit dem Ende des neunten Jahrhunderts erhoben aus ihrer Kleinheit — die Söhne Safarads sich zur Kraft und Feinheit — und der Sprache Reinheit; — unter den Juden ließ sich die Lust verspüren, — die hebräische Sprache in des Liedes Bahnen einzuführen, — der Rede Flammen durchglühten ihr Herz — und die Gluth stieg himmelwärts. — Doch die Sprache war noch platt, — der dichterische Gang noch hinkend und matt, — bis sie um des zehnten Jahrhunderts Mitten — mit Lust im Gesang sind vorangeschritten. — In jenen Tagen erglänzte die Sonne des Ruhms — am Himmel des Fürstenthums, — Chasdai, der Fürst, Isaaks Sohn — (er weilet nun an Gottes Thron!) —, der Allen zuströmen ließ Segen und hohen Lohn. — Damals thürmten hoch sich der Wissenschaft Wellen, — und Edelsteine, auch Krystalle, die hellen, — schleuderten sie empor aus des Meeres tiefen Quellen. — Der Fürst ließ laut verkünden: Wer Gottes ist, komm' herein, — seine Sorge sei mein! — Und wohin die Stimm' erklang, — nach Edom und Arabien, nach Osten und nach Sonnenuntergang, — da sammelten sich zu ihm alle Künstler und Lehrer von Rang. — Nun blitzen und wettern alle kühnen Geister — in edelem Wissenskampfe vor dem herrlichen Meister, — und er eifert sie an, daß er sie begeister' — zu wirken in Wissenschaft — mit Geist und Kraft, — daß sie weckten Gedanken, die schliefen, — und die Flammen wach riefen — aus des Herzen Tiefen. — Von da an

schwoll in Spanien die Wissenschaft an — und machte durch die Welt sich Bahn. — Nun kamen aller Zweifel Schlichter, — herandrängten Sänger und Dichter. — Und es erscholl zu seinem Lob manch Gedicht, — strahlend wie der Sterne Licht. — Damals erhielt die Dichtung die erste Nahrung, — ward der Gottheit Offenbarung, — ja damals gab's der Wissenschaft Jünger und Kenner, — denn sie hatten an Chasdai einen Schützer und Gönner.

Weniger überschwänglich lauten desselben Charisi Worte an einer andern kurzen Stelle, wo er anerkennt, daß zwar der Anfang der Bildung sich regte, aber die Anfänge noch schwach gewesen im Vergleiche zur späteren höheren Vollendung: „Ehedem gab es einen Dichter-Chor, — der wuchs wild empor; — schon sind seine Lieder verschollen, — wird sie keiner mehr hören wollen. — Menachem ben Saruk, Dunasch ben Librat, Abun und Andere ihres Gleichen, man denkt ihrer Lieder nicht mehr, — sie waren schwach und inhaltsleer".

Charisi, ein Aesthetiker, charakterisirt die Perioden fast ausschließlich nach den dichterischen Versuchen, die damals unternommen wurden, er nennt uns aber in der letzten Stelle Namen, die gerade in anderen Gebieten bedeutend sind. Menachem ben Saruk war ein fleißiger Gelehrter und höchst einflußreich durch sein stilles Wirken. Er war geboren in Tortosa, nährte sich durch Handel, aber lebte seiner Wissenschaft. Von dort zog ihn Chasdai nach Cordova. Dort arbeitete Menachem das erste hebräische Wörterbuch aus, dem er grammatische Grundbegriffe vorausschickte. Als erster Versuch hat dieses Buch seine Mängel und Schwächen. Noch war die Einsicht in das Sprachgefüge nicht erreicht; Menachem kannte noch nicht das Gesetz der dreibuchstabigen Wurzeln, das Grundgesetz für alle semitischen und namentlich für die hebräische Sprache, auf welchem allein Grammatik und Wörterbuch sich wissenschaftlich zu erbauen vermag. Allein er stellte alles bis zu seiner Zeit sicher Erkannte zusammen und bahnte schon durch den Ueberblick des Geleisteten den Weg zum Fortschreiten. Er selbst schaut mit klarem nüchternen Verständnisse auf die Erscheinungen der Sprache hin, und seine Erklärungen der zahlreichen Stellen, die er anführt, sind gesund und vorbereitend für seine Nachfolger. Menachems Wörterbuch bleibt selbst später ein Führer für denjenigen Theil der mittelalterlichen Juden, die des Arabischen nicht kundig an seinem in hebräischer

Sprache geschriebenen Buche sich heranrankten. Denn auch dies war ein bedeutender Schritt, den Menachem unternahm, er verfaßte sein Werk in hebräischer Sprache und begründete einen neuen wissenschaftlichen Styl, der alle bisher üblichen Entartungen und unreinen Mischungen beseitigte und nach einem ebenso sprachrichtigen wie zierlichen Ausdrucke ringt. Wenn wir grade in Spanien diesem Versuche begegnen, der hebräischen Sprache eine neue Jugend zuzuwenden, so liegt der Grund dafür wohl in dem Sprachenkampfe, der dort sich regte. Im Kampfe zwischen Islam und Christenthum rang das Arabische mit dem Kastilischen um die Palme, und so mochte auch das Judenthum seinen Antheil an diesem Kampfe nehmen und es versuchen, seine Sprache neu zu beleben. Das Unternehmen konnte bei einer nicht mehr im Leben herrschenden Sprache nicht gelingen; wenn dennoch so Treffliches darin geleistet wurde, so ist dies ein redender Beweis von dem edlen Eifer und der hohen Begabung, die darauf verwendet wurden, und die ästhetische Bildung, welche dadurch erworben wurde, wirkte auch auf Läuterung des Geschmacks in der Schrifterklärung. Menachem that einen bedeutenden Schritt darin. Mit klarem, oft erhabenem Ausdrucke hat er einen feinen Sinn für das Charakteristische der Darstellung und läßt sich das Auge nicht trüben durch hergebrachte Deutungen. Soweit ihm die Wissenschaft Führerin sein kann, folgt er ihr. Ein Dichter war Menachem freilich nicht; mußte er sich auch hie und da anstrengen, seinen Mäcen Chasdai im Liede zu feiern oder häusliche Ereignisse zu besingen, so gelang es ihm schwer, die Leier zu stimmen. Seinem biedern Sinne sagte auch wohl die arabische Manier wenig zu, die Leiter der Lobeserhebungen zu erklimmen und maßlose Huldigungen zu den Füßen des Gönners niederzulegen. Er mag mit dem späteren Spruchdichter gedacht haben:

> Wer's liebt die Großen zu besingen,
> Muß schmeicheln, sich zu Lügen zwingen,

Menachem war bei seiner eingreifenden wissenschaftlichen Thätigkeit anerkennend gegen die Leistungen Anderer, und so sehr er die Arbeiten seiner Vorgänger überragte, enthält er sich auch da, wo er ihre Annahmen zu berichtigen nicht umgehen kann, jeder geringschätzigen Bemerkung, er sucht im Gegentheile auch dann jeden Tadel von ihnen fern zu halten.

Ein Mann solch' gediegenen und sanften Charakters verdiente ein ruhiges Leben, allseitige ehrerbietige Anerkennung, und dennoch ward ihm nicht, was seine bescheidenen Ansprüche zu fordern berechtigt waren. Die Zeit drängte zu stürmisch vorwärts. Ein jüngerer Zeitgenosse, Dunasch ben Librat, auch Adonim ha-Levi genannt, aus Bagdad stammend, hatte seinen Wohnsitz in Fas (Fez). Ob er von der Sonne Chasdai's angezogen nach Spanien gewandert, ist nicht ganz sicher, aber wahrscheinlich, und jedenfalls stand er in enger Verbindung mit Spanien. Anders geartet als Menachem, stürmt Dunasch mit jugendlichem Ungestüm auf seine gelehrten Zeitgenossen ein. Zuerst tritt er gegen Saadias auf, bewahrt auch hier schon nicht das geziemende Maß, sucht jeden kleinen Fehler begierig auf und spitzt seine Kritiken in kleinen Schlußsätzchen zu, die er effectvoll einer jeden kritischen Bemerkung anfügt. Noch nicht zu dem Stärksten gehört, wenn er dem hochgeachteten Gaon zuruft: Merke, wer der Sündige und wer das Rechte Fündige. Sein Selbstgefühl ist nicht ohne Grund, er hat einen tieferen Blick für die Eigenthümlichkeiten der Sprache, er hat Ahnungen, welche die Späteren zu wissenschaftlicher Bestimmtheit gestalten, und richtig sagt Aben Esra von ihm: Dunasch erwachte ein wenig aus dem Schlafe, in dem die Früheren befangen waren, und ebenso strebt seine Schrifterklärung nach größerer Objectivität. — Sein Kampf gegen Saadias war jedoch blos ein Plänkeln, das er bald einstellte. Mit größerer Schärfe tritt er gegen Menachem auf; beißend begleitet er dessen Wörterbuch mit Glossen, die hie und da das Richtige treffen, die aber mit anmaßender Geringschätzung den verdienstvollen Gelehrten behandeln und ihm den Ehrenschmuck, der sein Denkerhaupt umwindet, gewaltsam entreißen wollen. Diese Kritiken überreicht er Chasdai, der sie wohlwollend annimmt, um so mehr als sie von einem Gedichte begleitet sind, das den Chasdai zu den Wolken erhob.

Dunasch gehört zu den Ersten, die das arabische Versmaß in die hebräische Sprache einführten. Dem Biblisch-Hebräischen ist ein strenges Metrum fremd, wenn auch in seinen poetischen Büchern ein natürlicher Rhythmus herrscht und besonders ein Rhythmus der Gedanken. Wenn man nun damals darauf ausging, ein streng gefügtes Maß in die Dichtung einzuführen, so lag dies freilich

nicht im Wesen der hebräischen Sprache, war Nachahmung des Arabischen, das mannichfache Versmaße und Reime anwendete. Allein die Verwandtschaft des Hebräischen mit dem Arabischen erleichterte die Herübernahme von dessen Eigenthümlichkeiten, die nicht fremdartig klangen; dabei aber ward die Empfindung für Wohlklang erhöht, und die strenge Zucht feststehender Gesetze hielt die prosaische ungebundene Weitschweifigkeit fern. So wenig daher durch diese Uebertragung arabischer Dichtformen auf das Hebräische dieses neu belebt, ein dauerndes wissenschaftliches oder ästhetisches Gut errungen werden konnte, so war es doch ein gutes pädagogisches Mittel, das sein Ziel nicht verfehlte.

Dunasch nun, als einer der Ersten, die das arabische Versmaß handhaben, thut sich auf diese Kunst viel zu Gute. Indem er sein Lied dem Chasdai zu Füßen legt, unterläßt er nicht zu bemerken, daß es nach neuer Verskunst maßgefügt sei. So tritt er vor Chasdai hin mit den Worten:

Im Lied, das maßgefüget
Den alten Sang besieget,
Sich fest an's Wort anschmieget,
Gefeit in ächter Gluth,

Sing' ich zu Ruhm und Ehren
Des Manns voll weiser Lehren,
Der Kraft besitzt zu wehren
Der fremden Heere Wuth,

Der sich zur Höh' geschwungen,
Sich göttlich Heil errungen,
Zehn feste Städt' bezwungen
Der fremden kecken Brut.

Wie hat er abgemähet
Das Unkraut, das sich blähet,
Hat Ramir's Sohn geschmähet
Nebst Fürsten-, Pfaffenfluth.

Ein Wandrer, herzbeklommen,
Dem Stütz' und Stab genommen,
So mußt' der König kommen
In seiner Feinde Hut.

Tota, die mit regieret,
Des Königs Ahn, verführet
Er, bis ihr Herz er rühret
Mit Worten, klar und gut.

Des Glaubens Heilverkünder,
Ist mild er auch dem Sünder,
Die Armen sind seine Kinder,
Auf denen sein Auge ruht.

Den Dichtern seine Hand
Mit Spenden zugewandt,
Wie Wolken über's Land
Ergießen Segensfluth.

Und in der Diaspora
Erglänzt durch ihn die Thora;
Zur Hochschul' hin nach Sora
Entsendt' er reiches Gut.

Wir wollen das überschwängliche Lob, das die dichterische Fülle dem großen Staatsmanne und huldvollen Gönner spendet, nicht tadeln; aber es verletzt unser Gefühl, wenn an diesen prunkvollen Ruhmesmantel sich dann die kleinlichen und bissigen Angriffe gegen den verdienstvollen Gelehrten Menachem anheften. Denn unmittelbar darauf fährt Dunasch fort:

Dem falschen Schrifterklärer,
Dem Wort- und Sinnverkehrer
Entgegne ich als Wehrer,
Als wohlbewährter Hort.

Und wenn er so noch in vielen gwundenen Verszeilen fortfährt, so bedauern wir ein solch' leidenschaftliches Auftreten, das nur in der stürmischen Jugendlichkeit des ganzen Zeitdranges seine Entschuldigung findet. Welche Einwirkung die Huldigungen, verbunden mit der Schmähung Menachems, auf Chasdai gemacht haben, erfahren wir nicht; es ist nicht wohl anzunehmen, daß Menachem dadurch aus seinem Herzen verdrängt worden, und wenn wir dennoch durch Schriftstücke, welche die neuere Zeit aufgefunden, die überraschende Nachricht erfahren, daß Menachem einst plötzlich bei Chasdai in Ungunst gefallen, daß dieser es sogar geduldet, ja

selbst angeordnet habe, daß sein Haus am Sabbathe eingerissen werde, so muß wohl ein anderer Umstand Chasdai's Unwillen in so hohem Grade aufgeregt haben. Die Schriftstücke selbst enthüllen uns den Vorgang nicht. Wir erfahren nur, daß Menachem seine volle Unschuld betheuert und überzeugt ist, dieselbe auch von Chasdai anerkannt zu sehen, wenn er ihn nur ruhig anhört und seine Worte prüfend liest. Ein erstes Schreiben, das wir nicht mehr besitzen, scheint die Ueberschrift getragen zu haben:

Du große Säule aller Ehre,
Ein Euphratquell an Lehre,
Bei der Thora ich Dich beschwöre
Mosis des Korachiten. —

O, acht' auf meine Entschuldigung,
Das Ohr neig' meiner Huldigung,
Verleih' durch Antwort neuen Schwung
Der Seele, die schwer gelitten.

Gar oft ergeht es uns so in der Geschichte und namentlich in der der Literatur, daß uns Ereignisse von Bedeutung ganz verschwiegen werden und wir sie nur an einem Zipfel, der wegen seiner Seltsamkeit aufbewahrt worden, ergreifen können. Der Brief, dem diese ungelenken Verse zur Aufschrift dienten, ist uns mit seinem Inhalte verloren gegangen, aber gerade die Aufschrift hat wegen ihrer Seltsamkeit die Jahrhunderte überlebt; der fremdartigen Bezeichnung Mosis als des Korachiten, d. h. als des von Korah angefeindeten, verdanken wir die Aufbewahrung dieser Verse. Jedoch ist auch der Brief uns nicht zugekommen, so ist er sicher in die Hände Chasdai's gelangt, und wir erfahren den harten Bescheid, den er auf diesen oder einen späteren gegeben: Hast Du gefehlt, so bist Du durch meine Strafe entsühnt; bist Du unschuldig, so habe ich Dir den Lohn für die künftige Welt dadurch verschafft. Ein bitteres Wort, mit dem ein stolzer Magnat sich abzufinden glaubt! Menachem beklagt sich darüber in einem uns erhaltenen schönen Schreiben, das bei der vollen Entrüstung des Gekränkten, bei dem gerechten Bewußtsein des eigenen Seelenadels doch das weiseste Maß innezuhalten weiß und die Verdienste des Mannes, den er vor sich selbst anklagt, nicht verkennt. Er hält Chasdai vor, wie er ohne Prüfung und Untersuchung das Urtheil üben, Richter in eigner Sache sein

dürfe, ob er, der schwache Mensch, denn einzudringen vermöge in Sinn und Herz des Andern und sich zum Richter machen wolle über seine Gesinnungen. Es scheint, daß das alte freundliche Verhältniß wiederhergestellt wurde; die Geschichte hat ein versöhnendes Schweigen über diese Dissonanz ausgebreitet. Und dennoch drängt uns die Neugier, diesen Schleier zu lüften. Was war es, was Chasdai zu solch' strengem Verfahren aufstacheln konnte?

Wo uns sichere Thatsachen verlassen, da sucht die Vermuthung ihre Stelle einzunehmen, und können wir Chasdai in dieser Angelegenheit nicht von leidenschaftlicher Gereiztheit freisprechen, so dürfen wir auch vermuthen, daß verletzte Eitelkeit den hochstehenden Mann verblendet hat. Wir wissen, daß Chasdai ein Schreiben gerichtet an den König der Chazaren, welches durch das Akrostichon seines Namens eingeleitet war. Chasdai selbst hat diesen Brief sicher nicht geschrieben. Er war ein Mann von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung, aber kein Gelehrter im hebräischen Fache, wenn man ihn auch Schulhaupt nannte; er würde sonst nicht mit solcher freudigen Hast den ausgelösten Rabbi Moses zum Haupte eingesetzt haben, Mit- und Nachwelt hätten seine Leistungen und Verdienste auch in diesem Gebiete noch über Gebühr erhoben, während sie doch ganz still davon sind. Er war Arzt und Staatsmann, liebte die Wissenschaft und förderte sie, ohne selbst sich productiv an ihr zu betheiligen. Sicher bediente er sich wie sonst, so auch für das Schreiben an den Chazarenkönig des Menachem. Dieser schrieb den Brief und versah ihn mit dem Akrostichon. Betrachten wir denselben weiter, so schließt mit dem Akrostichon die dichterische Einleitung noch nicht, die Verse gehen vielmehr mit gleichem Reime weiter. Sehn wir genauer zu, so treten uns sehr deutliche Trümmer von dem Namen Menachem ben Saruk gleichfalls akrostichontisch entgegen. Es ist sehr leicht, mit einigen kleinen Abänderungen, die dem Sinne und der Sprache mehr entsprechen als daß sie sie stören, den ganzen Namen herzustellen, und die Vermuthung liegt nahe, daß Menachem wirklich seinen Namen so angedeutet habe. Nennen Sie dies schriftstellerische Eitelkeit? Mag sein, sie war jedenfalls eine sehr verzeihliche und entsprach dem Brauche, welcher selbst in liturgischen Dichtungen solche Andeutungen vom Namen der Verfasser gestattete. Allein Chasdai selbst oder die ihn

umgebenden Schmeichler mögen anders gedacht haben. Mit kleinlichem Sinne mögen diese neidisch die Gelegenheit ergriffen haben, um Menachem zu verdächtigen, ihn, der blos ein Werkzeug Chasdai's sei, als einen Ehrgeizigen darzustellen, der den Ruhm seines Gönners verdunkeln wolle. Und so ward Chasdai's Empfindlichkeit geweckt. Die Trümmerhaftigkeit, in welcher uns gegenwärtig der Name Menachems in jenem Briefe erscheint, rührt wohl von absichtlichen Aenderungen her.

Doch längst schon sind die Geister versöhnt, auch von Chasdai's Andenken hat dieser trübe Schatten sich verzogen. Rein strahlen uns Chasdai, Menachem und Dunasch entgegen. Sie sind die Männer mit den vielverheißenden Anfängen, sie verdienten, daß auf ihr Leben und Wirken genauer eingegangen werde. Die reiche spanisch-arabische Zeit beginnt mit Chasdai, der ein halbes Jahrhundert wirkte zum Ruhme seines Vaterlandes und zur Veredlung jüdischer Bildung; sein und seiner gelehrten Zeitgenossen Namen ist eingegraben in die Geschichte, eingegraben auch in die vollendeteren Leistungen, die auf diese Zeit nun folgen.

8.

Erste Hälfte des elften Jahrhunderts.

So oft die Bildung einen neuen Aufschwung zu nehmen im Begriffe ist, so oft das Streben sich erneuert, aus der naiven Betrachtungsweise in die höhere Anschauung überzugehen, lehnt sich dasselbe an die zwei alten fertigen Bildungsvölker und Literaturen, knüpft es sich an sie als in sich abgeschlossene mustergültige Sprachen und Bildungselemente, an den Hebraismus und den Hellenismus. Auch der Islam hatte an diese beiden einander ergänzenden Anschauungsweisen angeknüpft. Der Koran hatte aus dem Judenthume, aus der hebräischen Bibel sein Bestes und Edelstes geschöpft; die darauffolgende Literatur der Mosleme, der Aufschwung des Geistes knüpfte ganz besonders an die Denkmale der griechischen Literatur an, die in Uebersetzungen ihnen zukamen. Doch hatte der Islam blos die abgeleiteten Bächlein aus jenen großen Lebensströmen in sein Land zu ziehen gewußt, er konnte nicht unmittelbar an der Quelle schöpfen, Hebräisch und Griechisch blieben den Bekennern des Islam ganz unbekannt, sie schöpften nur aus Uebersetzungen, die ihnen die griechischen Orginale wiedergaben, blos aus dem, was ihnen von dem Judenthume mitgetheilt wurde; so erhielten sie eine Bildung, die ihnen wie aus zweiter Hand entgegengebracht wurde, der eigentliche Brunnengeist, der in diesen Quellen lebte, kam ihnen nicht zu. Soll jedoch die Bildung eine wahrhaft erfrischende sein, so muß sie an den Quell selbst hinangehen. So sehen wir es in späteren Zeiten, wo man sich bei der Wiedererstehung der Wissenschaft mit wahrhafter Begierde, mit

jugendlicher Begeisterung in die wiederentdeckte Sprache des griechischen und hebräischen Alterthums versenkt, wie man in dem vorigen Jahrhunderte wiederum, nachdem die Quelle eine Zeit lang getrübt war, enger an sie sich drängte und an den lautern Wassern Gesundheit trank.

Während nun den Bekennern des Islam jede fremde Sprache verschlossen blieb, war die eine Sprache und Literatur den Juden niemals ganz versiegelt, und so oft ein frischer Geist in sie einzog, erwachte auch das Streben, sich in die hebräische Sprache zu versenken und tiefere Erkenntniß derselben zu erlangen, lebhaft und jugendlich, nicht blos als wissenschaftlicher Drang, sondern als dunkles Bewußtsein, daß man daran ein neues frisches Leben gewinne, sich selbst verjünge. Die Philologie erscheint zu solchen Zeiten, wie uns die Geschichte belehrt, als Königin der Wissenschaften; Humanismus, Humanitätsstudium ist dann der Name für die Kenntniß des Alterthums, man pflegt mit dieser Kenntniß das wahrhaft Menschliche. Die Bestrebungen, die diesem Studium zugewendet werden, gelten daher nicht als reine gelehrte Fragen, sondern als Fragen der ganzen geistigen Existenz; sprachlichen Erörterungen, welche wir als geringfügig betrachten, wird dann ein unendlich hoher Werth beigelegt, sie sind ein Ausfluß der geistigen Lebensströmung.

So erging es auch in der damaligen Zeit dem Judenthume; die erwachende Bildung bekundete sich in der hingebendsten Pflege der hebräischen Sprache. Wir haben diesen Eifer schon an Menachem und Dunasch kennen gelernt; wenn heftig zwischen ihnen der Streit entbrennt über Einzelnes und Geringfügiges, so findet diese Entzündlichkeit des Gemüthes ihre Erklärung in dem unermeßlichen Werthe, den sie nothwendig auf diese Gegenstände legen mußten, die ihnen mehr als bloße Gelehrsamkeit waren. Was sie begonnen, setzten ihre Nachfolger fort mit gleichem Bemühen, mit glücklicherem Erfolge. Ein Schüler Menachems ist der berühmte Juda Chajug, mit seinem arabischen Namen Abu-Sakaria Jachia, der bedeutendste Grammatiker, der zuerst in das innere Wesen der hebräischen Sprache eindrang, die Dreibuchstabigkeit der Stämme zuerst enthüllte und so Klarheit in die ganze Erkenntniß des grammatischen Baues der Sprache errang und mittheilte. Die Doppelnamen, welchen wir bei den Juden Spaniens begegnen,

einem arabischen neben dem hebräischen, sind gleichfalls ein Zeichen der Zeit. Sie haben als Juden ihren hebräischen Namen, aber sie leben zu sehr in ihrem Volke, in der Sprache des Landes, in dessen Sitten und Gewohnheiten, als daß sie nicht einen arabischen Namen tragen sollten, — eine Doppelnatur, die sich ähnlich in der neueren Zeit wiederholt. Ein Nachfolger Chajugs, der unmittelbar sich an ihn anschließt, berichtigend und ergänzend, der die Wissenschaft der biblischen Grammatik und Lexikographie für die damalige Zeit und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts abschließt, ist Jonah, Abulwalid Mervan ben Ganach, Arzt und Philosoph, epochemachend als Sprachforscher, indem er eine vollständige hebräische Grammatik und ein hebräisches Wörterbuch ausarbeitete in arabischer Sprache und dieser Wissenschaft dauernde Grundlagen legte. Er beherrschte das ganze Material, beweist tiefe Einsicht in den Bau und die Grundzüge der Sprache und weiß alle Feinheiten derselben systematisch nachzuweisen und zu ordnen. Aus ihm schöpften alle Späteren, und waren auch seine Werke, weil arabisch geschrieben, den des Arabischen nicht Kundigen verborgen, sind sie auch in der hebräischen Uebersetzung, die von ihnen angefertigt worden, theilweise noch heute ungedruckt, weil spätere Werke sie verdrängten, welche dem Zeitgeschmacke sich mehr anlehnend, sie überflüssig zu machen schienen: so haben doch die verbreitetsten Lehrbücher sämmtlich aus Abulwalid geschöpft, und gerne ist die neueste Zeit wieder zu ihm zurückgekehrt, um seinen nicht erschöpften Reichthum zu verwerthen und an der Tiefe seiner Auffassung sich zu belehren.

Wir sind mit ihm in die erste Hälfte des elften Jahrhunderts eingetreten, in die Zeit, welche an Männern des Geistes, an Gelehrten jeder Art einen überströmenden Reichthum zeigt. In jedem Zweige der Wissenschaft treten Männer auf, welche die tiefgehende und vielseitige geistige Bewegung bekunden: Astronomen wie Haßan ben Haßan, auch unter dem Namen Jekuthiel, zahlreiche Thalmudisten, obwohl die Pflege dieser Wissenschaft damals in Spanien noch in einem frühen Stadium sich befand und erst später zu größerer Vollkommenheit sich erhob, Arbeiter in den verschiedensten philosophischen Disciplinen, sowie auch Männer, die tiefer in das Innere des Menschenlebens eingingen und den Menschen selbst nach seinen sittlichen Bedürfnissen zu erkennen sich bestrebten. Als einen

solchen nenne ich Ihnen besonders Bachia (Bechai) ben Joseph Bakuda; ein Mann von einer liebenswürdigen Innigkeit, der uns in die Tiefen des menschlichen Herzens einführt, die wahrhaften religiösen wie sittlichen Bedürfnisse desselben tief empfindet und erforscht, so daß er, das äußere Gerölle beseitigend, sich in den Strom des geistigen und gemüthlichen Lebens taucht, ihn durch sich hindurchrauschen läßt und auch Andere mit seinem Quellwasser erfrischt. Es ist ein gewisser Zug des Pietismus in ihm, der nicht ganz frei ist von Weichmüthigkeit, aber andrerseits von solcher Innerlichkeit, daß er die Fesseln der vorgeschriebenen Gläubigkeit und Handlungsweise zu durchbrechen weiß, die nackte That hintansetzt gegenüber der frischen und lebendigen Gesinnung. Schon der Name seines Werkes zeigt uns, welcher Richtung der Mann huldigt: Herzenspflichten; er will darstellen, was das Herz als verpflichtend empfindet, was es zu seiner Veredelung verlangt, er läßt den Menschen in sein Inneres hinabsteigen, damit er sich seiner Vorzüge und Fähigkeiten bewußt werde und diese zu entwickeln und auszubilden bestrebt sei, aber namentlich auch seiner Mängel und Endlichkeit inne werde und demüthig an seiner Vervollkommnung arbeite. Herzenspflichten, sagt er, gehen doch wahrlich den Gliederpflichten voran, der Befolgung eines bloßen Gebotes; Werke, die außer mir stehn, die ich mit Hand und Fuß gedankenlos ausüben kann, sind nicht des Menschen höchstes Ziel, vielmehr das Bewußtsein der Herzenspflichten in sich lebhaft zu erwecken und daran zu erstarken. Und dieser Mann war Dajan, dem Amte und Berufe nach ein religiöser Führer der Gemeinde, und so charakterisirt es seine Zeit noch schärfer, wenn Männer seiner Stellung die innere Gesinnung höher stellten als die rituelle praktische Uebung und Gelehrsamkeit. Es befremde ihn gar sehr, sagt er, wenn er sehe, wie Viele die entlegensten Fragen aufwerfen, über selten vorkommende Einzelheiten im Ceremonialwesen tiefe Forschungen anstellten. Auch an ihn sei einst eine solche Anfrage gerichtet worden, aber er habe erwidert: „Mein Lieber, Du mußt wohl schon sehr weit vorgerückt sein in der Ausbildung Deines Herzens. Bist Du wirklich schon so ganz mit Dir selbst im Reinen, daß Du solch Fremdartiges zu erforschen die Muße hast?“ Eine schöne Zeit, der ein solcher Mann angehört!

Einer besonders hingebenden Pflege erfreute sich mit voller Seelenlust Gesang und Dichtung in hebräischer Sprache. Stand die wissenschaftliche Erkenntniß der Sprache damals sehr hoch, so wollte man auch sie sich ganz aneignen, in ihr dichten und singen. Wohl konnte ein solches Beginnen nicht glücken; eine Sprache, die aus dem Leben gewichen ist, eignet sich nicht zum frischen und aus dem Innern des Herzens quellenden Gesang. Und dennoch war das Bestreben ein natürliches und wir sehen es ähnlich zu allen Zeiten erwachender Bildung hervortreten; bei dem Aufleben der Wissenschaften, der Wiederbelebung des classischen Alterthums versuchte man sich ebenso in lateinischen und griechischen Dichtungen, versenkte man sich gleichfalls in diese Sprachen, als wären es die Sprachen des Herzens und des Denkens. Den Juden lag die hebräische Sprache noch weit näher, sie war die Sprache ihres religiösen Lebens, ihres Gottesdienstes, und so schien sie sehr wohl geeignet zum Ausdruck ihrer tiefsten Empfindung. Während man daher wissenschaftliche Werke arabisch schrieb, dichtete man hebräisch. Zwei Männer ziehen besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich, der Eine mehr durch den Umfang seines Wissens, durch den Reichthum seiner Lebensbeziehungen und seiner Wirksamkeit, aber zugleich auch durch die allseitigen Versuche, die er unternahm in verschiedenen Gebieten literarischer Thätigkeit, zu welcher auch seine dichterischen Versuche gehören, ich meine: Samuel ha-Levi genannt ha-Nagîd oder Fürst, mit dem arabischen Namen ibn Nagdilah.

Samuel ist eine erhebende Erscheinung. Aus schlichtem Stande hebt er sich empor zum Vezirate am Hofe des Khalifen von Granada. Er war in Cordova geboren, allein Verfolgungen, die dort ausbrachen, vertrieben ihn von dort. Denn auch in jener uns im dichterischen Glanze der Entfernung strahlenden Zeit fehlte es nicht an erschütternden Ausbrüchen. Nicht selten brachen Empörungen aus gegen die eine Dynastie, die von einer andern verdrängt wurde, Einfälle der Berbern aus Nordafrika drohten die Blüthen der Bildung zu ersticken, erschütterten jedenfalls die sichere Stellung der Throne sehr oft. So darf uns jene Zeit nicht zu ideell erscheinen, auch sie erfreute sich nicht der ungestörten Entwickelung, auch in ihr war bürgerliche Wohlfahrt und geistiger Aufschwung oft von manchem Stoße unterbrochen; nur waren es eben blos vorüber-

gehende Erschütterungen, nicht der anhaltende und fast zum Gesetze erhobene Druck, wie er im christlichen Mittelalter herrschte. Samuel nun war bei einer solchen Erschütterung aus Cordova vertrieben; in Malaga, wohin er sich gewandt, wo eine Zeit lang der Khalif von Granada seinen Sitz genommen hatte, wurde er dem damaligen Vezir bekannt, von ihm benützt, und als dieser starb, empfahl er dem Khalifen Samuel als seinen Nachfolger, weil er ihn als einen vielseitig gebildeten, der arabischen Sprache bis in ihre kunstvollen Prunkreden hinein mächtigen wie gewandten und zuverlässigen Mann erkannt hatte. Samuel gelangte zum Vezirat und erhielt sich auf dieser höchsten Stufe im Reiche eine lange Reihe von Jahren; seine Biederkeit und Klugheit, seine Tüchtigkeit, verbunden mit Bescheidenheit ließ ihn alle Schwierigkeiten, die sich ihm zahlreich entgegenstellten, überwinden. Während er so als Staatsmann seiner Stellung sich vorzüglich gewachsen zeigte, strahlt er auch im Nachruhme eines der bedeutendsten und vielseitigsten Gelehrten; er war Schulhaupt, bedeutender Thalmudist, Verfasser gelehrter Schriften, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Gelehrten der verschiedenen Länder und hinterließ eine große Anzahl hebräischer Dichtungen, die, wenn sie auch keinen hohen Schwung verrathen, doch nicht ohne Gewandtheit und feine Sprachbehandlung sind. Er starb 1055 in hohen Ehren, hinterließ das Vezirat seinem Sohne, der auch vielfach gerühmt wird, aber als im Glücke erwachsen nicht die Bescheidenheit des Vaters besaß und bei einem Aufruhr sein Leben verlor.

Ein Mann andrer Art und seine Zeit hoch überragend, ist Salomo Gabirol, auch genannt Aba Ajub Suleiman ben Gebrol. Erhaben ist die Erzählung der Dichtung aus dem Alterthume, wie die Menschen der Vorzeit an den Schranken ihrer endlichen Macht rütteln, ihre volle Unabhängigkeit zu erringen bemüht sind; die Titanen häufen Berge aufeinander, um trotzig den Himmel zu ersteigen, die Menschen einer Sprache und einer Rede wollen in Babylons weiter Ebene eine Stadt erbauen mit einem Thurme, dessen Spitze zum Himmel hinanreicht, auf daß sie, auf die eigene Kraft sich stützend, Dauer und Forterhalten sich verbürgen. Dieses kühne Emporstreben des Menschen bricht sich jedoch an seiner Ohnmacht, zieht Strafe und Fall nach sich. Noch erhabener ist

die Dichtung, wenn sie uns den Menschen in seinem geistigen Ringen darstellt, wie er die Beengtheit, die seinen Geist umgiebt, durchbrechen, das Dunkel der sittlichen Weltordnung durchdringen will. Hiob führt das Bewußtsein seiner Tüchtigkeit und Reinheit mit einem gewissen Trotz in den Kampf gegen die Unfälle des Lebens, er stellt die ewige Gerechtigkeit zur Rede: Warum dies mir? stehe ich nicht höher als mein Schicksal? Und dennoch ein Solches über mich verhängt? In diesem Ringen der sittlichen Entrüstung mit den Leiden des Lebens liegt eine Hoheit und Würde, daß wir uns mit dem Hadernden trotz seiner Leiden emporgehoben fühlen; beruhigt treten wir wieder mit ihm in die Unterwerfung unter den höhern Gottesgeist, der sich ihm in seiner unendlichen Erhabenheit offenbart. Noch tiefer und sinniger ist es, wenn der Dichter der neueren Zeit uns Faust vorführt, wie er in die Tiefen des Wissens eindringen, das Geheimniß des Werdens entschleiert sehen, in das Weben und Wirken der Urkraft und des Urgeistes hinabsteigen, gewissermaßen mit daran arbeiten und so das Räthsel alles Seins sich lösen und ungeduldig seiner geistigen Endlichkeit und Begrenztheit Herr werden will. Tief ist sein Fall, wenn er aus jener anmaßenden Höhe in die Sinnlichkeit versinkt, um in ihr das hohe Streben zu ersticken; nur durch die Naivetät eines unschuldigen, reinen Gemüths, das sich an ihn kettet, wird er gerettet. Eine Faustnatur, aber ohne alle Beimischung von Sinnlichkeit, ohne Verlangen, auch den Lebensgenuß mit einem Male zu erschöpfen und den Kelch bis zur Hefe zu leeren, ist Salomo Gabirol. Ein Mann, dessen Leben ein ununterbrochenes Ringen ist, in die tiefsten Geheimnisse des Daseins hinabzusteigen, das Triebrad des Geistes und des Lebens, die Kräfte, die das Universum zusammenbinden, zu erfassen.

Solche Männer werden von einer beständigen Unruhe getrieben, sie sind nie in sich begnügt, weil sie nie das Ziel, welches sie unablässig verfolgen, erreichen; das Ideal erscheint ihnen von ferne in seiner vollen Schöne und Anmuth, sie eilen ihm nach, sie glauben es zu fassen, und es entschwindet ihnen, dennoch ermatten sie nicht, beginnen neu den Lauf, erheben sich mit kühnem Fluge der Begeisterung, dem letzten Grund der Dinge nahe zu kommen, ermatten wohl in ihrem Fluge, aber erheben sich dennoch wieder. Solche Männer

umlagert allerdings tiefer Trübsinn, es geht ein Welt- oder vielmehr ein Wissensschmerz durch ihre Seele, und dennoch ist es wie die Wolke, die die göttliche Herrlichkeit umhüllt und die sie zugleich widerstrahlen läßt. Treten sie in die Wirklichkeit ein, so erscheint ihnen dieselbe nackt und kahl, sie finden ihre Ideale darin nicht verwirklicht, die Idee, wie sie in die Erscheinungswelt eintritt, erscheint ihnen gebrochen, entwürdigt, und sie strömen in Klagen aus über die Unempfänglichkeit der Zeitgenossen für das Große, Klagen, die uns oft sehr bitter und ungerecht dünken. Besonders der eigenen Zeit schleudern sie ihre ganze Verachtung entgegen, die früheren Zeiten, denken sie, seien wohl besser gewesen. Der Abstand zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit ist bei ihnen zu groß, als daß ein gerechtes Urtheil von ihnen verlangt werden könnte. Sie möchten sich wohl an Einzelne anschließen, ihr Herz sehnt sich nach einer gleichgestimmten Seele, zuweilen glauben sie auch Einzelne gefunden zu haben, in die sie den ganzen inneren Drang ergießen können, und ach, es war Täuschung. Die Einen treten zu ihnen mit der engen Selbstgefälligkeit eines Wagner, bewundern und loben ihr reiches Wissen, ohne den tiefen Urgrund ihrer Seele zu ahnen; von den Andern mit dem praktisch-verständigen Blicke, die sich noch gar hoch erhaben dünken über diese edlen Seelen, wenden sie sich mit eben solcher Entrüstung ab wie von den Dienern der Sinneslust. Und so bleiben sie einsam.

Ein solcher Mann ist Salomo Gabirol, ein Dichter, dessen Dichtungen gedankenvoll geweiht sind, ein Denker, dessen Denken dichterisch verklärt ist. Wenn Charist, der spätere Dichter und ästhetische Kritiker, sein Urtheil über die verschiedenen früheren Dichter fällt, so scheint es als hätte der Schwung der Gabirol'schen Muse ihn mit beflügelt, indem er ihn mit einigen Worten so charakterisirt:

Ein König steht er da, erhaben, groß!
Das hohe Lied ist Salomo's.

Schwungvoll, hoch ist bei ihm Gedank' und Wort, — Wer steigt empor zum Himmel und holt sie von dort? — Seine Fastenlieder sind prächtig, — wunderbar mächtig, — seine Bußgebete — duften wie Blumenbeete, — unvergleichlich seiner Bilder Gewalt, — unerreichbar das Wort, wie es kräftig erschallt.

Die Sage liebt schon die Kindheit großer Männer zu ver-

herrlichen; sie spart dies bei Gabirol, denn er steht fertig da, kaum aus der frühen Kindheit herausgetreten. Sechzehn Jahre alt, singt er bereits von sich:

Ein Knab' von sechszehn Jahren
Und wie ein Greis erfahren.

Erfahren wohl nicht in dem Sinne, daß er viel erlebt und Kenntniß der Welt erlangt habe, aber erfahren in dem schmerzlichen Sinne, daß die Dissonanzen zwischen der Idee und der Wirklichkeit schon damals in ihm erklingen, daß es ihn durchzuckte, wie wenn ein Riß durch sein Herz gegangen wäre. Er straft sich selbst darüber, daß er in so frühem Alter in solch schmerzliche Klagen ausbreche, und kann sie dennoch nicht überwinden, weil er sein hohes Ziel nicht lassen kann:

Ach ziemt dem Sechszehnjährigen Klagen,
Zu jammern über Lebensplagen?
Ich sollte mit der Jugend kosen,
Die Wangen frisch gleich blüh'nden Rosen.
Doch nahm mich früh mein Herz in Zucht,
Hab' Sitte, Weisheit aufgesucht.
Da ist die Frische mir geschwunden,
Da hab' den Schmerz ich früh gefunden.
So pressen Seufzer mir die Brust,
Mir weint das Herz, erblick' ich Lust.
Was nützt die Thräne? Eitel Lug!
Was birgt die Hoffnung? Blassen Trug!
Ich soll an Balsams Kraft gesunden
Und kranke schon an Todeswunden.

Mag früher wohl besser gewesen sein; doch was nützt es ihm?

Was soll mein Klagen, Stöhnen,
Daß nicht die Welt vollkommen?
Einst bot sie viel des Schönen, —
Ich bin zu spät gekommen.

Er lebte zuerst in Saragossa, dessen Bewohner sicher nicht die schlechtesten unter den Juden Spaniens waren; auch Bachja, der früher genannt worden, scheint dieser Stadt angehört zu haben. Dem Ideale Gabirols freilich entsprachen sie nicht.

Ich muß weilen bei argem Geschlecht,
Was ich links nenn', nennen sie recht;
's ist öd um mich wie im Grab,
Mich dünket mein Haus ein Sarg.

Ich sitz' da in der Rathsversammlung
Und muß hören den sinnlosen Quark,
Denn neben mir Thoren und Gecken
Und dünken sich geistige Recken.
Sie mischten mir gern den Trank
Mit Wermuth, doch lächelt ihr Mund;
Auf der Lippe süßliche Rede
Und Haß in des Innern Grund,
Und hör' ich sie sprechen, da mein' ich,
Sie sprächen am End' gar lateinisch.
Was soll mir's, dem klangreichen Dichter,
Zu singen vor solchem Gelichter?
Ist besser, daß ich sie zu Brei hack',
Denn meine Zung' ist mein Dreizack.

Er lebte mit Samuel ha-Levi in jeweilig sehr freundschaftlichen Verhältnissen. Der vornehme Nagid sah den ausgezeichneten Mann wohl gerne in seiner Nähe, er erkannte und würdigte ihn, aber er war selbst Dichter und mochte doch auch die Eifersucht der Nebenbuhlerschaft empfinden. Gabirol besang wohl hie und da den Samuel, aber auch schrille Mißtöne vernehmen wir, die durch ihr Verhältniß hindurchziehen. Schon ein kurzer Vers, der uns von Gabirol aufbewahrt geblieben, offenbart uns diese Spannung. Er lautet:

Mir ist so kalt, mich hat ein solcher Frost durchschnitten,
Als hörte ich ein Lied von Samuel, dem Leviten.

Dieser scharfe Hohn klingt in andern Liedern nicht minder durch. Lebemenschen treten an ihn heran, er solle doch klug sein, leben wie die Andern, gegen den Trübsinn die Freuden der Welt anwenden, im Genuß des Weines den Schmerz ersäufen; dagegen tritt er mit dem ganzen tiefen edleren Schmerze auf, der solcher frivolen Heilmittel spottet:

„Klagst unter Thränen deine Pein,
Schwemmst fast hinweg den harten Stein;
Warum besingst Du nicht die Reben,
Warum nicht jubelst Du dem Wein?
Der jagt die Trauer keck und tüchtig,
Daß sie davoneilt, feige, flüchtig."

Doch ich: „Er mag dem Armen lügen,
In reicher Schätze Traum ihn wiegen,

Er läßt gleichwie auf Windesflügeln
Der Sorgen schwere Last verfliegen,
Verhärtet selbst des Vaters Herz,
Daß ihn nicht rührt des Kindes Schmerz.

Doch ist kein Meer der Kelch, kein See,
Deckt nicht mein breites, tiefes Weh.
Das wächst so wild; wenn Du's geschnitten,
Der Nachwuchs drängt zu gleicher Höh'.
Ach, Leib und Herz sind mir zerrissen,
Das Aug' bedeckt von Finsternissen.

Das Morgenroth, so lieb, so hold,
Entfaltet seiner Fahnen Gold,
Es steht der Morgensterne Schaar
Gleichwie Paniere aufgerollt;
Es glänzt der Thau: — Mir steigt die Trauer,
Mir ist so kalt vom Morgenschauer.

Nur Eines giebt es, wodurch er seinen Schmerz überwältigen kann, das Eine, was seinen Schmerz erzeugt, das Forschen, das Ringen nach dem Ziele seiner Sehnsucht.

Mit Kraft umgürtet, laß ich nimmer ab,
Bis ich zu End' geführt, was ich geschworen.
Schmelzt auch die Zeit mich gleichwie Gold im Tiegel,
Ich bleib' der Weisheit treu, die ich erkoren,
Und sattelt mir die Zeit nicht ihren Renner,
Ich wagte doch den Ritt, seit ich geboren
Und geb's nicht auf und werd' es noch vollführen;
Mein Herz ist stark, hat nicht den Muth verloren,
Hab' oft schon hart mit dem Geschick gerungen,
Ich hab' nicht es, es hat nicht mich bezwungen.

Die gleiche Entschiedenheit durchhaucht ein anderes Lied:

Stürmst, meine Seele, und es schwanken
Umher unruhig die Gedanken,
Gleichwie wenn sich die Flamm' erhebet,
Rauchwolken hoch empor sich ranken.
Bist wohl ein Rad, die Erd' umkreisend,
Ein Meer, in dem die Sorgen zanken?
Ein Meeresschlund, in dessen Strudel
Der Erde Schwellen tief versanken?
Du achtest nicht der Welt, sie weiß es
Mit Mühsal reichlich dir zu danken.
Verlaß der Weisheit Pfad, sie reicht Dir
Die Prachtgewänder dar, die blanken.

Das ist das Leid, das mich erfüllt,
Wer bändigt mir den Schmerz so wild?
Ich dürst' nach einem Mann des Geistes, —
Umsonst! Mein Durst bleibt ungestillt.
Ja, bietet mir die Welt nur Täuschung,
Dann spei' ich an ihr trüg'risch Bild,
Ich mag sie nicht, wenn für mein Licht ihr
Das Aug' umdüstert ist, verhüllt,
Und doch, wie wollte ich sie lieben,
Zeigt' sie sich freundlich mir und mild!

's ist nun des Frevels g'nug geschehen;
Kannst, Welt, dein Rad nun einmal drehen,
Hast lang genug die Weisen, Biedern
Zum Sklavendienste ausersehen,
Ist lang genug, daß edle Cedern
Gestrüpp' gleich werden angesehen.
Ach, schafft mir weg die schlechten Wichte,
Die, doch so hohl, sich trotzig blähen!
Wenn nach Gerechtigkeit Du richtest,
Sie dürften nicht die Freuden mähen,
Nicht, um die Thorheit zu erzeugen,
Der Sonne Töchter sich erspähen.

Was hadert ihr, ihr Dorngewinde,
Daß ich hinabsteig' in die Gründe
Der Weisheit, ihre Schätze grabe
Und ihre Herrlichkeit verkünde?
Weil ihr's nicht schaut, darum verlangt ihr,
Daß ich für ihren Glanz erblinde,
Mein Bündniß, von Gott selbst geschlossen
Mit ihr, gelöset werde, schwinde?
Dich soll' ich lassen, holde Mutter,
Die so voll Huld sich neigt zum Kinde?
Soll mir den Seelenschmuck entreißen,
Von meinem Haupt die Ruhmesbinde?
Wenn ihres Edens Ströme herziehen,
So mächtig, doch so klar, so linde,
O süße Wollust, Herzenslabung,
Die ich, am Ufer weilend, finde!
Drum steig' empor, du ew'ge Seele,
An ihrer Sonne dich entzünde
Und schwör' es laut und fest: ich forsche,
Ich forsche, bis ich Gott ergründe.

So ringt Gabirols Geist kühn titanisch noch in vielen herrlichen Gedichten, in denen sich seine wahre Gesinnung weit tiefer ausspricht, als in den vielen religiösen, die sein Ringen nicht verleugnen, aber sich dennoch mehr an die hergebrachten Anschauungen anschließen. Eine eigenthümliche Kraft wohnt jedoch auch in diesen; von ihnen, die noch heute in unseren Gotteshäusern erklingen, mögen einige wenige aus der reichen Fülle zur Probe genügen.

Des Morgens, auch des Abends
Tret' ich vor Dich, mein Hort,
Mein Herz Dir zu erschließen
Und sprech' Gebeteswort.
Da steh' ich zagend, bange;
Ich weiß, Dein Auge dringt
In meiner Brust Geheimstes,
Noch eh' das Wort erklingt.
Was ist auch des Gedankens,
Was ist des Wortes Kraft,
So mächtig er emporsteigt,
So mühsam es auch schafft?
Doch Dir gefällt's, wenn dankend
Des Menschen Lied Dich preist:
So schall' es hell und fröhlich,
So lang' in mir Dein Geist.

Ein anderes:

Drei Dinge sind vor meinem Auge fest gegründet,
Von denen jedes Deinen Namen mir verkündet:
Dich schau' ich, wenn den hohen Himmel ich erblicke,
Der um die Erde sich — Dein treuer Zeuge windet.
Die Erde selber, meine Wohnstatt, weckt den Geist,
Daß er in ihrem Bau den großen Meister findet.
Und meine Seele preiset jubelnd meinen Gott,
Wenn sie, sich selbst beschauend, Dich in sich ergründet.

Noch tiefer in das jüdische Leben eingehend, sich enger an die herkömmliche Weise anschließend, ertönt seine Muse in nicht minder lieblichen und starken Accorden:

Weltenrichter laß gefallen
Unsrer Morgenandacht Lallen
Dir, wie einst in Deinen Hallen,
Als der Priester noch versöhnte,
Seine Fürbitt' noch ertönte
Bei des Opferduftes Wallen.

Dein Gewand ist Gnad', Erbarmen:
Uns, den an Verdienst so Armen,
Wahre gütig das Vermächtniß,
Frommer Ahnen treu Gedächtniß,
Laß' es laut vor Dir erschallen,
Wie bei Opferduftes Wallen.

Neigst zur Huld, daß sie obsieget,
Wenn die Schale schwankend wieget.
Auf die Stirn der Liebe Maal
Präg' mit Deinem Gnadenstrahl
Deines Volkes Söhnen allen
Wie bei Opferduftes Wallen.

Denke Zion's, die gepriesen!
Laß den Lichtstrahl sich ergießen
Ueber alle Menschengeister
Durch der Gotteslehre Meister,
Wie einst aus des Tempels Hallen
Bei des Opferduftes Wallen.

Nur in Gott ruht eure Stärke.
Wenn ihr übet Seine Werke,
Wendet er des Zornes Dräuen
Mild in liebendes Verzeihen.
Läßt der Sühne Wort erschallen
Wie bei Opferduftes Wallen.

Kein Wunder, wenn auch schneidend und düster das Wort gegen die Dränger in der Dichtung erschallt, gegen Christen (Edom) wie Mosleme (Ismael):

Der Feind ist Sieger, ich bin matt geworden,
Zur Beute wilden ungezähmten Horden,
Wag's nicht zu künden meinen Schmerz in Worten,
Ein zitternd Lamm, ein Bettler an den Pforten.
Erbarmst Du, Gott, Dich nimmer Deiner Schaar,
Wird nimmer mir das Ende offenbar?

Mich drückte Babel bis zu seinem Falle,
Dann Perser, Griechen, Edoms Völker alle,
Daß flüchtig ich von Land zu Lande walle;
Auch Ismael zertritt mit seiner Kralle
Mich nun vier hundert ein und sechzig Jahr.*)
Wird nimmer mir das Ende offenbar?

*) 461 d. Hedschra = 1169.

Die erst' Erlösung Abram ward enthüllt,
Die zweite nach Jeremia's Wort erfüllt,
Die dritte ward in räthselhaftem Bild
Dem Daniel kund, die Lösung tief verhüllt,
Nicht bietet sie des Forschers Geist sich dar:
Wird nimmer mir das Ende offenbar?

Lassen Sie uns nach diesen ernsten Dichtungen noch ein heiteres Lied vernehmen. Er war zu einem Gelage geladen bei einem Manne Namens Moses, da war der Wein jedoch knapp und bald zu Ende, die Gäste mußten sich mit Wasser begnügen. Mit scherzender Trauer, mit komischer Entrüstung beklagt Gabirol das Mißgeschick und verspottet den Geizigen, der den Wein (hebr. Jajin, 70 an Zahlenwerth) durch das Wasser (Majim 90) verdrängen läßt:

Es endet der Wein,
O qualvolle Pein,
Das Auge thränet
Von Wasser.

Der Siebziger, der ist voll Jünglingsfeuer,
Weg treibt ihn das Neunziger-Ungeheuer.
Nun lasset das Singen
Das Glas will nicht klingen
Voll Wasser, voll Wasser, voll Wasser.

Wie soll ich die Hand nach dem Brode ausstrecken,
Wie kann denn dem Gaumen die Speise noch schmecken?
Ich werde ganz wild,
Weil die Gläser gefüllt
Mit Wasser, mit Wasser, mit Wasser.

Durch Moses ward ruhig das Meer und sein Tosen,
Der Nil ward zum Sumpf; doch bei unserem Mosen,
Ach Himmel, da träuft's,
Ach Himmel, da läuft's,
Von Wasser, von Wasser, von Wasser.

Ich werde am Ende dem Frosche noch gleich
Und quake mit ihm in dem Wasserreich,
Der wird es nicht müd'
Zu schreien das Lied:
Quak Wasser, quak Wasser, quak Wasser.

So werde Einsiedler, Dein Leben lang,
Dich labe kein Trunk, Dich erfreu' nicht Gesang,

Und der Kinder Chor,
Sie schrei'n Dir in's Ohr:
Gieb Wasser, gieb Wasser, gieb Wasser.

Wie Gabirol als Dichter seine Sehnsucht nach der Erfassung des Urgrundes offenbart, so versucht er als Philosoph mit der vollen Gluth seiner Seele und der Energie seines Willens einen solchen Geistesflug. Die Schrift, in welcher er die Resultate seines Denkens niederlegte, ist in arabischer Sprache geschrieben, in der Ursprache nicht mehr vorhanden, aber wohl in Uebersetzungen. Sie hieß „Der Quell des Lebens". Seine Lehrmeister sind offenbar die Neuplatoniker, mit ihnen theilt er die Methode, zu dem Unendlichen und Unergründlichen nicht durch allmäliges Aufsteigen aus der zersplitterten Wirklichkeit sich zu erheben, sondern mit intuitiver Anschauung sich hineinzuversenken in die All-Sonne, um zu erkennen, wie Alles von ihren Strahlen beleuchtet wird, das Absolute im genialen Fluge zu umfassen und zu begreifen, wie es mit schöpferischer Nothwendigkeit in immer niederere Kreise eindringt. Seine Lehre ist eine Emanationslehre, die göttliche Allmacht ergießt sich in ihrer Fülle und Unerschöpflichkeit, und so entstehen allmälig schwächer werdende geistige Neubildungen, die in immer beengendere Formen sich zusammenschließen, bis es an unsere nüchterne Welt kommt, in der wir athmen müssen, aus der wir uns aber emporheben können zu dem Urgrunde, zu dem Allgeiste, zu dem befruchtenden Strome alles Daseins. Doch die göttliche Schöpferkraft ist keine blinde; sie ist der mächtige Wille, der sich wie selbstständig ablöst von der Gottheit, um sich auszuprägen, und der seine Schöpfungen durch die Zeiten erhält.

Wir können dieses System hier nicht weiter verfolgen, aber anerkannt ist, daß Gabirol in der Kühnheit seines Gedankens an Spinoza erinnert, mit dem er in neuerer Zeit vielfach verglichen wurde, wenn er ihn auch freilich nicht an plastischer Ruhe und Consequenz erreicht, ihn jedoch wiederum an Gluth und dichterischer Begabung überragend. Seine Theorie des Willens mahnt an Schopenhauer, der tief unter ihm steht an sittlicher Begeisterung und Ausdauer des Forschens. Aehnlich beiden aber ging er einsam durch die Welt, wohl während seines Lebens und in der Nachwelt als großer Mann erkannt und dennoch nicht in seiner hohen

Bedeutung vollkommen gewürdigt. Winden wir, die Spätgeborenen, nach acht Jahrhunderten den Ehrenkranz um die Schläfe Gabirols. Wie aus unnahbarer Höhe herabgestiegen, hat er unerkannt seinen Weg auf der Lebensbahn zurückgelegt. Bald hat sich Schutt und Gerölle um seine Schriften gehäuft. Seine philosophische Schrift, ins Lateinische übersetzt, wurde von den Scholastikern des Mittelalters viel benutzt unter einem Namen, der Gabirol nicht erkennen läßt, unter dem Namen Avizebron, Avencebrol, der jedoch nichts anderes ist als Aben Gebrol; eine später verfaßte hebräische Uebersetzung in Abkürzung blieb ganz unbekannt. Von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an schweigt die Geschichte fast ganz von den mühsamen Arbeiten seines Denkens. Von seinen edelsten Dichtungen ist Vieles verloren gegangen, Vieles lange bedeckt gewesen, nur Einiges von seinen religiösen Dichtungen hat den Namen Gabirol bis auf die neueste Zeit erhalten, erst in ihr ist er gewissermaßen wieder neu entdeckt und in seiner Höhe erkannt worden. Wir stehen ihm fern; ein langer zeitlicher Zwischenraum, die unterdessen breit angeschwollene Entwickelung trennt uns von ihm, in fremdem Gewande, in fernliegender Anschauung tritt er vor uns auf. Aber die hohe, tiefgefurchte Stirn des Denkers flößt uns Ehrfurcht ein, das gluthvolle Auge des geistvollen Dichters leuchtet uns entgegen, und so sprechen wir gerne Charisi nach:

Ein König steht er da, erhaben, groß!

9.

Der Orient. Spanien von 1070 bis 1140.

Die erste Hälfte des elften Jahrhunderts in Spanien gemahnt den Betrachter an die heranreifende Jünglingszeit. Dem befähigten und strebsamen Jünglinge eröffnet sich eine neue geistige Welt; sein trunkenes Auge ruht auf ihr, er versenkt sich mit aller Lust in dieselbe, sucht sein Wissen nach allen Seiten hin zu bereichern und zu vertiefen; in dieser Beschäftigung ist er so glücklich, so ganz davon erfüllt, daß er die ihn umgebende Welt außer Augen läßt, er kümmert sich nicht um die Widersprüche, welche sich in der Wirklichkeit gegen seine Ideale geltend machen, und diesen nachjagend, läßt er jene gewähren und genießt dennoch fröhlich was sie ihm bietet. Der Mann, der mit sich abgeschlossen hat, nicht mehr in sich hineinlebt, nimmt weit eher Anstoß an der Wirklichkeit, der Kampf zwischen dem, was er erstrebt, was er in sich ausgebildet hat, und dem, was geltend ist, was er ausführen und vollenden kann, tritt näher, bedrückender an ihn heran. Die damalige Zeit war eine Jünglingszeit, man vertiefte sich in die großen geistigen Schätze, die man weiter ausarbeitete. Reicher wuchs die Bildung heran, sie füllte nach ihren verschiedenen Richtungen vollkommen die Geister aus; ein jeder pflegte sein eigenes Gebiet, suchte sich in ihm je nach Beschäftigung und Lage heimisch zu machen und seine Bildung durch die anderweitig sich vollziehenden Fortschritte zu ergänzen. Was im Leben feststand, ließ man gelten, ohne sich daran zu stoßen. Die Widersprüche zwischen den Resultaten des Gedankens und den geltenden Vorschriften blieben noch verdeckt, traten noch nicht mit aller Schärfe

hervor, so daß sie aufeinander geprallt wären. Man war noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß man in die äußere Wirklichkeit mit dem umgestaltenden Drange und kämpfend hätte eintreten wollen. Spanien's Entwickelung war eine glücklich naturgemäße; es hatte dann keine feststehende, veraltete Gelehrsamkeit hinter sich, der die neue Bildung fremdartig entgegentrat. Die jüdische Bevölkerung war aus schlichten Verhältnissen in die neue Bildung übergegangen und dieselbe breitete sich nach allen Seiten hin gleichmäßig aus, philosophisch, sprachwissenschaftlich, auch thalmudisch, Eines mit dem Andern friedlich verkehrend.

Anders war es in dem Reiche des arabischen Ostens. Dort war eine alte thalmudische Gelehrsamkeit schon aus der babylonischen Zeit her fest geworden, dort war der Sitz des Gaonats, jener thalmudischen Excellenzen, die als höchste religiöse Autoritäten galten und in ihrer thalmudischen Gelehrsamkeit ihre Bedeutung suchten und fanden. Als die neue Bildung mit dem Islam entstand, wurde bald auch der Widerspruch empfunden, die Versuche zur Ausgleichung und Versöhnung reichten nicht aus, zumal da im Osten die Bildung bald getrübt wurde und in Verfall kam. So begegnen wir zur damaligen Zeit einem Manne, der das sinkende Gaonat, das bald nach ihm zusammenbricht, zuletzt noch kraftvoll stützte und ihm einen reichen Glanz verlieh, als eine schöne Abendröthe am Himmel desselben leuchtete. Der Gaon zu Pumbeditha Hai ben Scherira — auch sein Vater war Gaon und erlangte als solcher hohen Ruf — galt mit Recht als thalmudische Autorität; er hatte ein vielseitiges, reiches Wissen, war aber der Wissenschaft als solcher und namentlich der Philosophie nicht günstig gestimmt. In einem Schreiben von ihm an seinen hochgestellten und einflußreichen Zeitgenossen in Spanien, den wir bereits kennen gelernt, Samuel ha-Levi, den Fürsten, der ihm wahrscheinlich seine Erhebung zum Vezir und Schulhaupte mitgetheilt hatte und sich von der älteren Autorität Rath erbat, warnt er denselben nachdrücklich davor, der verlockenden Wissenschaft sich hinzugeben, er ermahnt ihn, den Schlingen der Logik, die alles in das Netz der Vernunft und der Denkregeln einfangen wolle, zu entrinnen. Man habe, sagt er, in Bagdad eine Zeit lang der Wissenschaft Eingang verstattet, ihr Einfluß auf das religiöse Leben gegönnt; auch dort sei die Behauptung

aufgestellt worden, wahre Religionserkenntniß sei nur zu erlangen durch tiefes Nachdenken, durch philosophisches Studium. Allein es habe sich gezeigt, daß sie nur abführe von der Ausführung der Gebote und Vorschriften, daß sie dem Unglauben überliefere. Der Gaon Samuel (ben Chofni in Sora) — Hai's eigner Schwiegervater — habe der Wissenschaft gehuldigt, sei aber, nachdem er erkannt, auf welche Irrwege sie führe, davon zurückgekommen.

Wir erfahren in der That von Samuel manchen kühnen Ausspruch. Wenn z. B. Saadias — mit ihm übereinstimmend Hai — in Beziehung auf die Zauberin von Endor gesagt hatte, diese habe zwar nicht den Samuel durch eigne Zaubermacht heraufbeschwören können, doch habe Gott Veranstaltung getroffen, durch welche Samuel gleichzeitig mit der Beschwörung erschienen sei, so verwirft Chofni auch diese Auffassung als eine unwürdige, „es sei nichts als wahr anzunehmen, was der Vernunft widerspricht." Vielmehr sei diese Erzählung als ein leeres Vorgeben der Zauberin zu betrachten, die betrügerisch ausgesagt habe, sie sehe den Samuel, ohne daß irgend etwas daran gewesen. Zu solcher Kühnheit erhebt sich Hai nicht.

Die thalmudischen Schriften enthalten vielerlei Legenden. Es sind eben Produkte der Volkspoesie; auf der Kinderstufe des Volkes erzeugt, tragen sie auch deren Gepräge an sich. Man weiß nicht recht, sind sie ein heiteres Spiel der dichtenden Phantasie oder treten sie mit dem Anspruche an einen vollen Glauben auf; dieses Zwielicht der Betrachtung entspricht der Kinderstufe der Bildung. Ist aber dann die Zeit vorangeschritten, so macht man Ernst damit, will mit Entschiedenheit ein Urtheil fällen. Thalmudische Gelehrte, die der Wissenschaft huldigten, lassen solche Legenden dahingestellt, behandeln sie als Traumgesichte, die dem einen oder andern Lehrer erschienen sind, oder sie legen ihnen symbolische Deutungen unter. Hai mochte sich zu einer solchen Auskunft nicht verstehn, er hält an der natürlichen Auffassung fest, und wenn er auch nicht den entschiedensten Nachdruck darauf legen und in ihnen nicht den Mittelpunkt des Glaubens finden will, so fragt er dennoch, warum nicht auch später Wunder haben vorkommen können, was denn anzunehmen hindere, daß auch die Heroen der späteren Zeit durch göttliche Erscheinungen verherrlicht worden seien, auch ihnen Außerordentliches widerfahren sei? So im Osten.

In Nordafrika begegnen wir noch manchen trefflichen Gelehrten, die mehr vermittelnd gesinnt waren, aber gleichfalls auf streng thalmudischem Standpunkte standen und einen bedeutenden Ruf erlangten. In Spanien genoß Hai großes Ansehen; man ehrte ihn, und als er dahinschied (1038), ward er tief betrauert, nach seinen großen Verdiensten in Liedern gefeiert; dennoch drang seine Richtung nicht ein. Der Fürst Samuel, an den das früher erwähnte Schreiben gerichtet war, mag als praktischer Staatsmann sich von den hochfliegenden metaphysischen Speculationen fern gehalten haben, aber er war ein zu fein gebildeter Mann, zu sehr schöngeistig angeregt, als daß er die Früchte der Bildung, wie sie in Spanien gezeitigt waren, hätte verletzen wollen. Im Gegentheile nahm die allseitige Pflege der Gelehrsamkeit immer zu, die wissenschaftlichen Arbeiten dehnen sich aus. Auch große Thalmudisten treten in dem folgenden Geschlechte auf, es werden uns fünf Männer genannt, die alle fünf den Namen Isaak trugen, vier von ihnen geborene Spanier, sie alle, neben dem, daß sie ausgezeichnete Lehrer des Thalmuds waren, geübt in den verschiedenen Wissenschaften. Der Eine Astronom, der Andere Dichter, der Dritte Philosoph, der Vierte ein Sprachkundiger, und so ging die Wissenschaft und die religiöse Disciplin mit einander Hand in Hand. Der fünfte Isaak, ein hochberühmter Thalmudist, Isaak Alfasi, war kein geborner Spanier, kam aus Nordafrika, war Haupt der bedeutendsten Schule in Lucena. Ihn kennen wir nur als bedeutend in seinem Gebiete, in der thalmudischen Literatur; aber mit welcher Klarheit behandelt er sie, welch' ein milder gebildeter Hauch durchweht das trockne Werk, das die Resultate des Thalmuds zusammenstellt! Nirgends zeigt sich schroffe Härte, kein hartes Wort gegen die Wissenschaft, im Gegentheile wird manche Spitze gebogen, manche Schärfe geglättet.

In allen Gebieten des Wissens treten Männer auf fördernd und die Resultate vertiefend. Sie werden von den Männern eines folgenden Geschlechtes wieder verdrängt, so daß wir wohl ihre Namen, doch wenige ihrer Werke kennen, und so mag es genügen, wenn ich einen Einzigen nenne, Moses ben Samuel Gikatilia, der der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts angehört und als Grammatiker, als feinfühlender Sprachkundiger, als Bibelerklärer sehr hoch steht. Aus den vereinzelten Bruchstücken, die uns von ihm

geblieben, erkennen wir doch den selbstständigen Denker, den kritischen Kopf, der als Schrifterklärer mit kühnem Freimuth verfährt, mit klarem Blicke die Probleme ergreift und ihrer Lösung entgegenführt.

Selbst bei einer ununterbrochenen ruhigen Entwickelung mußten sich allmälig dennoch die Gegensätze schärfen, die bisher ungetrübte innere Freude konnte nicht anhalten. Allein schon bereiteten sich in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Ereignisse vor, die einen Umschwung bewirken mußten. Die Macht des Islam begann in Spanien zu sinken, sie zerstückelte sich in mehrere kleine Dynastien, die an Ansehn und Bedeutung verloren. Aus Nordafrika drangen mehr und mehr berberische Stämme ein, wilde, trotzige, urkräftige Horden, die bald die Uebermacht erlangten über die in Spanien verweichlichten Araber. Noch sittigten und bildeten sich die Eindringlinge, nachdem sie Eroberungen gemacht, aber immerhin wurde der Bestand der Staaten und der Bildung durch solche Eindringlinge gestört. Die Zeit war längst vorüber, wo der mächtige Arm Abdorrahmans III. fast das ganze Spanien unter seinem Khalifate vereinigte und jeden Widerstand der Urbevölkerung niederhielt. Zersplitterten Reichen gegenüber, die sich oft durch gegenseitige Fehden noch mehr schwächten, erhob sich nunmehr die alte romanische, d. h. christliche Bevölkerung. Besonders war es Castilien, in welchem das romanische oder christliche Element ein Bollwerk errichtete; dort begründete die mittelalterliche Kirche in Spanien zuerst fest ihre Macht und von da aus drangen die Streifzüge immer tiefer in Spanien erobernd vor.

Die Einflüsse auf die Bildung im Allgemeinen und namentlich auf die jüdische Bildung waren ganz anderer Art als die vom Islam ausgehenden. Der Islam ist dürftig, arm an religiösen Grundsätzen, stützt sich ganz auf den Glauben an die Einheit und Allmacht Gottes, berücksichtigt alle anderen Seiten Gottes und des Menschen wenig, bietet daher wenige speculative Anhaltspunkte, aber er stellt deshalb auch weniger Hindernisse und Hemmungen der freien Entwickelung der Vernunft und der Wissenschaft entgegen. Die Bildung innerhalb des Islam ging und geht unter an der Rohheit der Stämme, die über ihn hereinbrachen, nicht an dem inneren Widerspruch, den der Islam selbst gegen die Bildung erhebt. Anders war es mit der mittelalterlichen Kirche. Ihrer

Entstehung gemäß stellte sie sich die Aufgabe, das Judenthum und das Heidenthum in sich zu vereinigen. Das Judenthum bot die reine Geistigkeit Gottes dar, seine Einheit, seine Unendlichkeit und Vollkommenheit, das Schrankenlose in Gott, das daher auch durch keine sinnliche Darstellung erreicht werden kann, dem kein Bild zu entsprechen vermag, für welchen selbst das Wort unzureichend bleibt, das Alles Umfassende, von Nichts Umfaßte, ungreifbar, untastbar, zu dem der Gedanke sich nicht vollkommen erheben kann, um wie viel weniger die Sinne. Das Heidenthum prägte im Gegentheile seine Ideale sinnlich aus. Seine Gottheiten waren nicht vollkommene Wesen, sie waren nur vollkommener als die Menschen, sie waren greifbare Ideale, konnten dargestellt, konnten in individuellen Erscheinungen nachgebildet werden, die Kunst konnte zu ihnen hinanbringen, sie entsprechend dem Blicke vergegenwärtigen. Die mittelalterliche Kirche hatte nun das Bestreben, diese beiden Gegensätze in sich zu vereinigen: das Schrankenlose, Unendliche und Geistige auf der einen und dennoch auf der andern Seite wieder das Individuelle, Sinnliche, Faßbare, in menschlicher Gestalt Erscheinende und auch dem menschlichen Sinne Darstellbare. In dem Ausdrucke „Gottmensch" sind diese Gegensätze in ein Wort zusammengedrängt, was die Sprache durch Nebeneinanderstellung erreicht, ohne daß damit ein klarer Gedanke bezeichnet werden könnte. Allein die Kirche rang danach, diese beiden Gegensätze zu versöhnen oder vielmehr in einander zu schieben, als wirklich vorhandene Einheit zu behaupten. Sie kämpfte gegen eine jede Richtung, die eine dieser Seiten in den Hintergrund stellte, welche in dieser Vereinigung entweder das Göttliche in seiner idealen Unbegränztheit oder das Menschliche nicht genug hervortreten ließ; ein jedes galt als Ketzerei. Die zwei Naturen gleichberechtigt, die menschliche und göttliche in ihrer Vereinigung, in der vollen gegenseitigen Durchdringung, wurde als einzig wahrer Glaube festgestellt.

Dieses Verlangen, das Leibliche und Geistige, das Sinnliche und das alles Sinnliche Ueberragende in einander zu schieben, klingt als oberster Grundsatz überall in der Kirche wider. Daraus ergiebt sich das andere Verlangen, daß in gewissen sinnlichen Erscheinungen die Fülle des Geistes als vollkommen innewohnend anerkannt werde. In der Hostie sollte die Gottheit selbst sein, von

den Reliquien, den Ueberresten der Leiber, geistige Gnadenfülle ausgehen. Die einzelnen kirchlichen Handlungen galten nicht als bloße Mittel, die zur Weihe, zur religiösen Erhebung dienen; sie wurden Heiligthümer, Sakramente, in sich eine Fülle von Göttlichkeit und Gnade einschließend, die auf den, der sie ausübte, ausströmt. Eine solche religiöse Richtung schreibt der Philosophie bestimmte Resultate vor, sie verhält sich nicht passiv zu dem Ergebniß der Speculation, sie dictirt ihr, wohin der strebende Geist gelangen, welches sein Endziel sein muß, sie befiehlt ihr — wie dies denn auch während der langen Zeit der Herrschaft der Kirche über die Geister geschah — die größte Anstrengung darauf zu verwenden, daß sie diese Gegensätze durchdringe, vereinige. Wahrhaft erstaunliche Geistesmittel sind dafür erschöpft und aufgezehrt worden, ohne daß das Mittelalter es weiter als zu inhaltslosen Formeln und zu knöcherner Scholastik gebracht hätte; in einer späteren Zeit kämpfte die Kirche selbst gegen die scharfen Consequenzen dieser Grundrichtung, beseitigte im Protestantismus die am Auffälligsten hervortretenden Härten, ohne jedoch die Wurzel, aus der auch diese naturgemäß hervorgewachsen, aufzugeben, und so blieben die Gegensätze nach wie vor unvermittelt in ihrem Bestande. Ob eine Lösung noch erreicht werde, mag der Zukunft überlassen bleiben; die mittelalterliche Kirche stellte diese Gegensätze nebeneinander, ohne daß sie als Gegensätze betrachtet werden durften, sie sollten vielmehr als vollkommen geeinigt und sich durchdringend anerkannt werden.

Wo nun die Kirche herrschte, war diese Richtung die geistige Luft, die von Allen, auch von den Nichtbekennern des Christenthums, eingeathmet wurde. Auch auf die Entwickelung des Judenthums innerhalb der christlichen Lande ist deren Einfluß nicht zu verkennen. In vollem Maße tritt er erst später hervor, als die unbestrittene Herrschaft der Kirche sich geltend machte; die spätere jüdische Mystik ist ein Produkt dieser Einwirkung, die Kabbalah mit ihrem Streben nachzuweisen, wie die Gottheit sich selbst einschränkt, um das Irdische aus sich hervorgehn zu lassen, wie die irdischen Wesen ihrerseits durch die Ausübung der einzelnen Ceremonien in die geistige Weltordnung eingreifen und so eine gegenseitige Durchdringung entsteht. Aber auch damals schon konnte es und namentlich in Castilien nicht fehlen, daß diese kirchliche Grundrichtung ihre theilweise Einwirkung

auf die Auffassung des Judenthums, namentlich bei solchen Männern hatte, die von einem innigeren Gemüthsbedürfnisse erfüllt, dichterisch gestimmt waren. Sie nahmen, wenn auch voll im Judenthume wurzelnd, eine gewisse Färbung in ihrer Denkweise von der Kirche an. Denn gerade für dichterische Gemüther hat eine solche Richtung eine große Anziehungskraft. Wie sie nämlich der Speculation, philosophischer, klarer Gedankenfreiheit Zwang anthut, so liebt es das Gemüth und die Phantasie, auf das Einzelne den ganzen Reichthum auszugießen, das Individuelle und Greifbare zugleich als Höheres zu verehren, es mit aller Inbrunst an sich zu schließen und über dasselbe den ganzen Glanz des Göttlichen auszubreiten.

Einem Denker mit dichterischer Genialität, der eine Zier des Judenthums für alle Zeiten bleibt, aber doch mit der bezeichneten erborgten Färbung der Ansichten auftritt, begegnen wir in Juda ha-Levi, arabisch Abul Hassan, geboren um 1080 in Castilien, gestorben um 1140 in Palästina. Juda ist eine höchst liebenswürdige Natur und ein bedeutender Mensch; nicht befriedigt von jener Speculation, die sich mit philosophischen Allgemeinheiten nährt, verlangt er mehr persönlich Faßbares, an das er das warme Herz anlehnen, das er in die Dichterbrust einschließen kann. Um Gott zu erkennen, genügt ihm nicht der Beweis, der sich aus der vollen Wirklichkeit zu immer verdünnterer Abstraction erhebt; diese ist ihm nicht lebendig genug, nichts Individuelles, nicht was man lieben, anbeten und verehren kann. Er trägt ihn allerdings in sich, in seinem Gemüthe, in seiner Sehnsucht, wie er es häufig in seinen religiösen Gedichten herrlich ausspricht, aber noch lebensvoller wird er von ihm erkannt in der Geschichte, besonders in der Israels. Hier tritt Gott persönlich einwirkend auf, zeigt er sich als die Macht, die überall waltet, zu bestimmten Zwecken hinführt. Ueberhaupt tritt bei ihm die Einwirkung Gottes auf einzelne Menschen in den Vordergrund, denn nur in dem Individuellen und Persönlichen ist volles Leben. Die Offenbarung Gottes, sagt er, richtete sich zuerst an den ersten Menschen, auf ihn strömte die volle unmittelbare Enwirkung Gottes über, in ihn senkte sich die Fülle des göttlichen Geistes ein. Von ihm geht die ihm eingehauchte göttliche Anlage durch leibliche Zeugung auf seine Nachkommen über. Manchen wird diese göttliche Anlage bald durch eigene Schuld, bald durch

Verkettung ungünstiger Umstände umhüllt, getrübt und verdichtet sich in der Fortzeugung immer mehr zu düsterer Stofflichkeit; bei Andern aber tritt sie durch günstige Umstände, auch durch selbsterhebende Veredelung wieder mit schrankenloser Erweiterung auf, wird zur wahren Fülle göttlicher Erleuchtung. So ist der Gottesgeist in die Erzväter, von ihnen in Israel, zumal in die Propheten eingegangen, so erbt er sich weiter fort in Israel, selbst in seinen zerstreuten Gliedern. Es ist ein Erbe, an Leibliches und Geistiges geknüpft und unverwüstlich.

Wie die Personen, so durchstrahlt der Gottesgeist auch die Vorschriften, welche, wenn sie auch ihrem tieferen Sinne nach nicht begriffen werden, doch veredelnde Kraft in sich tragen, das Band mit der Gottheit enger knüpfen. Während die alten Lehrer von vielen Vorschriften aussagen, sie seien als von Gott ausgegangen ohne Weiteres zu beobachten als Gebote, zu üben in reinem Gehorsam, ohne daß auf ihre tiefere Begründung einzugehen sei: so genügte dies dem tiefern Gemüthe Juda's nicht, aber eben so wenig wollte er gewaltsam Gründe aufsuchen, die ihnen dann mehr die Weihe entziehen als sie verklären. Nein, — und hier ist es besonders, wo der kirchliche Einfluß sichtbar wird — nein, sagt er, diese Vorschriften sind getränkt von dem göttlichen Geiste, sie wirken an und für sich veredelnd und vergeistigend, die in sie von Gott gelegte Weihe strömt auf diejenigen aus, welche sie üben. Er kommt wohl hie und da mit einzelnen Vorschriften ins Gedränge; es wird seinem bei allem schwärmerischen Anfluge doch schlichten unverkünstelten Sinne schwer, ihnen weihende Kraft beizulegen. Er verkennt es nicht, daß manche thalmudische Satzung gar zu sehr einem listigen Ausweichen, einer künstlichen Umgehung ähnlich sieht; man merkt, wie er von dieser Betrachtung gequält wird, indem er mehrere Male darauf zurückkommt, und er schüttelt dann doch das Bedenken ab. Wenn es biblische Vorschrift ist, sagt er z. B., daß am Sabbathe eine größere Wegstrecke nicht zurückgelegt, eine Last nicht außerhalb eines engen Gebietes getragen werden darf, wie kann denn durch künstliche Vorrichtung, Erub, der weite Weg als zusammengehörig und verengt, ein weites fremdes Gebiet als das eigne, dem wirklichen Sachverhalt widersprechend, phantastisch umgestaltet und damit das Verbot umgangen werden? Allein der

Zwang des Systems trägt den Sieg davon auch über solche Bedenken. Auch solche Maßnahmen tragen eine innere Weihe in sich, die wir zwar nicht erkennen und die dennoch in ihnen verschlossen ist. Willst Du vernünfteln, fügt er hinzu, blos nach Deiner Einsicht Gründe aufsuchen, dann rüttelst Du an allen festen Grundlagen; Du mußt Dich dem Zauber der ausströmenden Weihe ganz hingeben, Deine Vernunft ihr unterordnen.

Was er von den einzelnen Uebungen hält, das gilt auch von den Orten. Die alten Lehrer haben allerdings die besondere Heiligkeit Palästina's nachdrücklich hervorgehoben; dort war der Tempel, dort die Stätte des selbstständigen Reiches, nur dort konnten viele Satzungen in ihrer Fülle und Ganzheit ausgeübt werden. Dennoch klingt nur sehr leise durch, daß etwa Palästina, namentlich Jerusalem Heiligkeit ausströme, mit größerer Weihe erfülle auch zu der Zeit, wo der Tempel zerstört, das Reich aufgelöst, Israel dort nicht versammelt ist. Die Babylonier haben sehr entschieden das Gegentheil behauptet: es sei sündhaft von Babylonien nach Palästina auszuwandern. Bei Juda zuerst begegnen wir der Heiligsprechung Palästina's auch in seiner Verwüstung. Dort hat nach ihm die Gnadenfülle Gottes sich für alle Zeiten eingesenkt, dort ist dauernd die Verbindung des Göttlichen mit dem Sinnlichen hergestellt, dort war die Stätte der vollen Offenbarung, diese Orte haben den sich ergießenden Strom der Heiligkeit aufgenommen, er versiegt nie in ihnen, sie tragen das unverwischbare Gepräge der Heiligkeit an sich. Für ihn ergoß sich daher noch immer die Gnadenfülle Gottes auch auf die Trümmer Jerusalems, es mündeten noch immer die Pforten des Himmels in die verschütteten Thore des heiligen Landes, noch immer ging von dort aus ein verklärtes und verklärendes Licht über die Gesammtheit.

Diese Ansichten stellte Juda ha-Levi in einem religionsphilosophischen Werke auf, das er charakteristisch genug so einleitete. Anknüpfend an das Chazarenreich, in welchem die Herrscher zum Judenthume sich bekannten, läßt er vor uns denjenigen Herrscher auftreten, welcher zuerst das Judenthum annahm. Ein frommer, denkender Mann, ebenso ehrerbietig gegen die Gottheit, wie wohlwollend gegen seine Unterthanen, lebte er in der Naturreligion. Im Traume erscheint ihm mehrmals ein Engel, der zu ihm spricht:

Deine Gesinnung ist Gott wohlgefällig, doch nicht so Deine Handlungsweise. Gequält von diesen Ermahnungen sendet er aus nach den Priestern und Lehrern der verschiedenen Religionen. Da sowohl Islam als Christenthum auf das Judenthum hinweisen als auf die Mutterreligion, wendet er sich an das Judenthum, und so entwickelt Juda in dem Dialog zwischen dem Könige und dem jüdischen Lehrer seine eignen Ansichten, deren Grundgedanken soeben angegeben worden, mit reichbelehrender Fülle von Gedanken und erwärmender Gluth der Empfindung. Zum Schlusse, nachdem der jüdische Meister seine Aufgabe erfüllt zu haben glaubte, spricht er seinen Entschluß aus, nach dem heiligen Lande zu wandern. Wie, sagt der König, was willst Du jetzt dort? Es ist verwüstet, kein Tempel steht mehr, Gefahren der verschiedensten Art umgeben Dich; was soll Dir der Aufenthalt dort? Kannst Du nicht überall einen frommen Wandel führen? Wohl, erwidert der Lehrer; wenn wir verhindert sind dorthin zu wandern, wenn die Uebersiedelung unmöglich ist, wird Gott auch in jedem andern Lande meine Gesinnungen und Handlungen aufnehmen; wenn aber die Möglichkeit vorhanden ist, dann zieht das Herz, dann ruft die Pflicht mich hin. Ist das Land auch nur eine Trümmerstätte, muß ich auch über Schutthaufen wandeln, kann ich auch nicht in dem Tempel meine Andacht verrichten, so sind auch die Trümmer und Ueberreste derart geweiht, daß das Gemüth darin edle Nahrung, höhere Erhebung findet. Der König läßt ihn ziehen.

Dieser Lehrer ist Juda ha-Levi selbst, er hat es nicht mit einem Chazarenkönige besprochen, aber im Innern seines Geistes es ernst erwogen, und mehr und mehr drängte es ihn unwiderstehlich dorthin. Entschiedener Widerspruch wird ihm von seinen Landesgenossen entgegengestellt, denn die Richtung der Zeit unter den arabischen Juden war keineswegs die Juda's; man begreift ihn nicht, man bestürmt ihn mit nüchternen Bedenken, fast spöttisch ruhen die Blicke auf ihm. Allein er kann nicht anders, seine dichterische Sehnsucht muß in dieser Wanderung Befriedigung finden.

Denn ein Dichter war Juda ha-Levi, ein Dichter von edelstem Schwunge, von der innigsten Gemüthstiefe, von der glänzendsten Darstellung. Schon in früher Jugend erscheint er vollkommen ausgerüstet, und als er, fast ein Knabe noch, ein Lied an einen

damals bereits angesehenen Mann und Dichter sendet, da bezeichnet dieser seine Zuschrift mit den Worten:

Ein Schreiben, gleich dem Morgenglanz,
Ein Lied — ein Geistesblüthenkranz,
So kräft'gen Klangs, so zart und weich,
Voll edlen Sinns und tief zugleich.
Du Jüngling noch, Du lieber Sohn,
Wie ist's, daß Du ein Weiser schon?
Schon in des Wissens Tiefen drangst,
Zu solcher Höh' empor dich rangst?

Seine Dichterkraft bekundet sich in allen seinen Dichtungen, wie sie reich über die verschiedenartigsten Stoffe sich ergießt, besonders aber da, wo seine weiche, elegische Gemüthsart hervortreten kann: im religiösen Liede und im Sehnsuchtsliede nach Palästina. Mögen wenige Proben zum Belege genügen!

Gott, ich hab's in mir vernommen,
Gläubig treu will ich Dir dienen,
Will nicht fragen, will nicht grübeln,
Dich zu meistern mich erkühnen.
Bist mein Hort, mein starker Schutzfels,
Bist ein Licht, das All durchdringend;
Also preist Dich jede Seele,
So mein Herz auch, Dir lobsingend.

Und die Himmel, sich verneigend,
Künden Deine Macht und Ehre,
Und von Deiner Größe zeugen
Deine Boten, Engelheere,
Daß Du trägst und nicht ermattest,
Ohne Arm und ohne Hände,
Heil'ge Wesen in der Höhe,
Erdgeschöpfe ohne Ende.

Wer ergründet den Verborgnen?
Doch in Seiner Gnadenfülle
Läßt herab Er sich zum Sohne,
Zeigt sich ihm in heil'ger Hülle.
Und es schau'n ihn die Propheten
Als Gestalt nicht, nicht im Bilde,
Doch als König, hocherhaben,
Groß an Weisheit, voll von Milde.

Wer vermag's sein Thun zu schildern?
　　Doch zu huldigen nicht säume
Ihm, o Mensch, der trägt umfassend
　　Aller Welten Grund und Räume
Und erfülle Dich mit Ehrfurcht
　　Ohne Wechsel, ohne Wandlung
Und verehre treu sein Walten,
　　Wie Er richtet jede Handlung.

In Dich selbst bewundernd blicke,
　　Was Du bist, wer Dich gegründet,
Gottes Werk betrachte staunend,
　　Seine Größ' es Dir verkündet.
Doch Ihm selbst zu nah'n vermeide,
　　Laß vorwitziges Beginnen;
Undurchdringlich bleibt verborgen,
　　Was verhüllet ist den Sinnen.

Juda war ein viel beschäftigter Arzt und hoch geehrt. Er hatte eine einzige Tochter, die ihm zwei Enkelsöhne gebar, Juda und Asarel; er war geknüpft an sein Haus, an seine Heimathsstätte und an die Seinen, dennoch reißt er sich von ihnen los, verläßt die Heimath, er muß Palästina, Zion aufsuchen, das ihm entgegenstrahlt, das er im Liede verherrlicht:

Mich drängt's nach meines Gottes Hause hin;
Wo die Gesalbten thronten, weilt mein Sinn.
Nicht gönnt' ich mir die Lieben satt zu küssen,
Nicht läßt die Sehnsucht mich den Garten missen,
Den ich gepflanzt, mit Liebe hab' gepflegt,
Ach, dessen Früchte sorgsam ich gehegt,
Gedenk' nicht Juda's, Asarels sogar,
Die meines Stammes schönstes Blüthenpaar,
Nicht Isaak's, den ich wie 'nen Sohn gehalten,
Zur Reife ließ an meiner Sonn' entfalten,
Vergeß' den Ort, wo zum Gebet ich stand,
Wo ich im Forschen Geistesruhe fand,
Die Sabbathweihe, die das Haus mir schmückte,
Der Feste Feier, die mich tief erquickte.
Ach, willig geb' ich Alles hin, vertraue
Dem Meer mich an, bis daß mein Auge schaue
Den Ort, wo Gottes Herrlichkeit gethront.
Ein trunkner Blick mein tiefes Sehnen lohnt.

Dort sitz' ich dann, von Himmelsluft gekühlt,
Von Jordans Fluth wird meine Hütt' umspült.
Da preis' ich, danke, lobe, singe;
O daß ich's bald, ja bald vollbringe!

Er reißt sich los, er reist über Egypten, und auch hier treten Freunde kopfschüttelnd an ihn heran: Du willst nach Palästina gehn? Ach, dort ist der Boden öde. Bleibe bei uns, auch in Egypten hat Gott sich offenbart, da war die erste Stätte, wo die wunderbare Gotteserscheinung für Israel sieg- und hülfreich kund ward, — er kann nicht. Man fesselt ihn mit Liebesbanden, er löst auch diese:

Wie? Darf der nackte Leib denn bannen
Das Herz, das eilend zieht von dannen?
Was ist mir anders noch das Leben,
Was ist denn sonst mein Sinnen, Streben,
Als daß noch meine glüh'nde Wange
An Dir, o edler Boden, hange?
Ich hab' mit Schmerz mich losgerissen,
Will Spaniens blüh'nde Fluren missen,
Zieh' über's Meer, durchwandre Wüsten,
Wehr' ab die Freunde, die mich grüßten,
Begrüße Strauße und Hyänen,
Mir ist Gesang ihr dumpf Erdröhnen,
Mich fesselt nicht Aegyptens Pracht —
Nach Kanaan zieht mich's mit Macht.

Nun tadeln mich die kühlen Geister,
Der Sinnenlust gar kühne Meister.
Ich duld' es still, will's überwinden;
Was spräch' ich auch, daß sie's verstünden?
Den Großen dieser Erde dienen
Hat ihnen neidenswerth geschienen;
Ein Vöglein in der Hand von Knaben
War ich, an dem sie Kurzweil haben.
Umdüstert war mir jeder Morgen,
Dem Labetrunk entschlürft' ich Sorgen,
Gedrängt, ermattet und bedrücket,
Nur Menschen dienend, Gott entrücket:
Da ist mein Herz mir heiß entbrannt —
Ich ziehe hin nach heil'gem Land.

Dort in dem Lande der Begabung,
Da such' Verzeihung ich und Labung,
Dort strahlt mir Sinai entgegen,
Abarims Berg, wo Moses' Segen,
Dort ruht der Leib, wenn er ermüdet,
Dort ist mir Geist und Herz umfriedet,
Dort in dem Lande der Verheißung,
Wo Sehern ward die hohe Weisung,
Dort an den Gräbern meiner Lieben,
Da will ich weinen, mich betrüben;
Wo sie geweilt, nun ruh'n, die Reinen,
Will ich mit ihnen mich vereinen.
Drum rasch dorthin, mein Schiff, enteil',
Wo Gott ergossen einst Sein Heil!

Doch zag' ich um der Jugend Sünden,
Die Gottes Bücher laut verkünden;
Das Alter auch, das sie vertrieben,
Ist es von Fehlern rein geblieben?
Nicht Anspruch habe ich auf Mild'rung,
Ich weiß, zu groß war die Verwild'rung.
Ach nun, mein Herz was willst beginnen?
Mir will die Seel' in Schmerz zerrinnen.
Doch ist das Herz noch so beladen,
Es flüchtet sich zu Gottes Gnaden
Und ist beruhigt im Verzagen
Und ist gestärkt bei seinen Klagen.
Vergilt mir, straf', ob gut ob schlecht,
Dein Urtheilsspruch ist stets gerecht.

So zieht er hin. Wie er dann dort geweilt, ob seine Seele die tiefe Befriedigung und Erquickung gefunden, ob sie ernüchtert worden an den Trümmern: — wir wissen es nicht. Keine Nachricht dringt darüber zu uns, doch weiß die Sage das Ende Juda's würdig zu schmücken; sie hat einen Zug erfunden, der aus der tiefsten Erkenntniß des Charakters geschöpft ist. Als er Jerusalem betreten, so wird erzählt, sei ein Araber einhergestürmt und habe ihn mit den Hufen seines Rosses überritten; Juda hauchte, sein Zionslied auf den Lippen, den letzten Athemzug aus. Sein Sehnen war erfüllt, seine Lebensaufgabe erschöpft, am Ziele angekommen, läßt die Sage ihn auch das Lebensziel finden. Juda

greift mit Dichtergeist der Richtung einer späteren Zeit vor, seine Zeitgenossen huldigten derselben nicht. Die Bildung schreitet in Spanien weiter vor, schärfer treten Probleme und Conflicte auf und drängen ernster zur Lösung hin; vom tiefsten geistigen Ernste erfüllt, versuchen sich Männer an dieser Aufgabe in einer Weise, wie sie die schönen bisherigen Arbeiten der spanischen Zeit noch weit überragt.

10.

Aben Esra und Maimonides.

Eine fest und tief wurzelnde Bildung wird auch dann nicht so bald erschüttert, wenn sie selbst mit großen Schwierigkeiten zu ringen hat, ihr früher nicht gekannte Widerwärtigkeiten begegnen. Wie mit einer inneren geistigen Naturnothwendigkeit arbeitet sie sich auch unter ungünstigen Umständen zu ihrer Höhe empor. Dann erst, wenn sie ihre Aufgabe erfüllt, ihren Höhepunkt erreicht hat, mag sie ermattet zurücksinken, sie unterliegt dann rasch den Stürmen, die über sie kommen. In Spanien warfen bereits die trüben Ereignisse, welche über dieses Land und namentlich über dessen jüdische Bevölkerung einbrechen sollten, ihre düsteren Schatten voraus; bereits war der Himmel mit dichtem Gewölk umzogen und dennoch reiften die Garben des Geistes in reichem Maaße. Die Berberneinfälle von Nordafrika her mehrten sich in bedrohlicher Raschheit; diese Stämme, roh und ungebildet, von wildem Fanatismus erfüllt, gründeten einzelne abgerissene Reiche, und die Wissenschaften fanden an ihnen keine Gönner. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts traten die Almohaden auf, jene fanatischen Schaaren, die zuerst in Nordafrika ihrem blinden Eifer Genüge thaten, um dann auch in Spanien ein Aehnliches auszuführen. Sie waren wie von dem Instinkt des zusammenbrechenden Islam angetrieben, und um die Abschwächung fern zu halten, welche die Bildung ihm beibrachte, ziehen sie mit Feuer und Schwert gegen die Wissenschaft los und verfolgen nebenbei mit roher Gewalt die anderen Religionen. Christen und Juden sollten blos geduldet werden, wenn sie auf-

hörten Christen und Juden zu sein, wenn sie sich zum Islam bekehrten. Nur heimlich konnten beide Bekenntnisse sich erhalten; die ernsteren Geister, die Männer von höherer Bildung suchten allmälig aus dem Lande herauszukommen, um anderswo ihrem Bekenntnisse öffentlich leben zu können. Der Islam geht allerdings nicht mit Beharrlichkeit bei derartigen Verfolgungen zu Werke; nicht inquisitorisch dringt er in die Häuser und in die Herzen, die Folgen schleichen sich daher auch nicht in das innere Mark des Geistes zernagend und ausmergelnd ein, aber immerhin war diese Verfolgung wie ein Mehlthau, der auf die Saaten herniederfällt.

Noch waren diese Umstände am Ende des elften Jahrhunderts nicht in ihrer vollen Härte eingetreten und die geistige Bewegung ließ sich in der Regelmäßigkeit der fortschreitenden Entwickelung nicht stören. Auch der Einfluß des romanisch-christlichen Elementes, welches bei den Zersplitterungen im spanischen Islam immer mehr erstarkte und sich ausbreitete, machte sich im Allgemeinen noch weniger bemerklich, wenn auch einzelne weiche Gemüther, wie Juda ha-Levi, die Eindrücke nicht ganz abwehrten. Castilien war christlich und dennoch war die jüdische Bildung in ihm durch und durch arabisch. Die jüdischen Bewohner dieses Theils des Landes waren immer in engster Verbindung mit den spanisch-arabischen Juden, und dorthin, wo sie höhere Geistesentwickelung fanden, zog sie ihr Geistes- und Gemüthsleben. Eine Anzahl der reichst entwickelten Männer tritt uns um diese Zeit entgegen, Männer, die in der verschiedensten Art sich auszeichnen, ohne jedoch ein neues Element der Bildung hinzuzufügen oder ein altes zu größerer Schärfe und Klarheit durchzuarbeiten.

Nur zwei Männer ragen in solcher Weise hervor und verdienen unsere sorgsame Betrachtung. Ein jüngerer Zeitgenosse und Landsmann Juda ha-Levi's war Abraham ben Meir Aben Esra, geboren in Toledo 1093, gestorben in Rom 1167. Ein Mann von außerordentlicher Vielseitigkeit, scharf eindringendem Geiste, von biegsamster Gewandtheit. Er hatte die arabische Bildung und die jüdische Gelehrsamkeit der damaligen Zeit, nach allen Richtungen hin, vollkommen in sich aufgenommen, und dennoch scheint seine Geburtsstätte insofern einen gewissen nachtheiligen Einfluß auf ihn geübt zu haben, als er, wie mich bedünken will, wenn auch der arabischen Sprache kundig und in der arabischen Literatur

vollkommen heimisch, sich dennoch des Arabischen nicht so vollkommen bemächtigt hat, daß er auch schriftstellerisch darin auftreten konnte. Er lebte unter den Romanen, so war seine vaterländische Sprache nicht arabisch, und die Annahme liegt nicht fern, daß er diese erlernt, aber nicht schriftstellerisch zu handhaben vermochte. Es wäre sonst im höchsten Grade auffallend, daß von Aben Esra in der Zeit, innerhalb welcher er in Spanien lebte, d. h. in seinem Jünglings- und kräftigen Mannesalter, keine Schrift — die kleineren, die aus jener Zeit herrühren sollen, sind zweifelhaft — und daß überhaupt keine Schrift von ihm in arabischer Sprache erschienen ist. Dieser Umstand lastete auf dem ganzen Mittelalter, ebenso auf den jüdischen Gelehrten desselben schwer, daß sie nämlich keine Sprache hatten, in der sie zugleich dachten und schrieben, ihre Gedanken in eine todte Sprache übersetzen, ihr Gefühl in stehende Formen gießen mußten, das entzieht dem Gedankengange die Lebendigkeit, der Darstellung die Frische. — Erst um 1140, als Aben Esra bereits reifer Mann, schon 47 Jahre alt war, erschien die erste größere Schrift von ihm, und nun folgt rasch Werk auf Werk; fast alle aber geben außer dem Datum auch den Ort ihrer Entstehung an, sie sind alle außerhalb Spaniens geschrieben. Wie es scheint, ist er über Nordafrika und Egypten nach den christlichen Landen, zunächst nach Italien gegangen, wo wir ihn in Rom, Lucca, Mantua sehn, dann nach der Provence, wo er in Narbonne, Beziers, Rhodez sich aufhält, dann nach Nordfrankreich, wo die Gelehrten ihm wie überall mit hoher Ehrerbietung begegnen. An allen diesen wie an den Orten seines späteren Aufenthaltes arbeitet er für Gönner und Freunde Werke aus, von denen er einige wiederholt abfassen muß oder will. Von dort geht er nach England und ist auch hier einige Jahre schriftstellerisch thätig. Dann tritt er die Rückreise wohl in derselben Weise an, bis er in Rom im 75. Jahre die irdische Lebensbahn verläßt.

Sein Leben muß ein tief zerrissenes genannt werden. Ein Mann mit der vollen spanischen Bildung ausgerüstet, ganz in arabischem Geiste lebend, die freie geistige Luft mit vollen Zügen einathmend, — er ist umhergetrieben in Ländern, deren Richtung er nicht theilte, deren Sprache ihm fremd war, mit Männern verkehrend, die auf andern Standpunkten standen, überall heimisch und

nirgends die Ruhe des häuslichen Lebens genießend. Er selbst spricht seinen Schmerz über die Ruhelosigkeit an vielen Orten aus:

> Im Alter muß in fremdem Land umher ich irren
> Den Vöglein gleich, die nach dem Neste bange girren.

Ja, er sehnte sich nach seinem Vaterlande und konnte dennoch nicht dort hin. Die Wirren, die dort ausgebrochen waren, die Wuth der Dränger, wie er sich ausdrückt, hatten ihn vertrieben, er irrte nun umher und fand nirgends eine dauernde Stätte. Wohl ward er überall geehrt, die Gelehrten wußten seine Bedeutung zu schätzen und dennoch hatte er auch Unbilden zu erfahren, Kämpfe zu bestehen mit der Engherzigkeit und Beschränktheit in den christlichen Landen unter den Juden. Er selbst theilt uns gelegentlich ein solches Ereigniß mit. An einem Orte in Italien traf er mit einem jüdischen Gelehrten aus dem byzantinischen Reiche zusammen, der nach der Engherzigkeit seiner Heimath, getränkt mit thalmudischem Geiste, mit Verachtung auf jedes wissenschaftliche Streben hinblickte. Der Mann entsprach der Geistesrichtung Italiens mehr als Aben Esra, und dieser mußte es anhören, wie jener alle bedeutenden spanischen Gelehrten schmähte und dennoch mit hoher Anerkennung behandelt wurde. Seinen Schmerz darüber ergießt er in einem Liede an einen Freund:

> Die Jugendfrisch' ist mir entschwunden,
> Von Lähmung Geisteskraft umwunden,
> In Ketten Zung' und Mund gebunden
> Durch ruhelos unstetes Leben.
>
> Mein Freund, wir leben tief verachtet;
> Der Geist, von Thorheit, Wahn umnachtet,
> In doppeltem Exile schmachtet,
> Erfüllt von Gram, von inn'rem Beben.
>
> Ach, hätt' uns doch der Tod ereilt,
> Als wir im Glücke noch geweilt,
> Daß wir dem Spott nicht zuertheilt,
> Der tiefen Schmach nicht preisgegeben!
>
> In Edom*) sind nicht Lob und Ehren
> Dem span'schen Weisen, seinen Lehren;
> Das Einz'ge, was sie ihm bescheren,
> Ist daß sie Hohn gen ihn erheben.

*) Reich der Christenheit.

Doch kommt ein griech'scher Heuschreck an,
Der wird mit Würde angethan,
Der stolzt einher auf hoher Bahn,
Als Riese keck emporzuschweben.

Sieh, wie der Heuchler trüg'risch blickt,
Wie er sich krümmt, sich schmiegt und bückt,
Sieh, wie die Hände warm er drückt —
Die Hände derer, die was geben.

Nun hebt er sich, schimpft die Verehrten,
Die hohen Geister der Verklärten;
Die leeren Tröpfe, die es hörten,
Stehn lachend, Beifall nickend, neben.

Ist das, ihr strahlend hellen Lichter,
Ist das, ihr Lehrer und ihr Dichter,
Ihr Meister, finst'ren Wahns Vernichter,
Ist das der Lohn für euer Streben?

Nun läßt er seine Stimm' erklingen,
Als sollt' sie zu den Wolken dringen,
Spricht gar gelehrt von Thalmud-Dingen,
Weiß wahrlich nicht von seinem Leben.

Frag' ihn, der auf des Ruhmes Giebel,
Frag' ihn nur einen Vers der Bibel —
Dem Kind bekannt aus seiner Fibel —
Er weiß ihn nicht, das kränkt mich eben!

So einen dummen groben Götzen
Zu ihrem Gott sich einzusetzen!
Sie füllen ihn mit Speisen, letzen
Ihn mit dem Safte edler Reben.

Ja, nährt ihn gut, daß er nicht schmächtig,
Auch hüllt ihn in Gewänder prächtig,
Führt Jungfrau'n ihm in's Haus, so dächt' ich,
Wird eure Schuld er euch vergeben.

Nun dienet eurem fetten Horte,
Umschwirret betend seine Pforte!
Wir bleiben treu dem Gottesworte
Und treu dem ew'gen Geistesleben.

Ein tiefer Schmerz durchzuckt Aben Esra bei seiner unsteten Wanderschaft, und dieser Schmerz spiegelt sich in allen seinen Ar-

beiten ab; Zerrissenheit und Wehmuth blicken überall durch. Wie er in jedem Lande heimisch ist und dennoch nicht zu Hause, so ist er auch in jedem geistigen Gebiete heimisch und fühlt dennoch nicht die Ruhe der Seele dabei. Aben Esra ist Grammatiker, Schrifterklärer, Philosoph, Astrolog, Mathematiker, Dichter, in jedem Fache bedeutend, und dennoch fehlt es ihm an der Einheit, die das Ganze zusammenbindet, an der durchgreifenden Idee, die überall Frieden hineinbringt. Es herrscht ein unaufhörliches Abspringen bei ihm, sein Geist eilt unruhig von einem Gegenstande zum andern hin, man merkt ihm an, daß er niemals sein volles Genüge findet in dem, was er arbeitet und pflegt. Aben Esra ist Astrolog, sagte ich. Das ist die Krankheit einer unbefriedigten Zeit und unbefriedigter Geister. Zeiten und Männer, die sich in ihrer Gegenwart unheimlich fühlen, möchten gern den Schleier der Zukunft lüften, in das geheimnißvoll Werdende hineinschauen, um die Erfüllung von Hoffnungen, an deren Verwirklichung sie für jetzt verzweifeln, für die Zukunft zu erblicken und durch diesen Blick größeren Frieden zu gewinnen. Sie möchten gern den Grund des Widerspruchs enträthseln zwischen ihrem Geschicke und der waltenden Gerechtigkeit; in den Sternen glauben sie wie das Räthsel der Zukunft gelöst, so auch die Macht zu erkennen, welche die irdischen Verhältnisse lenkt und der man sich unwiderstehlich beugen muß.

Aben Esra ist der erste *witzige* jüdische Schriftsteller. Der Witz als schriftstellerische Manier ist ein Schönpflästerchen der modernen Literatur. Die Alten kannten ihn nicht, und er hat in der That nur seine Berechtigung, wenn er als heiterer Scherz auftritt, als eine anmuthige Hülle für einen harmlosen Gedanken, oder auch umgekehrt, wenn er dem tiefen bitteren Ernste entspringt, wenn er sich an das Gemeine heftet, es in seiner vollständigen Lächerlichkeit enthüllt und so die scharfe Lauge über dasselbe ergießt, wenn er zersetzend in seinen Eingeweiden wühlt und mit einer gewissen Lust es zerpflückt. Wenn er aber überraschend in ernste Untersuchungen eintritt, wenn er als kunstvolle Draperie sich um den Gedanken legt, ohne daß er naturgemäß sich ihm anschließt, wenn er als ein Fremdes blitzartig hineinfährt: dann ist er ungehörig und unberechtigt. Von einem Schriftsteller, dem der Witz zur Manier geworden, will es mir immer scheinen, als wenn er gar nicht voll

in dem Gegenstande lebte, den er behandelt; ein fremdartiges, subjectives Moment tritt in die Mitte hinein, reißt ihn aus der selbstlosen Vertiefung in das Object der Betrachtung heraus. Seine Darstellung ist nicht das getreue Abbild der vom Gegenstande selbst angeregten Gedanken, sondern er berechnet sie für den kommenden Leser, dem er ein Lächeln abgewinnen will; er schaut auf diesen hin, weidet sich an dessen Ueberraschung, lauscht auf die Bewunderung, die ihm die frappante Wendung entlockt. Aben Esra war der erste witzige jüdische Schriftsteller, und er mag sogar seiner pikanten Darstellungsweise in den Zeiten des sich verirrenden Geschmacks höhere Gunst verdankt haben. Doch müssen wir zugestehen, daß bei Aben Esra der Witz nicht künstlich angelegt wird an den Gedanken; er strömt vielmehr bei ihm aus dem Innern hervor, er ist der Ausdruck seiner geistigen Unruhe, das unbefriedigte Abspringen von seinem Gegenstande, er muß den Zwang, der auf ihm lastet, gewaltsam durchbrechen, er muß den Druck, der ihn an der freien vollen Meinungsäußerung verhindert, bald durch seine Ironie, bald durch eine heitere Wendung von sich abwälzen.

Denn Aben Esra ist ein Mann von Tiefe und Schärfe des Geistes, und wenn er alle Gebiete, die er durchstreift, mit einem hellen Scheine beleuchtet, so läßt er doch noch mehr ahnen als er offenbart. Er ist besonders groß als Schrifterklärer. Als solcher konnte er die verschiedenartigsten Gebiete in bunter Abwechslung behandeln, Gedanken in scharfen Pointen ohne systematische Durcharbeitung aneinanderreihen, von der Verschiedenartigkeit der Themata selbst angeregt, eine Masse zerstreut liegender Kenntnisse benützen und aussprudeln. In diesem Gebiete fühlt sich Aben Esra besonders heimisch; hier arbeitet er mit der größten Lust und mit dem bedeutendsten Erfolge. Hier tritt er auch mit einer Kühnheit auf, wie sie kaum vor ihm gehört wurde und lange Zeit nach ihm ganz und gar verstummt ist, aber auch wiederum mit jener neckenden Vorsicht, die den kühnen Ausspruch verdeckt oder sich den Anschein giebt, als wolle sie ihn zurücknehmen. Aben Esra ist der jüdische Exeget, der am meisten biblische Kritik übt und der uns auch die Nachrichten von den älteren Lehrern, welche in solcher Weise sich mit der Schrift beschäftigten, sammelt. Keine Schwierigkeit entgeht seinem Blick, und er hat den Muth die Schwierigkeit einzugestehn

und darauf aufmerksam zu machen. Findet er z. B., daß Orte, deren Namen erst späteren Ereignissen ihre Entstehung verdanken, dennoch bereits mit diesem Namen in den älteren Schriften, in den fünf Büchern Mosis erwähnt sind, so sagt er: hier ist ein Geheimniß, oder, fügt er rasch hinzu, dieser Name ist durch prophetisches Voraus-wissen hier schon genannt. Wie in diesem Falle, so auch bei andern Gegenständen, die erst in spätere Zeit fallen und dennoch früher berichtet werden, deutet er auf ein Geheimniß hin, das er enthüllt, indem er es bedeckt. An einem Orte stellt er eine Anzahl solcher Schriftstellen zusammen, von denen er angiebt, daß es mit ihnen die gleiche Bewandtniß habe, aber der Verständige schweige. Natürlich blieb das Geheimniß, das eben darin besteht, daß diese Stellen erst in späterer Zeit geschrieben sein können, einsichtsvollen Lehrern nicht verborgen, und das Urtheil über diese kühne Andeutung war je nach dem Standpunkte des Beurtheilers sehr verschieden. Nachmanides z. B. sagt davon: Rabbi Abraham spricht, es sei da ein Geheimniß; wohlan, ich werde der Verräther sein und das Geheimniß bekannt machen, und er straft ihn dann mit harten wegwerfenden Worten. Ein späterer Erklärer hingegen in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ein großer Verehrer Aben Esra's und dennoch fest überzeugt von dessen Gläubigkeit, die er auch allen Angriffen gegenüber retten wollte, sagt in seiner naiven Treuherzigkeit: Aben Esra sagt, es sei hier ein Geheimniß, d. h. diese Stellen könnten nicht von Moses geschrieben, sie müßten erst von späteren Propheten hinzugefügt sein. Was thut das? Ob von Moses oder von späteren Propheten, es bleiben immer prophetische Worte.

Aben Esra ist ein Erklärer, der tief in den natürlichen und verständigen Sinn der Stellen eindringt und daher wahrnimmt, daß man nach diesem Verfahren häufig von der Deutung, welche die Thalmudisten und die in ihren Wegen gehenden Rabbinen geben und damit Satzungen begründen, abweichen müsse. Er giebt die natürliche Erklärung in aller Umständlichkeit und Klarheit, fügt aber dann hinzu: So würden wir erklären, wenn nicht die Ueberlieferung wäre, allein die Ueberlieferung hat das Recht, und die Einsicht unsrer Lehrer war tiefer und klarer als die unsrige, wir haben uns ihr zu beugen. Allein ist es nicht genug, wenn er in die damals so finstere Nacht des italischen, französischen, englischen

Himmels die zuckenden Blitze hineinleuchten ließ? Mußte der Mann nicht vorsichtig die Spitzen umhüllen, die, wenn sie tiefer in jene Gegenden sich hätten einbohren wollen, nothwendig gegen ihn selbst gekehrt worden wären? Es müßte uns auch psychologisch erklärlich sein, wenn ihm selbst in der starren Umgebung, wo der Gedanke keinen empfänglichen Boden, das Wort keinen Widerhall fand, zuweilen der klare Blick sich getrübt hätte, er an sich selbst irre geworden wäre. Bei allen diesen nothwendigen Unvollkommenheiten bleibt Aben Esra einer der klarsten Köpfe, einer der geistvollsten Denker innerhalb der reichen spanischen Entwickelung; die Funken, welche von ihm aussprühen, sind nicht blos verprasselnde Funken des Witzes, sondern Gedankenfunken, welche für alle Zeiten erleuchten, er besitzt eine unverlöschliche Kraft, so daß die bedeutendsten Geister sich gern an ihn anlehnten, von ihm lernten.

Was Aben Esra fehlte, die in sich abgeschlossene Geistesrichtung, die innere Versöhnung, daher auch die systematische Abrundung, das besaß ein jüngerer Zeitgenosse und ist dadurch epochemachend geworden. Moses ben Maimon, mit seinem arabischen Namen Abu-Amran Musa ben Abdallah, gewöhnlich Maimonides genannt, war geboren in Cordova den 30. März 1135. Sein Vater Maimon, Dajan daselbst, war Schüler des hochgeachteten Joseph ben Migasch, des Schülers und Nachfolgers des berühmten Isaak Alfasi in Luzena. Maimon, ein befähigter Schüler Josephs, Dajan in seinem Heimathsorte Cordova, einer der damals blühendsten Städte in Spanien, war ein tüchtiger Thalmudist und ebenso — was bei Männern seiner Art unter den arabischen Spaniern selbstverständlich war — ein wissenschaftlich durchgebildeter Mann. Von ihm wurde sein Sohn Moses erzogen und von seiner frühsten Jugend an in die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft eingeweiht. Er wurde bald ein eben so bedeutender Thalmudist, wie heimisch in allen andern wissenschaftlichen Disciplinen. Wie Saadias, als der Anfänger der jüdisch-arabischen Richtung, das ganze große Gebiet des Wissens in sich zu vereinigen suchte, wie dieser als Gaon, als Vertreter des geltenden thalmudischen Judenthums und zugleich auch als Philosoph, Sprachkenner und Bibelerklärer die Initiative ergriff für die Neugründung einer in sich geeinten wissenschaftlichen und zugleich jüdisch-religiösen Gedanken-Entwickelung: so finden wir auch

bei Maimonides jene volle Beherrschung beider disparaten geistigen Gebiete. Während bei den andern spanischen Gelehrten eine Richtung vorwiegt, die Einen bedeutende Thalmudisten sind mit blos mäßiger allgemeiner Bildung, die Anderen Männer der Wissenschaft mit nur allgemeiner thalmudischer Kenntniß, ist bei Maimonides Beides vereint; er beherrscht die verschiedenen Gebiete, welche die Gelehrsamkeit und den Geistesschmuck des damaligen Judenthums bildeten, mit gleicher Auszeichnung. Als praktischer Arzt mußten seine Studien noch theoretisch wie praktisch einen viel weiteren Ausbau des geistigen Lebens anstreben.

Maimonides' Leben fällt gerade in diejenige Epoche, die die gefahrdrohendste für den jüdischen Arabismus in Spanien war. Als er noch Knabe war, fielen die Almohaden in Spanien ein mit dem Rufe: Bekenntniß zum Islam, oder Tod! Maimon und seine Familie fügten sich eine kurze Zeit dem Machtgebote und waren heimliche Juden, aber bald entflohen sie nach Nord-Afrika. Auch hier in Fas (Fez) herrschten die Almohaden, und der dortige Aufenthalt konnte nur als vorübergehender Durchgangspunkt gewählt werden, bis sie zur See über Palästina nach Egypten entkommen konnten, um dort unter einem hochsinnigen Regenten — Saladin — wieder als Juden zu leben. Aber auch in den Zeiten des Druckes war, wie später, da Moses wieder frei athmete, seine Geistesthätigkeit nimmer unterbrochen. Bereits in Spanien fing er ein erstes größeres Werk, den Commentar zur Mischnah, auszuarbeiten an, in welchem er schon die Absicht, die er sein ganzes Leben hindurch verfolgte, das innere Streben, das ihn von Schrift zu Schrift drängte, offenbarte. Er wollte zuvörderst die gewaltige Masse von Discussionen, wie sie im Thalmud sich auseinander legten und immer mehr sich ausbreiteten, so daß ein ganzes Leben kaum hinreicht sie zu durchdringen, diese Masse wollte er bewältigen, zu einem wohlgeordneten Gefüge gestalten, die Resultate in Klarheit darlegen, so daß es den künftigen Geschlechtern gänzlich erspart werde, sich durch das dialektische Gestrüppe durchzuarbeiten. Sein Commentar zur Mischnah ist kurz, verständig und klar, versucht die Resultate des ganzen thalmudisch-praktischen Lebens wiederzugeben und so den Jüngern der Wissenschaft eine Anleitung zu bieten, von der er glaubte, daß sie ihnen genügen werde.

Bald aber merkte er, daß er hiermit das ganze Material noch nicht erschöpfend verarbeitet habe, und so ging er an das großartige Riesenwerk, an den Codex, der den Namen Mischneh Thorah, Wiederholung der Lehre, trägt, oder auch Jad chasakah, die starke Hand genannt, weil er in vierzehn Bücher (die dem hebräischen Worte „Jad" entsprechende Zahl) getheilt ist. In diesem Codex weiß er in höchst lichtvoller, die verschiedenen Gegenstände umschließender Ordnung das große Material zusammenzufassen, so daß erst aus ihm das Ganze übersichtlich wurde, und mit Ausschluß der Discussionen Alles zu verarbeiten und ein zusammenhängendes Ganzes zu schaffen. Er selbst sagt offen und treuherzig in der Vorrede, — was ihm später von Manchem verübelt wurde: Ich habe hier ein Werk ausgearbeitet, daß, wenn Du die Bibel gelesen und Dich mit diesem meinem Werke vertraut machst, Du den Thalmud vollständig entbehren kannst, da Du dann völlig in Kenntniß gesetzt bist von dem Inhalt des Judenthums, wie es sich thalmudisch herausgebildet hat. Daß ein solches Unternehmen, indem es Alles hinstellt wie ein in sich geschlossenes Gebäude, in welchem Stein auf Stein aufeinandergefügt ist, als ein unzertrennliches Ganzes, das, wenn ein Einzelnes herausgenommen wird, ganz zertrümmert wird, daß ein solches Unternehmen die geschichtliche Erkenntniß beeinträchtigt, gerade weil es das Ganze als aus einem Gusse erscheinen läßt, ohne daß es ahnen läßt, wie die Zeiten lange daran gearbeitet und erst allmählich, oft sehr Verschiedenartiges zusammengesetzt haben, daß es ferner fast die Möglichkeit abschneidet, daß dem weiteren Hauche der Zeiten Eingang verstattet werde, um bald lösend, bald ergänzend, bald umgestaltend in die Erstarrung neuen Lebensfluß zu bringen: diese Nachtheile konnte Maimonides nicht bedenken; denn die geschichtliche Betrachtungsweise blieb ihm wie dem ganzen Mittelalter fremd. Diesem galt das Bestehende ebenso als immer gewesen wie als ewig dauernd.

Schon in diesen beiden Werken zeigt Maimonides, daß, wenn auch deren Inhalt ein rein praktisch-theologischer war, in ihnen das ganze Satzungswesen des Judenthums, wie es aus dem Thalmud sich herausgebildet hatte, lichtvoll zusammengestellt werden sollte, daß er trotzdem damit im Hintergrunde eine höhere Absicht verband. Denn überall, wo die Gelegenheit sich darbietet, schweift er über

auf religions-philosophische Gegenstände, sucht er die inneren Gründe zu beleuchten, bemüht er sich die tieferen Grundlagen des Judenthums aufzuweisen und die Gedanken, die es beleben und tragen, als das Wesentlichste, das eigentlich zu Erstrebende hinzustellen. So hatte er in seinem ersten Werke den Traktat der „Väter" benutzt, um eine Sittenlehre nach aristotelischen Grundsätzen auszuarbeiten und deren Einklang mit dem Judenthume aufzuweisen. So ergreift er unter Anderem bei der Stelle, welche über den Ausschluß Einzelner vom Antheile an der künftigen Welt spricht, die Gelegenheit, um die Grundlagen des Judenthums, wie er sie in dreizehn Glaubenssätzen zusammenstellt, nachzuweisen und als ewige, unverbrüchliche zu bezeichnen. Ebenso weiß er in seinem größeren Werke nicht blos an vielen einzelnen Orten den Sinn auf die tiefere Begründung, auf die sittlich-religiösen Gedanken, welche den Satzungen innewohnen, hinzuweisen, sondern er giebt auch einleitend in populärem Ausdrucke eine Religionsphilosophie, als wesentliche Grundlage der Lehre, philosophisch-praktische Lebensregeln und sonst daran sich Anknüpfendes. Alles aber erscheint als aus dem Thalmud entwickelt, an Stellen aus ihm kunstvoll sich anlehnend, die er in inneren Zusammenhang bringt und systematisch gruppirt. Doch konnte diesen philosophischen Erörterungen blos ein geringer Raum gegönnt werden, sie mußten blos als gelegentliches Beiwerk erscheinen; das Werk selbst diente doch hauptsächlich dazu, dem Jünger der thalmudischen Wissenschaft diese zu eröffnen und zugleich, wie er hoffte, abzuschließen. Sein volles Streben war damit nicht erschöpft.

Maimonides betrieb die Philosophie mit einer edlen Leidenschaft, die Metaphysik war ihm Herzenssache, in der Befestigung der Erkenntniß von der reinen Geistigkeit Gottes, dessen Vollkommenheit erkannte er seine wahre Lebensaufgabe; sie war in den bereits vollendeten Werken noch nicht erfüllt. Als Mann, der bereits den Höhepunkt des Lebens erreicht hatte, als vielbeschäftigter Arzt ging er an sein Hauptwerk, das er wie sein erstes, den Commentar zur Mischnah, in arabischer Sprache schrieb — während er für den Codex eines gefälligen und leichten Spätthebräischen sich bedient hatte. Dieses Werk, dem er den arabischen Titel gab „Dhalalath Al-Hajirin", Führer der Umherirrenden — bekannter

nach dem Namen in der hebräischen Uebersetzung Moreh Nebuchim — hat die ausschließliche Bestimmung, die tieferen Grundlagen des Judenthums zu enthüllen, den vollständigen Einklang desselben mit der Philosophie nachzuweisen, die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten auszugleichen und die Versöhnung mit der Wissenschaft zu vollziehen. Bibel und Aristoteles sind für ihn zwei untrügliche Quellen; aus ihnen schöpfte er, sie sind die zwei Grundbücher der Weisheit, die in verschiedenem Ausdrucke Dasselbe lehren. Die reine Geistigkeit Gottes, die Vollkommenheit seines Wesens, das auch in Gedanken durch nichts eingeschränkt werden darf, ist ihm die tiefste Grundlage des Judenthums; selbst diejenigen Eigenschaften, welche von Gott als gute und verherrlichende ausgesagt werden, erscheinen ihm als eine Einschränkung. Eine Eigenschaft inhärirt nicht vollkommen dem Wesen, sie tritt in gewissem Sinn erst an dasselbe heran. Bei Gott aber kommt Nichts hinzu, Alles ist in ihm untheilbar geeint, während die Aussage von Eigenschaften eine gewisse Theilung voraussetzt, eine zusammengesetzte Einheit behauptet, nicht eine in sich geschlossene, wie Gott gedacht werden muß. Weil nun demnach durchaus nichts Einzelnes von ihm ausgesagt werden kann, um seinen Begriff nicht dadurch zu beschränken, so dürfen wir ihm eigentlich blos verneinende Eigenschaften beilegen, daß kein Mangel an ihm haftet, kein Makel bei ihm gedacht werden kann, so daß alles Beschränkende von ihm entfernt, nur die volle Entäußerung alles Concreten, die höchste Abstraction als die einzig ihm sich annähernde Vorstellung betrachtet werden kann.

Wenn nun aber doch in der Bibel soviel sinnliche Ausdrücke über Gott vorkommen, so sind dies sinnlich klingende Bezeichnungen für geistige Dinge. Maimonides begnügt sich nicht damit zu sagen, es seien Umschreibungen, Bilder, naive Ausdrucksweisen, wie sie zum Verständnisse einer niederen Bildungsstufe angewendet werden müssen; wenn er auch Dies annimmt, so begnügt er sich doch nicht damit, weil so das Bibelwort nicht inhaltsvoll genug wäre, vielmehr behauptet er, daß in diesen sinnlichen Ausdrücken auch eine geistige Bedeutung liege. Die Worte, lehrt er, drücken verschiedene unter sich verwandte Begriffe aus, von denen der eine das sinnliche, der andere das geistige Moment mehr betont. Wenn es z. B. heißt:

Gott steht, so heißt das: er ist beharrlich, ist unveränderlich; wenn es heißt: er steigt hernieder, so bedeutet dies seine Einwirkung auf die weltlichen Dinge; wenn von dem Throne Gottes die Rede ist, so ist damit die höhere Sphäre gemeint, welche reicher begeistigt ist, weil sie die nächsten Wirkungen von Gott aufnimmt, und Aehnliches dergl. Er denkt überhaupt, daß die Alten mit Willen in einer Weise sich aussprechen, die für den an Verstand Unreifen als ein Aeußerliches auch einen ihm zusagenden Sinn hat, während der Verständige die tiefere Absicht darin erfaßt. Die Männer der Bibel und des Thalmuds hätten gleich den alten Philosophen zuweilen absichtlich Ausdrücke, Darstellungsformen gewählt, die auch für den gewöhnlichen Menschen etwas aussagen, ohne daß er die volle Wahrheit erkennt, für den Denker aber tiefere Weisheit erschließen. Solche Aussprüche, sagt er, sind goldene Aepfel in silbernen durchbrochenen Schaalen. Demjenigen, der fern steht, wie dem Kurzsichtigen werden blos die silbernen Schaalen sichtbar, das Werthvollere, das in denselben ist, bleibt ihm verborgen; wer nahe hinzutritt, wer scharfsichtig ist, erkennt durch die silbernen Schaalen die goldenen Aepfel. Es muß daher der Verständige bei solchen sinnlich klingenden Aeußerungen der Alten nur tiefer hinein blicken, um die darin liegende verborgene Wahrheit zu erfassen.

Natürlich kann Gott in seiner Geistigkeit nicht mit den Sinnen wahrgenommen werden, die Offenbarung kann daher nicht eine Erscheinung sein, die mit den Augen gesehen, mit den Ohren vernommen wird. Wenn die früheren philosophirenden Theologen, diese Auffassung vermeidend, sich dahin aussprechen, daß Gott eine Lichterscheinung sichtbar werden lasse und eine Stimme erschaffe, die vernommen werde, so will Maimonides sich nicht gerade gegen diese Lösung aussprechen, es genügt ihm, wenn alles Sinnliche nur von Gott selbst beseitigt wird, aber seinem eigentlichen Gedanken entspricht diese Auffassung nicht. Für ihn ist die Offenbarung ausschließlich ein rein geistiger Act, es ist die Erhebung des menschlichen Geistes zum Gottesgeiste, die allerdings bei den wenigsten Menschen in vollem Maße stattfinden kann, die daher blos das Eigenthum einzelner Auserwählter und gradweise sehr verschieden ist. Während der Eine bloß einmal in seinem Leben sich zu der vollen Höhe erheben kann, so wie ein Blitzstrahl auf kurze Zeit den Horizont

beleuchtet, dann Alles wieder in Finsterniß versinkt, so wiederholt sich bei einem Andern die Erhebung mehrfach; bei einem Dritten folgt sie noch häufiger, auch mit größerer Klarheit und Fülle und dauert bei einem Andern, wie bei Moses, das ganze Leben hindurch. Diese geistige Höhe des Menschen ist ihm Offenbarung, weil der Mensch dadurch mit dem Gottesgeiste in engere Berührung tritt.

Ist ja überhaupt nach seiner Auffassung — welche die ganze arabische Philosophie beherrscht und von ihr als aristotelisch betrachtet wird, während sie in der That eine neuplatonische Modification ist — ist ja das ganze Universum stufenweise durchgeistet von dem Ueberströmen des göttlichen Geistes. Es giebt verschiedene Himmelssphären, die von himmlischen Geistern beseelt sind, die Sterne und die Sphären sind für ihn, wie für die Philosophen seiner Zeit insgesammt, lebende Wesen höherer Art: so wirkt der Gottesgeist zunächst auf die höchsten Sphären, von ihnen steigt er herunter und senkt sich herab bis zu der niedrigsten Erdsphäre, deren Begeistigung als die wirkende Vernunft bezeichnet wird, wir möchten sagen: der Erdgeist, der alle irdischen Wesen und Dinge durchleuchtet und lenkt. Der Mensch nun, der sich zu diesem Erden-Allgeiste zu erheben bemüht ist, der im Stande ist durch sein tiefes Denken und durch seine reine Sittlichkeit, durch Bewältigung der Sinnlichkeit, durch Befreiung von Beschränktheiten und Vorurtheilen sich zu läutern und zu vergeistigen, tritt zu den Geistern in engere Verbindung, er steigt auf der Stufenleiter der Sphären immer höher empor, — die Propheten sind bis auf die Spitze derselben gelangt. Der Begriff der göttlichen Vorsehung bedeutet ihm auch nichts Anderes als die Verbindung des Gottesgeistes mit dem Menschengeiste, so daß der Erleuchtete und Höherstehende in engerer Verbindung mit Gott während seines ganzen Lebens steht, von ihm stärkere Ausflüsse seiner Allmacht empfängt.

In diesem Sinne ist auch die Vergeltung der Menschen aufzufassen. Der Mensch, der zu einer höheren Ausbildung seines Geistes gelangt ist, der seinen Geist geläutert, seine innere sittliche Kraft gestählt hat, hält diesen dauernden Erwerb fest, er tritt Gott und den ewigen seligen Geistern nahe. In seinem Systeme ist natürlich kein Raum für eine leibliche Auferstehung, für eine körperliche Wiederbelebung der Todten. Für ihn ist die zukünftige Welt

das rein geistige Leben, und schon in seiner ersten Schrift, in dem Mischnah-Commentare, enthüllt er seine wahre Ansicht durch ein schönes und bedeutsames Gleichniß. Wer die Menschen, sagt er, belehren, zum Guten anhalten will, muß je nach der Stufe, auf welcher sich dieselben befinden, verschiedene Verfahrungsweisen anwenden, gerade wie man es auch mit den Kindern machen muß, mit denen man erst allmälig emporsteigt. Will man das junge unverständige Kind zum Fleiße anspornen, daß es lerne, so verspricht man ihm als Belohnung süßes Backwerk, ist es älter geworden und macht eine solche Belohnung nicht mehr die Einwirkung bei ihm, so verspricht man ihm andere Dinge, die größere Wirkung haben, bei dem mehr Herangewachsenen weckt man den Ehrgeiz, indem man zu ihm sagt: Mein Sohn, Du wirst, wenn Du fleißig bist, ein Meister genannt werden in Israel, eine hohe Stellung einnehmen. Das sind alles außerhalb liegende Dinge, durch welche der Mensch gelockt werden soll. Ist er nun aber zum reiferen Alter gelangt, dann kann er endlich zur Erkenntniß geführt werden von der Bedeutung, welche die Geistesentwickelung an sich hat, von dem Werthe, welchen die Bemühung um Ausbildung der Seele ihm verleiht. In ähnlicher Weise sind die Darstellungen der Belohnung und Bestrafung in der heiligen Schrift als Erziehungsmittel aufzufassen. Die wahre Belohnung ist und bleibt das ewige Geistesleben; was die Auferstehung der Todten betrifft, sagt er, so haben wir sie schon entwickelt — und weiter nichts. Dabei nimmt er dieselbe doch als einen der von ihm aufgestellten dreizehn Grund- und Glaubenssätze auf; denn Maimonides nimmt Rücksicht auf die öffentliche Meinung, „erweist der allgemeinen Annahme Ehre"; er zerreißt den dünnen Faden, der ihn mit der Gesammtheit verknüpft, nicht, bricht die Brücke, die ihn mit der Masse in Verbindung erhält, nicht hinter sich ab. Auch er bedient sich, wie er es von den Alten annimmt, hie und da einer Darstellungsform, die sich in ein populäres Gewand kleidet, aber für den wahrhaft Einsichtigen seine Ansichten vollkommen enthüllt. Allmälig freilich mag es auch ihm dann ergangen sein wie so vielen andern Denkern, die ein gleiches Verfahren eingeschlagen haben, wo der Leser oft nicht mit aller Entschiedenheit aussagen kann, was Darstellungsform, was die wahre, innere Absicht ist; so wird es allmälig im

Geiste des Denkers selbst unklar, er klammert sich selbst zuweilen an die Form und Bezeichnung, die er gewählt, um sie als wesentlich, als von tieferem Werthe, festzuhalten.

Selbst über die Ansicht des Maimonides von der Schöpfung der Welt sind wir daher nicht ganz im Klaren. Er bekennt, die Philosophie behaupte, daß die Schöpfung aus einem vorhandenen Stoffe hervorgegangen und daß der Geist Gottes nur diesen Stoff gestaltet habe. So sagt sein hochverehrter Aristoteles, doch sei dies, meint er, der einzige Punkt, wo er von ihm abweichen müsse. Wohl zwinge ihn der natürliche Sinn der Schrift keineswegs dazu, denn der könne in mancher Weise gedeutet werden, „die Pforten der Erklärung sind nicht verschlossen"; allein andererseits seien auch die Beweise für den Urstoff nicht zwingend, und die allgemeine Annahme im Judenthume von der Schöpfung aus Nichts sei überwiegend, und so schließe er sich denn dieser verbreiteten religiösen Ansicht an, zumal da, wenn diese beseitigt werde, die Möglichkeit des Wunders schwinde. Ist nicht Alles aus Gott gekommen, hat der Stoff seine eigne Selbstständigkeit, so wäre auch das wunderbare Eingreifen in den Lauf der Dinge an ihm nicht zu erklären. Auf das Wunder recurrirt er auch bei der Auferstehung der Todten, die er in Abrede gestellt zu haben durchaus nicht zugeben will. Die Bibelstellen, welche auf diese Lehre bezogen werden, meint er, lassen sich zwar alle anders erklären, nur etwa eine Stelle des Daniel spricht sich bestimmter darüber aus; allein die allgemeine Ansicht ist so übereinstimmend darin, daß wir ihr folgen müssen. Sie ist eben ein Wunder, kann nur in wunderbarer Weise geschehn, und als solche müssen wir sie annehmen.

Was hält er nun aber von dem Wunder selbst? Auch hier begegnen wir dieser Doppeldarstellung, die in einem gewissen Dämmerlichte erhält. Schon in seinen früheren Schriften spricht er sich dahin aus: Die Welt, sagen die alten Lehrer, geht ihren regelmäßigen Gang; was als wunderbar auftritt, das ist zugleich mit der Schöpfung als Bedingung in die Weltbewegung hineingelegt, daß es zum gegebenen Zeitpunkte hervortreten muß, die Wunder sind also nicht ein urplötzliches Erzeugniß, nicht ein Durchbrechen des ewigen Gesetzes, sondern sie sind mit ein Moment des Gesetzes,

alsbald vom Urbeginne in die Dinge gesenkt. Allein damit hört das als wunderbar Erscheinende auf ein Wunder zu sein. Die Israeliten, sagt er in seiner zweiten Schrift, glaubten nicht an Moses wegen der Wunder, die er gethan, Wundern begegnen wir ja auch bei Zauberern; allein sie glaubten ihm, weil sie selbst gesehen und gehört hatten, ihnen selbst die Offenbarung geworden war. So wird dem Wunder, ohne es geradezu in Abrede zu stellen, das Wunderbare untergeschoben, seine Beweiskraft entzogen, und die Berufung darauf ist daher für Nichts als für populäre Darstellung zu erachten.

Ja auch in dieser sucht er den Wundern gar manchen Abbruch zu thun. Einzelne Todtenerweckungen, wie sie z. B. bei Elias und Elisa vorkommen, erklärt er als bloße Heilungen bei Scheintodfällen, oder vielmehr bei schwerem Siechthum, das dem Tode nahe gebracht aber ihn noch nicht herbeigeführt habe. Viele andere Wunder der Propheten betrachtet er als Traumgesichte, als in Verzückung geschaut, nicht als in Wirklichkeit vor sich gegangen, andre schwächt er ab, wenn er sie nicht ganz beseitigen kann. Die ersten Menschen lebten viele Jahrhunderte, dann bricht plötzlich das hohe Alter ab und die Lebensdauer entspricht dann der unsrigen. Ein solch hohes Alter ist offenbar ein Hinausschreiten aus den Naturgesetzen; bei den Einzelnen, von denen es in der Schrift ausdrücklich erwähnt ist, wie Adam, Seth u. s. w., muß es allerdings zugegeben werden; aber die andern Zeitgenossen, „die Söhne und Töchter", die von jenen Urvätern noch ferner gezeugt worden und deren Lebensalter nicht ausdrücklich angegeben wird, sie erreichten blos das gewöhnliche Lebensalter. Freilich meinen spätere Gegner, das sei eine sehr ungenügende Lösung; denn wenn ein Mal das Gesetz durchbrochen werde, könne es auch mehrfach geschehn.

Die einstige Auferstehung ist ein Wunder, hatte er sich mehrfach geäußert; aber seien wir nicht zu verschwenderisch bei der Ausstattung dieses Wunders. Die Todten stehen auf, aber sie leben dann nicht ewig, sie erstehen und sterben wieder, nachdem sie ein langes glückliches Leben genossen. Das eigentliche Ziel bleibt das ewige Leben, die Unsterblichkeit der Seele. Nicht unfein entgegnet darauf ein jüngerer Zeitgenosse:

„Auf Auferstehung folgt ein zweiter Tod?"
Wozu mir denn die ganze liebe Noth?
Da bleib' ich lieber in dem Grabe liegen,
Braucht mich der Tod nicht zweimal zu besiegen.

Mit diesen Erörterungen überschreitet Maimonides schon das eigentliche wissenschaftlich-philosophische Gebiet, und er scheut es nicht, noch weiter in die Vorstellungen und die Einrichtungen des gewöhnlichen Lebens vorzudringen; er will auch die praktischen religiösen Satzungen erklären, ihnen ihre rechte Stellung anweisen. Sie einfach als Vorschriften hinzunehmen, denen, als von dem höchsten Gesetzgeber ausgegangen, wir uns ohne Weiteres zu unterwerfen haben, das verträgt sich nicht mit seiner ganzen Anschauungsweise. Ausflüsse der höchsten Weisheit müssen es sein, Mittel, die uns zur höheren Lebensauffassung anleiten; begreifen wir sie nicht, so haben sie keinen Werth. So sucht er denn für einen Theil der Satzungen tiefere Gründe nachzuweisen, von anderen meint er, sie seien Schutzmittel gewesen gegen frühere irrige Vorstellungen und götzendienerische Gebräuche. Das Opferwesen hat für ihn z. B. keinen Werth, aber die Israeliten sollten den Opfern, die sie den Götzen darbrachten, entwöhnt werden, und da eine vollständige Abschaffung derselben kaum durchzuführen gewesen wäre, sollten sie sie dem ewigen Gotte weihen, wodurch sie doch jedenfalls von dem schädlichsten Irrthume abgelenkt wurden. Bei vielen anderen Vorschriften glaubt er geschichtlich die abergläubischen Annahmen der alten Zeit aufgefunden zu haben, denen sie entgegentreten sollten. Hier freilich bekundet sich die höchst unkritische Weise, welche zu seiner Zeit die ganze Geschichtsbetrachtung beherrschte. Maimonides nahm mit allen seinen Zeitgenossen die absichtlichen und sagenhaften Fälschungen, welche von einem Urvolk der Sabier umhergetragen wurden, ganz treuherzig an; zusammengewürfelte biblische und heidnische Daten statteten dieses angebliche Urvolk gar wunderlich aus, und diese benutzt nun Maimonides, um durch sie die Satzungen der Schrift und zum Theil auch des Thalmuds zu erklären und in ihrer Berechtigung nachzuweisen. Offenbar ist diese Partie von der Begründung der praktisch-jüdischen Satzungen die schwächste seines Werkes und Systems; diese Begründung führt höchstens dahin, daß man dieselben als zulässig, als nicht der Vernunft widersprechend

betrachte, ohne daß aber in ihnen ein wesentlich religiöses Moment erkannt, ihre Nothwendigkeit und Unverbrüchlichkeit, eine in ihnen liegende Kraft sittlicher und geistiger Erhebung nachgewiesen werde. Dabei muß aber doch zugegeben werden, daß die bestehenden praktischen Vorschriften von Maimonides selbst, trotz seiner schwachen Begründung, unzweifelhaft als dauernd verbindlich betrachtet werden.

Denn Maimonides steht auf dem mittelalterlichen Standpunkte, von dem kein Genosse desselben sich entfernen konnte. Das Mittelalter gab dem Einzelnen keine volle Berechtigung, keine unabhängige Freiheit; der Einzelne war ein Glied einer Corporation, nicht sowohl des Staates, des Volkes, als vielmehr des engeren Kreises, innerhalb dessen er sich bewegte. Dieser Kreis hat seine bestimmten Sitten und Bräuche, seine Rechte und Freiheiten, seine Privilegien, seinen Majestätsbrief, aber auch seine ganz bestimmt ausgeprägte Gestaltung, innerhalb deren er sich zu halten hat. Das Zunft- wie das Feudalwesen, das Bürgerthum wie jede geschlossene Gesellschaft, in die das Mittelalter zerfiel, hatten ihre bestimmten Vorschriften und Gebräuche; wer daran sich nicht hielt, war wie in der Luft schwebend. Der Jude hatte sich an das zu halten, was ihn als Juden eigentlich bezeichnete und kenntlich machte, was ihm in der Gliederung des Ganzen seine bestimmte Stellung als Jude zuwies; davon sich befreien wollen, hieß allen festen Boden sich muthwillig wegziehen. Maimonides ahnt dieses Verhältniß ganz richtig, wenn er die Vorschriften als zur Erhaltung der Welt angeordnet, als zur angemessenen geselligen Gestaltung, zur Befestigung des Verbandes gehörig betrachtet. Aus diesem Kreise kann nun einmal das Mittelalter nicht heraus; wenn auch die geistige Bildung sich zur höchsten Höhe emporhob, so blieb die Beengung, innerhalb deren der Einzelne und der Verband, dem er angehörte, sich befand, feststehend und unüberschreitbar. So war es denn Maimonides auch weit mehr um die rein philosophische Auffassung zu thun als um eine Umgestaltung im Leben. Bot dieses überhaupt Schranken, welche das Mittelalter nicht zu durchbrechen vermochte, so dürfen wir auch ferner nicht vergessen, daß der Islam, zu Maimonides' Zeit fanatisch geworden, die freie Selbstbestimmung des Einzelnen durchaus nicht begünstigte. Averrhoes (Ibn Roschd) war ein etwas älterer Zeitgenosse des

Maimonides, ein aristotelischer Philosoph, der die Spitze dieser Richtung im spanischen Islam darstellt, ein Philosoph, der sich das ganze Mittelalter hindurch einer großen Anerkennung erfreute. Auch Averrhoes mußte sich beugen, den gewöhnlichsten Vorstellungen und Uebungen huldigen; einzelne widerwillig unvorsichtige, sehr unschuldige, doch damals kühne Aeußerungen brachten ihn dennoch in Verdacht, setzten ihn schweren Verfolgungen aus.

So hat auch Maimonides die Spitze, die damals im Judenthume zu erreichen möglich war, wirklich erreicht. Er war ein Mann des heiligsten und reinsten Eifers für tiefere Erkenntniß des Judenthums und für allgemein wissenschaftlich durchdringende Bildung, ein Mann, der wohl auf die öffentliche Meinung Rücksicht nahm, Ehre dem Angenommenen ertheilte, ohne jedoch die Gluth für die Wahrheit und deren Verbreitung deßhalb in sich dämpfen zu lassen. Er verkennt nicht die Bedenken, die sich der Veröffentlichung seines religionsphilosophischen Werkes entgegenstellen, er macht selbst auf die Rücksichten und die Darstellungsform, die er für nothwendig gehalten habe, aufmerksam und dennoch weiß er, daß er den Anstoß nicht vermeiden könne. „Kurzum", sagt er, „ich bin nun so. Wenn mich der Gedanke drängt und ich kann ihn blos in der Weise darstellen, daß er Einen unter Zehntausenden, einen Denkenden befriedigt und fördert, während er vielleicht der großen Masse unerträglich erscheint, so spreche ich kühn und offen das Wort aus, das den Vernünftigen erleuchtet, mag auch der Tadel der unwissenden Menge mich treffen." Maimonides war ein Mann des Gedankens, aber zugleich des reinsten und ernstesten Wollens. Galt ihm auch als Höchstes die reine Erkenntniß, die theoretische Ausbildung, so stand diese doch bei ihm in dem engsten Zusammenhange mit der reinen sittlichen That, der Veredelung des Charakters, als der unerläßlichen Vorbedingung auch für die geistige Erhebung. Ohne jede Ueberhebung ist er stets mit der Prüfung seiner selbst beschäftigt; Bescheidenheit und Wohlwollen durchleuchtet mild ein jedes seiner Worte, und so sind auch seine thalmudisch-gesetzlichen Arbeiten — mit Ausnahme einzelner dogmatisch-metaphysischer Härten — von einer wohlthuenden sittlichen Wärme durchhaucht. Darum stand er auch als Mann des Geistes und der edlen That in seiner Zeit wie in allen späteren hochgeehrt da.

Wir sind nun an den Höhepunkt in der spanischen Entwickelung gelangt. Einen höheren konnte sie nicht erreichen; auch wenn die Verhältnisse günstig geblieben wären, wäre eine Ermattung eingetreten, ungünstige Verhältnisse beschleunigten den Rückfall. Doch bevor wir mit der höchsten Entwickelung des jüdisch-spanischen Arabismus abschließen, lassen Sie uns noch einen kurzen Rückblick auf dieselbe werfen, noch einmal die herrlichen drei Jahrhunderte uns vergegenwärtigen, die wir an unsern Blicken haben vorüberziehen lassen. Welche schöne und große Resultate bietet uns dieser Zeitabschnitt! Die Wissenschaft wird nicht blos gepflegt, sie wird in jeder Beziehung bereichert. Die hebräische Sprachkenntniß erhebt sich zur Wissenschaft, erreicht die Stufe, welche bis zum vorigen Jahrhunderte nicht überstiegen worden ist. Die Schrifterklärung dringt tief in den Sinn ein und regt die höchsten Probleme an; die Philosophie wird zum Gemeingute, und wenn sie auch nicht schöpferisch ist, so ist sie doch veredelnd und die Geister verklärend. Die Juden sind nicht nebenhergegangen, sie stehen in den Vorderreihen der Geistesbewegung. Gabirol ist einer der Ersten, der als ächter Meister der Philosophie in Spanien auftritt, Maimonides ist der Zeitgenosse des Averrhoes, die gegenseitig nicht von einander abhängig sind, erst im spätern Alter werden jenem die Arbeiten von diesem bekannt, beide sind die Beherrscher auf dem Throne der Philosophie das ganze Mittelalter hindurch. Die Juden blieben die dauernden Vermittler in allen Wissenschaften, denn die arabischen Schriften wären vollkommen untergegangen und ohne Einfluß geblieben für die spätere Zeit, wenn sie uns nicht in hebräischen Uebersetzungen gerettet worden wären, da sie im arabischen Gewande unverstanden geblieben wären, manche im Originale ganz verloren sind, und wir es nur dem Eifer der Juden allein zu verdanken haben, daß dieselben noch heute als Denkmäler einer schönen Bildungszeit dastehen. Der Islam hat dem Judenthume große Dienste geleistet, indem er ihm Raum ließ; er ging ihm keineswegs in Allem voran und konnte ihm nicht Alles bieten, aber Raum verlieh er ihm zur Ausbildung seiner Kräfte. Und so blicken wir auf diese lichtumflossene Zeit zurück als auf eine Glanzperiode des Judenthums; wir werden diese spanisch-arabische Entwickelung des Judenthums ehren. Sie hat Männer erzeugt, die zu allen Zeiten

leuchtende Sterne geblieben sind, an Aben Esra hat sich Spinoza herangerankt, Maimonides war der Lehrer des ganzen Mittelalters, und ein jeder erleuchtete Geist, der später entstanden ist, hat gierig aus ihm geschöpft, in ihm Anregung gefunden und sich freudig als seinen Schüler erkannt. —

Die spanische Periode ist zu Ende.

11.

In Deutschland und Frankreich.

Aus weiten, hochanstrebenden Hallen freiester Geistesbewegung führe ich Sie nunmehr in die düstern, niedrigen Gemächer enger Anschauung. Die Stellung, welche die mittelalterliche Kirche gegen die Bildung und überhaupt gegen den Vernunftgebrauch einnahm, war eine ganz andere, als die, welche der Islam einnahm. Dieser ließ der Vernunft einen weiten, freien Raum, schrieb die Resultate ihrer Forschung nicht vor, machte keine ihrem innersten Verlangen und Triebe widersprechenden Zumuthungen. Seine tiefste Grundlage, die Einheit und Allmacht Gottes, trug keinen Gegensatz in sich gegen die Anforderungen des vernünftigen Gedankens, und so hatte er sich in seinen guten Tagen stets der Bildung, der Wissenschaft, der Philosophie günstig erwiesen und sie gefördert. Anders war es mit der mittelalterlichen Kirche. Sie hatte von vorn herein versucht Gegensätze in sich zu vereinigen, diese Vereinigung als ihre Grundlage aufgestellt, darauf ihr ganzes Glaubenssystem erbaut; sie hatte dadurch einen Widerspruch in ihr eignes Inneres gelegt und ihn bei gewecktem Nachdenken noch mehr verschärft und den Zwiespalt, indem sie ihn lösen wollte, nur noch klaffender ausgearbeitet. Sie hatte der Vernunft gewisse Ergebnisse hingestellt, welche als unverbrüchlich und unangreifbar erachtet werden sollten, und die dennoch von derselben nicht begriffen zu werden vermochten, ja die ihr vollkommen widerstrebten. So mußte in der Entwickelung der Kirche der Widerwille gegen den Gebrauch der Vernunft und alle freie Wissenschaft mehr und mehr genährt werden.

In dieser geistigen Atmosphäre, wie sie von der Kirche ausging, konnte auch innerhalb des Judenthums geistige Gesundheit nicht gedeihen, wie sie so schön in den Reichen des Islam sich uns darstellte, konnte nicht die Blüthe echter Bildung, tiefes Eindringen in den Schriftsinn, in die Grundlagen des Judenthums, nicht der Aufschwung der Wissenschaft erlangt werden wie bei den spanischen Juden.

Die Stellung der Kirche aber dem Judenthume und den Juden gegenüber war wiederum eine ganz andere, als die des Islam. Dieser ließ das Judenthum neben sich einhergehen, er hielt es nicht für nöthig, einen Kampf mit ihm zu unternehmen; auf seine Macht gestützt, sah er stolz auf es herab, seine überlegene Herrschaft genügte ihm als Bürgschaft für seine Wahrheit. Er bildete keinen Gegensatz gegen das Judenthum. Die Einheit und Allmacht Gottes, auf die er sein ganzes Glaubenssystem stützte, die reine Geistigkeit, so daß die Gottheit nicht bildlich dargestellt werden dürfe, hörte er mit gleichem Nachdruck von dem Judenthume betonen, und so fühlte er darin einen verwandten Geist. Im Ganzen war auch ein gewisser verwandtschaftlicher Zug zwischen dem Islam und dem Judenthume, beide trugen das unverkennbare Gepräge ihrer orientalischen Abstammung an sich, die Sprachen selbst hatten eine innige Verwandtschaft mit einander. So wandelten sie nebeneinander, wenn auch nicht in vollkommener Eintracht, so doch nicht von einander abgestoßen, ja im Gegentheile durch ähnliche Züge aneinander geknüpft. Selbst in den Lebensgebräuchen und Vorschriften war eine gewisse Uebereinstimmung. Hat ja der Islam aus dem Judenthum manches Gesetzliche aufgenommen, das er eben so ernst hütete, wie das Judenthum und seine Bekenner. Auch bei ihm galt die Beschneidung, auch ihm war der Genuß des Schweines verboten, und so findet sich manches Andere im Islam als eine Entlehnung wieder, was er aus dem Judenthume genommen, mit ihm gemein hat. Sie konnten umsomehr ruhig nebeneinander, Einer unbekümmert um den Andern verharren, als Jeder seine eigne Quelle und Grundlage hatte, welche der Andere unangetastet ließ. Der Moslem hatte seinen Koran, der ihm als einzige und untrügliche Quelle galt. Er begnügte sich damit vollkommen, ohne auf dessen Urquelle, die hebräische Bibel, zurückzugehn; er ignorirte diese, überließ sie, die ihm fremd blieb und die er nicht verstand, der Pflege der Juden.

Ihrerseits vertieften diese sich vollkommen in die Bibel und kannten den Koran entweder gar nicht oder beachteten ihn jedenfalls nicht. So hatte jeder seinen eigenthümlichen Boden.

Ganz anders war es in der Stellung der Kirche zum Judenthume und zu den Juden. Der Gegensatz zwischen beiden konnte nicht verdeckt werden; er trat immer entschieden hervor. Der mächtigen Kirche war es ein Pfahl in ihrem Fleische, daß überhaupt das Judenthum fortdauerte; seine Existenz selbst erschien ihr eine unberechtigte, wie ein Hohn gegen sie, ein jeder Jude war ein wandelnder Protest gegen ihre Wahrheit. Wenn der Jude die untheilbare Einheit Gottes nachdrücklich behauptete, so war dies ein freveles Ankämpfen gegen die Dreieinigkeit; seine Fernhaltung einer jeden bildlichen Darstellung Gottes erschien als ein Hohn gegen die Menschwerdung Gottes; der Glaube, daß er durch sein rechtes Thun und auch wenn er gesündigt, durch Buße bei Gott wohlgefällig erscheinen, daß er also durch eigene Kraft Versöhnung erlangen könne, war eine Verleugnung der Erbsünde, der Erlösungsbedürftigkeit; seine Hoffnung auf bessere Zeiten, auf das Erscheinen eines künftigen Messiasreiches war gradezu die lästerliche Behauptung, daß der Heiland noch nicht erschienen sei. So war denn der ganze Inhalt und das ganze Auftreten des Judenthums, wenn es sich auch ganz still verhielt, ein beredter Widerspruch gegen das Christenthum. Dabei standen sie auf gleichem Boden, und die Kirche mochte nicht dulden, daß das Judenthum diesen Boden als den seinigen in Anspruch nehme. Sie standen beide auf der Bibel. Die Kirche behauptete, sie sei ihr Eigenthum, ihre Lehre sei darin enthalten und wer von derselben abweiche, sei ein Ketzer, ein Feind der Kirche und ein Schriftverdreher; und da das Judenthum dies that mit der Sicherheit, welche die genaue Kenntniß vom Inhalt der Bibel, mit der Ueberlegenheit, welche ihm die Vertrautheit mit der Originalsprache verlieh, so war der Haß ein unauslöschlicher und mußte nach der Gesittung der damaligen Zeit ein solcher sein. Das Israel, von dem die Bibel spricht, behauptete die Kirche, sei sie nun selbst, wenn auch ihre Bekenner nicht leiblich von Israel abstammen, ihr seien alle Verheißungen gegeben; wenn die Juden das Gegentheil behaupteten, es für sich in Anspruch nahmen, so war dies ein Eingriff in die heiligen Rechte der Kirche, ein frevel-

hafter Versuch, den Nerv der Kirche zu zerschneiden. Die Deutung der Bibel war demnach ein immer offenes Schlachtfeld, auf dem man sich bewegte. Was kümmerte es den Islam, wie die einzelnen Verse der Bibel erklärt wurden? Der Kirche war es gar sehr darum zu thun, überall sollten Hinweisungen auf Jesus gefunden werden, überall die Lehre der Kirche ausgedrückt oder typisch angedeutet sein.

So war die Stellung des Judenthums und der Juden innerhalb der Kirche nothwendig eine weit ungünstigere, als innerhalb des Islam. Freilich die drei Jahrhunderte, die wir als die Zeit schöner reicher Bildung jüdisch-spanisch-arabischer Gesittung an uns haben vorüberziehen lassen, nämlich vom Anfange des zehnten bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts, diese drei Jahrhunderte bilden noch die Vorstufe zu der eigentlichen Entartung des Mittelalters; in ihnen war die mittelalterliche Versumpfung innerhalb der Kirche selbst, wie auch unter den Juden, noch nicht zu ihrer ganzen Widerwärtigkeit gediehen. In jener Zeit war noch eine gewisse Naturfrische in den Völkern, welche damals noch Neulinge im Christenthume waren. Die Völker des westlichen Europa waren zwar zum Christenthume bereits bekehrt, aber noch naturwüchsig, noch mit frischer urkräftiger Sinnlichkeit, in Denken und Empfinden noch nicht verkünstelt, noch nicht scholastisch verschnörkelt. Mit gesundem wenn auch ungebildeten Sinn war die Bevölkerung auch noch nicht von der Gehässigkeit gegen die Juden erfüllt, wie sie in spätern Jahrhunderten des Mittelalters ihnen eingeimpft wurde. Es brachen wohl Verfolgungen, fanatische Aufwallungen, allerdings auch durch künstliche Aufstachelung in diesen Jahrhunderten aus, wie denn die Kreuzzüge diesen angehören; aber es war dies mehr ein wildes Aufflammen augenblicklicher Leidenschaft, das Ueberschwellen roher Kraftäußerung, nicht das ununterbrochene Raffinement einer kleinlichen Grausamkeit, die mit Nadelstichen in das gesunde und dann in das wunde Fleisch hineinstach und nicht aufhören konnte ihre kleinlichen boshaften Quälereien schadenfroh auszuüben. Die ganze damalige Zeit weist noch eine gesunde Kraft auf, die leitenden Persönlichkeiten sowohl im Staate als in der Kirche zeigen Tüchtigkeit und Frische, ein kräftiges Streben, das anregend wirkte, wenn auch die Wissenschaft im wahren und vollen Sinne des Wortes innerhalb dieses Kreises nicht gedeihen konnte.

Frühzeitig schon waren die Juden nach dem Westen Europas

gelangt. An den Ufern des Rheins, an den Vogesen, in Deutschland und Frankreich begegnen wir ihnen schon in frühen Jahrhunderten, wir finden sie an den Höfen, als Mitglieder von Gesandtschaften, als Leibärzte. Ihre Stellung im Allgemeinen war die einer im Ganzen wohlgelittenen, oft einflußreichen Klasse; die mißtrauische Spannung zwischen ihnen und dem Volke herrschte damals noch nicht. Von einer unter ihnen verbreiteten Bildung erfahren wir natürlich nichts, ebensowenig von thalmudischer Gelehrsamkeit; sie lebten in einem gewissen Naturzustande wie die Völker, in deren Mitte sie weilten; genug, daß sie fest und beharrlich in ihrem Glauben waren. Eifrige Kirchenfürsten traten schon damals heftig gegen sie auf, wie im neunten Jahrhundert Agobard von Lyon, aber seine Stimme verhallt und wirkt auf die Stellung der Juden nicht ein. Ein Kaiser Karl soll aus Italien, aus Lucca, eine gelehrte jüdische Familie mit nach Deutschland gebracht haben, und man wollte von dieser die später sich in diesen Ländern ausbreitende thalmudische Gelehrsamkeit ableiten. Aber diese flüchtige Notiz wird, wenigstens was den Einfluß auf die Verbreitung der Gelehrsamkeit betrifft, durch den geschichtlichen Verlauf keineswegs bestätigt.

Es gab sehr alte bedeutende Gemeinden, aber vor dem zehnten Jahrhunderte erfahren wir auch bei ihnen nichts von einer größeren geistigen Regsamkeit. Die Gemeinden Speyer, Worms und Mainz werden uns namentlich als alte, festgeordnete Gemeinwesen genannt, sie treten bald auch durch eine reiche Anzahl von Gelehrten in ihrer Mitte in den Vordergrund; aber auch bei ihnen sind vor dem Zeitraume, den wir unserer Betrachtung nun unterziehn, Spuren von Gelehrsamkeit nicht vorhanden. Mit dem zehnten Jahrhunderte tritt uns mit einem Male die thalmudische Gelehrsamkeit ganz selbstständig und fruchtbar entgegen. Woher kam sie? Alles deutet darauf hin, daß die thalmudische Wissenschaft unmittelbar von den Geonim in Babylonien auch Deutschland und Frankreich zugekommen ist. Wenn Ihnen die Entfernung eine so mächtige scheint bei den damaligen so großen Erschwerungen im Verkehr, so wiederholt sich diese wirklich wunderbare Erscheinung das ganze Mittelalter hindurch, daß trotz der bedeutenden Hindernisse, welche sich der Verbindung entgegenstellen, dennoch ein lebhafter Verkehr zwischen den Juden der ent-

legensten Länder sich findet, ein gelehrter Briefwechsel vom Abend- zum Morgenlande, von Spanien nach Böhmen, von Frankreich nach Bagdad hin geführt wird. Es zeigt uns dies, wie ein ernstes geistiges Streben alle räumlichen Hindernisse zu überwinden weiß. Genug! Es tritt uns in Frankreich ein Mann zuerst entgegen, der als der Verbreiter der thalmudischen Gelehrsamkeit genannt wird, von dem wir indeß nichts weiter wissen, als daß er einen großen Schüler gehabt hat, der uns nun näher beschäftigt. Rabbi Leontin wird uns genannt als Lehrer Gerschom's ben Jehuda; der Name, der diesem beigelegt wird, „Leuchte des Exils" bekundet hinlänglich, in welchem Ansehn er stand und einen wie mächtigen Einfluß er übte.

Gerschom, der am Ende des zehnten und am Anfange des elften Jahrhunderts blühte, und der, wie es scheint, vorzugsweise in Mainz lehrte, war ein umfassender thalmudischer Gelehrter, das ganze weit verzweigte Gebiet lag ihm vollkommen offen, er durcharbeitete es, machte verschiedene Commentarien zu thalmudischen Traktaten, beschäftigte sich ebenso mit der Bibel bis in ihre Einzelheiten, und wir lernen schon in ihm, wenn uns auch nicht viel von ihm übrig geblieben ist, doch den nüchternen, klar verständigen Geist kennen, der sich zwar nicht kühn erhebt, nicht speculativ sich vertieft, aber ebensowenig sich in phantastische Träumereien verliert, nicht fremdartige Voraussetzungen zu seinen Untersuchungen heranbringt, sich ganz selbstlos in das Gegebene versenkt, dieses, eng sich an Gedanke und Ausdruck anschließend, mit einfach gesundem Sinne auffaßt. An ihm erkennen wir auch, wie in gesunden Zeiten, selbst ohne höhere Bildung, die allgemeine Lebenssitte und die Landeseigenthümlichkeit auch auf die religiöse Anschauung einen bedeutenden Einfluß übt. Gerschom war ein Gelehrter mit europäischem Sinne, mit germanischer Anschauung und der diese von der orientalischen abweichende Anschauung in wichtigen Entscheidungen ausprägt.

Das Judenthum weiß seinem innersten Grunde nach die Würde des Weibes wohl zu erkennen, es verlangt daher seinem Charakter nach die Ehe des einen Mannes mit einem Weibe, es begünstigt nicht die Vielweiberei, wenn es sie auch nicht geradezu verbietet. Die ganze Geschichte legt uns dafür Zeugniß ab, die Geschichte der Bibel und des Thalmuds, so daß alle Beispiele

andrer Art blos als Ausnahmen zu betrachten sind, blos als geduldet, während die geheiligte Sitte, ohne als Gesetz festgestellt zu sein, die Monogamie verlangt. Selbst unter dem Islam, der hierin die orientalische Sitte in ihrer Ausschweifung gestattet, hielt sich das Judenthum an seinen Grundcharakter, und wir begegnen unter den jüdisch-spanischen Dichtern dichterischen Erzeugnissen, die von der vollen Innigkeit zwischen Mann und Weib Zeugniß ablegen, die einen ganz anderen Charakter an sich tragen als die arabisch-erotische Dichtung. Ein eigenthümlich jüdischer Zug ist z. B. eine ganze Klasse von Dichtungen, die den Arabern ganz fremd, nur von Juden gepflegt werden, wie wir deren vortreffliche von Juda ha-Levi haben, nämlich Hochzeits-Lieder, die voll tiefen Gefühls die Weihe der Ehe und die Innigkeit des Verhältnisses zwischen Mann und Weib laut verkünden. So hat die feststehende Sitte, die mächtiger als das Gesetz ist, dieses Verhältniß geheiligt. Wenn sich die Sitte dennoch nicht zum Gesetze gestaltete, so daß Ausnahmen, wenn sie auch selten vorkommen, bei aller Mißbilligung doch nicht verpönt werden konnten, so war es, weil die Verhältnisse nicht dazu drängten und man sich die Berechtigung zu einer Feststellung, für die man keine Stütze im Buchstaben des Gesetzes hatte, nicht zutraute. Anders war es im westlichen Europa. Hier war auch außerhalb des Judenthums die Monogamie allgemeine Sitte, eine Abweichung davon unter den Juden, und wenn sie auch blos selten vorkam, mußte das Volksgefühl verletzen. So tritt denn Gerschom in Verbindung mit gelehrten Zeitgenossen auf in einer Synode, um diese Sitte von nun an als Gesetz zu sanctioniren; die Polygamie ward mit dem Banne belegt. So verdanken wir dieser Rabbinerversammlung die gesetzliche Feststellung eines Grundsatzes, der in dem Judenthume wurzelte und naturgemäß aus ihm erwuchs, aber doch bis dahin noch nicht gesetzliche Geltung und Anerkennung gefunden hate; wir verdanken es der Geistesfrische jener Männer, welche ebenso ihre Zeit wie die Bedürfnisse ihres Landes verstanden und ihnen Ausdruck zu geben keinen Anstand nahmen. Eine spätere, engbrüstige Orthodoxie würde hierin eine Nachahmung gefunden, würde sich in eine krankhafte, den Namen der Pietät mißbrauchende Besorgniß gehüllt haben, mit einer solchen Neuerung einen Tadel auf die früheren Zeiten zu werfen, wenn

man jetzt etwas mit dem Banne belege, was ehedem geduldet worden. Von dieser Engbrüstigkeit, von dieser raffinirten Frömmelei hatte Gerschom keine Ahnung. Eine ebenso enge Freisinnigkeit würde in dieser zeitgemäßen Feststellung den von einer Rabbinerversammlung ausgehenden hierarchischen Eingriff gescheut haben; auch solche schwächliche Aengstlichkeit kannte jene gesunde naive Zeit nicht.

In engem Zusammenhange mit dieser Auffassung stehn noch andere Anordnungen Gerschom's. Eine solche betrifft z. B. die Ehescheidung. Nach orientalischer Anschauung, die übrigens das ganze Alterthum theilt, liegt dieselbe ausschließlich in der Macht des Mannes. Schon der Prophet Maleachi bezeichnet die Verstoßung des Weibes freilich als eine hassenswerthe Handlung, und das Judenthum, wie es sich in der ersten Zeit des zweiten Tempels unter den grundlegenden Sadducäern und in der alten Halachah gestaltete, erschwerte die Scheidung; sie sollte blos bei einem von Seiten des Weibes begangenen Ehebruche gestattet sein. Allein mit dieser Erschwerung war zwar die Gewalt des Mannes beschränkt, aber auch das Mittel entzogen, dem ehelichen Unfrieden zu steuern. Der Pharisäismus in seiner consequenteren Ausbildung, wie er durch Hillel und Akiba vertreten wird, erleichterte daher wiederum die Scheidung und stellte sie hiermit vollkommen wieder in das Belieben des Mannes. Auch hier war freilich wieder die Sitte, der innerste Lebenstrieb des Judenthums, besser und mächtiger als das Gesetz. Die Scheidungen kamen keineswegs in dem zu erwartenden Maße und nach Ungebühr vor. Waren überhaupt die Ehen friedlich und innig, so wurde selbst manche Härte der Ehe geduldig getragen, und die Lehrer stellen uns schöne Beispiele auf, wie mit sanftem Entgegenkommen, mit ruhiger Ergebung auch das Loos, an ein zänkisches Weib geknüpft zu sein, erduldet werde. „Wer sein Weib verstößt, ist ein altes Wort, über den vergießt selbst der Altar Thränen." Allein gesetzlich blieb doch immer der Mann der einzige maßgebende Theil. Zwar wurde auch für das Weib in seinen Vermögensverhältnissen gesorgt, ja es wurde ihm auch, wovon die Bibel nichts enthält, das Recht eingeräumt, unter gewissen Umständen die Scheidung zu verlangen und sie gerichtlich zu erwirken. Immerhin aber blieb dem Manne doch die unbe-

schränkte Machtvollkommenheit das Weib zu entlassen, und die Neigung, selbst bei geringer Veranlassung von dieser gesetzlichen Befugniß Gebrauch zu machen, mußte nunmehr — das fühlte Gerschom sehr wohl, — neue Nahrung gewinnen, wenn ihm die Möglichkeit gänzlich entzogen war, neben dem mit Ungunst betrachteten Weibe noch ein zweites Weib zu ehelichen. Gerschom, die in seiner Heimath von der orientalischen abweichende Stellung des Weibes wohl beachtend, setzte daher fest, daß die Scheidung nicht ohne Einwilligung des Weibes stattfinden dürfe. Eine höchst bedeutsame Umgestaltung der gesetzlichen Vorschriften!

Noch in einem ähnlichen Falle spricht sich seine Anerkennung der größeren Selbstständigkeit des Weibes aus. Nach biblischer Vorschrift soll bei dem kinderlosen Tode eines Mannes dessen Weib von dem Bruder geehelicht, die Schwagerehe vollzogen werden; nur dann, wenn der Schwager diese Ehe nicht eingehen will, wird durch einen an bestimmte Formen geknüpften gerichtlichen Prozeß die Befreiung des Weibes von den Banden des Schwagers erwirkt. Die Schwagerehe war demnach die Regel; die Verweigerung derselben galt als tadelnswerthe Handlung des Schwagers, als Beschimpfung der Wittwe, und an ihre Stelle trat dann die sogenannte Chalizah. Schon in der thalmudischen Zeit wurde dieses Verhältniß zwischen Schwagerehe und der mit der Chalizah verknüpften Unterlassung nicht mehr so aufgefaßt; viele Stimmen behaupten, die Chalizah sei der Schwagerehe vorzuziehn, man solle diese unterlassen und unter allen Umständen jene lieber eintreten lassen. Eine Feststellung war darüber jedoch nicht erfolgt; unter dem Islam erhob sich vielmehr wiederum die Meinung als vorwiegend, die auch den Buchstaben der Bibel und die bedeutendsten thalmudischen Lehrer für sich hatte, daß die Schwagerehe die erste Stelle einnehme und die Chalizah blos ein Nothbehelf sei. Auch hier trat Gerschom wiederum mit seinen Genossen, dem Charakter seiner Zeit und Gegend entsprechend, auf und verlangte, daß unter allen Umständen die Chalizah vorgenommen und die Schwagerehe unterlassen werde. Das sind Aeußerungen eines Geistes, der von einer vollen Selbstständigkeit, von einem Einleben in seine Zeit und in die Anschauungsweise derselben Zeugniß giebt. Durch diese Feststellungen ragt Gerschom hoch empor über jener starren Gesetzlichkeit, die

gegen so manchen Ueberrest veralteter Anschauung sich mit dem ehernen Schilde des unverbrüchlichen Gesetzes deckt, das Ohr verstopft gegen den Jammer einer geknickten weiblichen Seele und in ihrer Vertrocknung über das Mitgefühl mit solchen aus den Härten eines veralteten Gesetzes entspringenden Leiden als über weichliche Sentimentalität spottet und sie mit heiligem Geifer bespritzt.

Ueberhaupt war Gerschoms Richtung eine milde, natürlich gesunde. Gerschom mußte eine traurige Erfahrung machen. Sein Sohn entzog sich dem Judenthume und schloß sich der Kirche an. Als dieser starb, trauerte Gerschom zwiefach, statt der vorgeschriebenen sieben hielt er vierzehn Tage Trauer. So lange der Sohn am Leben war, glaubte er, daß er wieder an das Vaterherz kommen werde; nun war die Hoffnung vereitelt, nun mußte er befürchten, daß auch in jener Welt der Sohn ihm verloren sei, und seine Trauer war verdoppelt. Eine spätere verkümmerte Orthodoxie will dem Vaterherzen die Aeußerung des Schmerzes in diesem Falle nicht gestatten, sie verlangt, daß um einen solchen Sohn gar nicht getrauert werde, sein Dahinscheiden mache keine Lücke.

So war Gerschom. Von andern gelehrten Zeitgenossen in Frankreich und Deutschland ist uns nur geringe Kunde zugekommen. Sein Bruder Machir wird genannt und seines lexikalischen Versuches, seines „Alfabeth", gedacht. Josef Tob-Elem (Bonfils) in Limoges scheint gleichfalls dieser Zeit anzugehören, ein Mann von ausgebreitetem thalmudischen Wissen, der sich besonders verdient machte durch Verbreitung der aus dem Oriente herübergekommenen jüdischen Literaturprodukte. Alle überstrahlt jedenfalls Gerschom, und zahlreiche Schüler verbreiteten nach allen Seiten hin ebenso seinen Ruf, wie sie die Früchte seiner Gelehrsamkeit zum Gemeingute machten. Namentlich wird die Schule zu Worms gerühmt, wo Jakob ben Jakar, Isaak ben Jehudah und mehrere Andere als ausgezeichnete thalmudische Gelehrte der damaligen Zeit erscheinen. Wenn sie auch nichts Schriftliches hinterlassen haben, so haben sie einen Schüler ausgestellt, der einen um so nachhaltigeren Einfluß auf das ganze Judenthum des Mittelalters geübt hat, der sich zwar nicht über den Charakter der Juden im christlichen Mittelalter erhebt, aber dennoch eine ebenso liebenswürdige wie bedeutende Erscheinung ist. Salomo ben Isaak aus Troyes

in der Champagne, der die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts erfüllt, etwa von 1040—1105 lebte, gewöhnlich nach den Anfangsbuchstaben seines Namens Raschi genannt, war ebenso wie Gerschom ein Mann nüchternen, klaren Verstandes, auf seinem Gebiete vollkommen heimisch und es beherrschend, von liebenswürdiger Bescheidenheit; seine eigene Persönlichkeit tritt fast ganz zurück hinter die Gegenstände, die er behandelt. Salomo ben Isaak erklärte den ganzen Thalmud, die ganze Bibel und einen Theil des Midrasch. Er verfertigte auch Bußlieder, die wie alle Bußlieder und sonstigen Dichtungen der französisch-deutschen Paitanim, der liturgischen Dichter, keinen andern Werth haben, als daß sie eine traurige Illustration der damaligen Zustände sind. Er führte einen ausgebreiteten gelehrten Briefwechsel, da von allen Seiten her Anfragen an ihn gerichtet wurden. In seinen Commentarien erkennt man den klaren Blick des Erklärers, der die leiseste Schwierigkeit ahnt, die dem nicht so kundigen Leser bei dieser Stelle entgegentreten könnte. Mit kurzen Worten, knapp an den Text sich anlehnend, weiß er die Schwierigkeiten zu beseitigen, das Dunkel zu erhellen, jede Abschweifung hält er fern, vermeidet jede nicht streng dazu gehörige Discussion; er will nur Erklärer sein und ist es auch vollkommen. Freilich tritt er uns so zunächst in seiner Erklärung des Thalmuds entgegen; da ist er vollkommen auf seinem heimischen Boden, bewegt er sich in seiner Anschauungs- und Denkweise. In der Erklärung der Bibel ist sein Bestreben wohl ähnlich, aber hier hat der mächtige Strom der thalmudischen Erklärungsweise, haben Legenden und angelehnte Deutungen ihn so überwältiget, daß er in Kürze deren Ergebnisse darlegen zu müssen glaubt, so daß der natürliche Sinn bei diesem Verfahren zu kurz kommt. Er fühlt dies selbst und fügt der künstlichen thalmudischen und midraschischen Deutung auch seine einfachen Erklärungen an, sucht, soweit es ihm auf seinem Standpunkte möglich ist, den Sinn der Schriftstelle zn erörtern und mit den grammatischen Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote stehn, das Wortgefüge zu erklären. Freilich soweit sie ihm zu Gebote stehn, denn die französische Schule der damaligen Zeit kam nicht über die Stufe hinaus, die Menachem ben Saruk und Dunasch ben Librat erstiegen hatten, deren Werke, da sie in hebräischer Sprache geschrieben waren,

auch den französischen Gelehrten offen lagen, während die späteren arabisch geschriebenen Werke ihnen unbekannt blieben. So blieben sie in der Kindheit der sprachlichen Erkenntniß befangen und vermochten nicht zur Tiefe des einfachen Sinnes vorzudringen. Raschi war, wie gesagt, noch von der ganzen Ausdeutung, wie sie die alten thalmudischen Schriften ihm an die Hand gaben, abhängig, so daß seine Erklärung oft mehr von dem einfachen Sinne abführt als zu ihm hinleitet. Unter den Umständen und Einflüssen seiner Zeit kann uns die Erscheinung eines Mannes nicht befremden, der auf der einen Seite niemals den gesunden, nüchternen Verstand, den klaren, ungetrübten Blick verleugnet und dennoch auf der andern Seite mit allen Legenden, mit allem Wunderlichen sich ganz harmlos verträgt, es als vollkommen geltend und unbestreitbar annimmt, als wäre hier gar nichts Auffallendes. So ist Raschi, so seine Schule.

Unter seinen Zeitgenossen und Nachfolgern gab es freilich Namen, die mit weit entschiedenerem Ernste und Bewußtsein auf die einfache Schrifterklärung ausgingen. Ein Zeitgenosse Raschi's, der später, weil man für seine nüchterne Bibelauffassung kein Organ mehr hatte, sehr wenig zur Geltung gelangte, war Menachem ben Chelbo, den wir nach den Anführungen seiner Schüler als den Vater einer vernünftigen Exegese in Frankreich bezeichnen dürfen. Ein Neffe von ihm und wahrscheinlich unter seiner Leitung herangewachsen war Joseph ben Simon Kara; auch ihn hat die spätere finstere Zeit fast unter ihrem Schutte vergraben, bis er in unsern Tagen wieder entdeckt wurde. Kara war ein heller Kopf, ein nüchterner Schrifterklärer, der an kritische Resultate anstreifte durch den klaren Blick, mit dem er hineinschaute, wenn auch ohne philosophische Bildung, ohne wissenschaftliche Anleitung. Ein Enkel Raschi's, berühmt ebenso als Thalmudist, wie verdient als Schrifterklärer, Samuel ben Meir, unter dem Namen Raschbam bekannt, war ein Mann von sehr feinem Sprachsinne und glücklichem Erklärertakte; nur fehlt ihm die sprachliche Gewandtheit seines Großvaters, so daß er bald weitschweifig, bald zu knapp und dunkel wird. Dringt man jedoch durch seine schwerfällige Ausdrucksweise durch, so enthüllt sich uns ein Schatz gesunder Erklärungen, die noch heutigen Tages nach vielen Seiten hin zu verwerthen sind. Raschbam ist sich vollständig des Gegensatzes bewußt, in

welchem die natürliche Erklärungsweise zur thalmudischen steht. Er erzählt uns selbst, wie er mannichfache Discussionen mit seinem Großvater gehabt und dieser, der gefeierte Greis, dem Jünglinge gegenüber mit seiner liebenswürdigen Bescheidenheit wohl zugestand, daß, wenn die Zeit ihm vergönnt wäre, er seine biblischen Commentarien vollständig umarbeiten und mehr nach der einfachen Auffassung gestalten werde. Samuel ben Meir handhabt dieselbe mit allem Nachdrucke und seinem Blicke entgehn auch kritische Probleme nicht, die er mit seinem Spürsinne enthüllt.

Derselbe Mann tritt uns jedoch wieder als Thalmud-Erklärer entgegen, sich vertiefend in die einzelnsten und kleinsten Discussionen, ganz naiv in seiner Anschauungsweise, und wir begreifen kaum, wie die klare Nüchternheit in den biblischen Arbeiten sich mit seinem Verfahren in denen zum Thalmud vereinigen läßt, wie es möglich ist, daß hier ohne allen Anstoß in das Seltsamste eingegangen wird. Die Spanier hatten sich gegen solche Dinge bald geradezu abwehrend verhalten, bald sich damit begnügt sie zu ignoriren; diese klaren Franzosen aber gehn ganz ohne Arg darin auf. Ein Beispiel möge genügen, das um so mehr hier angeführt werden mag, als im Verlaufe der Geschichtsbetrachtung uns diese Thalmudstelle doch später nochmals begegnen wird.

Die thalmudische Legende, die wir hier erwähnen, gehört vielleicht zu den seltsamsten, wenn auch ähnliche vorkommen; sie charakterisirt natürlich nicht den ganzen Thalmud. Legenden sind, wie bereits erwähnt, Kinder der Volkspoesie, mährchenhafte Darstellungen, von denen man nicht weiß, wie diese Kinderwelt sie auffaßt, ob lediglich als heiteres Spiel, oder ob sie den Anspruch an einen ernsten Glauben dafür erhebt. Die Legende, welche ich im Sinne habe, lautet: „Rabbi Banaa habe die Grabeshöhlen verzeichnet und da sei er an die Höhle gekommen, wo Abraham und Sarah lagen. Elieser, der Knecht Abrahams, habe davor gestanden und auf Rabbi Banaa's Frage, ob er hineingehen könne, habe Elieser erwidert, Sarah pflege jetzt den Abraham, er wolle jedoch fragen. Er fragte und brachte die Antwort zurück, er möge immerhin eintreten, da es in jener Welt keine Sinnlichkeit gebe.“ Diese Legende übergingen die spanischen Gelehrten, wie alle derartigen, mit Stillschweigen, sie gingen ihr aus dem Wege. Der große Zeitgenosse Isaak Alfasi hatte sie

in sein Werk nicht aufgenommen; als er jedoch angefragt wurde, was davon zu halten sei, so sagte er, es möchte wohl ein Traum gewesen sein, den Rabbi Banaa gehabt habe. Samuel ben Meir erklärt den Traktat, in welchem diese Stelle sich befindet. Er hat nicht den geringsten Zweifel an der Wahrheit der Geschichte, er hat nur Einzelnes zu bemerken. Nur einem Manne, wie Rabbi Banaa, einem so frommen und gelehrten, sei es vergönnt gewesen einzudringen in die Grabhöhlen der Frommen; ferner: Elieser, der Knecht Abrahams, gehört zu den sieben Personen, welche lebend in das Paradies gekommen und ein ewiges Leben führten, und so ist er auch in jener Welt der Knecht Abrahams, wie er es in dieser gewesen. Die Thoßaphisten, wie die späteren Lehrer heißen, die aus der Schule Raschi's u. A. hervorgegangen, haben eine andre Frage daran zu knüpfen, sie meinen: Rabbi Banaa habe doch wohl die Höhlen nur deshalb verzeichnet, um die Orte festzustellen, unter denen Todtengebeine sich befanden und die als unrein zu betrachten seien. Nun haben doch Abraham und Adam, an dessen Höhle Banaa dann auch kommt, vor der Offenbarung am Sinai gelebt, das Gesetz von der Verunreinigung sei aber erst in jener Zeit entstanden und habe keine Anwendung auf die Patriarchen. Sie suchen für diese Schwierigkeit eine Lösung zu finden.

Auch der Bruder Samuels war ein Mann von großer Thätigkeit, Jakob genannt Tham, berühmt wegen seiner großen thalmudischen Gelehrsamkeit und seines Scharfsinnes, auch nicht ohne Theilnahme für weitere wissenschaftliche Erkenntniß. Ihm lagen schon einige spätere spanische grammatische Arbeiten in Uebersetzungen vor, er hatte einen kurzen persönlichen Verkehr mit Abraham Aben Esra, schrieb eine Vermittelung zwischen Menachem und Dunasch, in der er nach der Weise jener Zeit den älteren Menachem in Schutz nahm, er ist aber auf der anderen Seite so recht der Anfänger jener Methode, die an das Einzelne sich anklammernd die Discussionen mehr achtet als das Resultat, die Legenden erhebt über den Grundgedanken. Aus diesen Männern ersteht eine Schule, die man die Thoßaphisten nennt, die mit einem großen Aufwande von Scharfsinn in alle Einzelheiten der Dialektik eingeht, Widersprüche entdeckt und dieselben zu lösen versucht, ohne um das Resultat bekümmert zu sein, sondern lediglich um eine Arbeit des Scharf-

finns zu vollziehen, um geistig thätig zu sein. Nicht übergangen werden darf auch ein Schüler Jakob Thams, der eine sehr wichtige Stelle als einfacher Schrifterklärer einzunehmen verdient; ich meine Joseph Bechor Schor, der in den Wegen Samuels ben Meir gehend eine sehr verdienstliche Leistung in seiner Erklärung des Pentateuch liefert, dessen Werk gleichfalls die Jahrhunderte lange verschüttet hatten, weil sie es nicht zu würdigen wußten, bis es in unserer Zeit wieder aufgegraben wurde. Sonst begegnen uns noch fleißige Gelehrte mit sehr nützlichen Arbeiten. So legt Tobia ben Eliefer in Mainz, aber offenbar eine Zeit lang im Oriente weilend, ein thalmudisches Sammelwerk zu den fünf Büchern Mosis an; ähnlich noch umfassender Simon Darschan, dem auf dem Titelblatt seines mehrfach gedruckten Werkes „Jalkut" Frankfurt a. M. als Vaterstadt beigelegt wird, wofür ich jedoch keine Bürgschaft übernehmen möchte. Vertreten diese und ähnliche Männer keine selbstständige Richtung, wirken sie nicht schöpferisch und anregend, so sind sie doch als treufleißige Arbeiter achtungswerth und nützlich, indem sie aus zum Theil entlegenen Werken das an die Bibelstellen sich anschließende Material zusammentragen.

So legen alle diese Männer und deren Thätigkeit ein Zeugniß ab von der geistigen Frische, soweit sie in dieser Umgebung vorhanden sein konnte, von dem hingebensten Ernste. Sie alle sind nicht trockene Gelehrte, alle ihre Aussprüche werden von einem begeisterten tiefen Glauben getragen, von liebender Innigkeit durchweht, und welch' reinen, gesunden, sittlichen Sinn bekunden diese Männer! Die Schlichtheit der Sitte, die Naivetät des wohlwollenden Herzens söhnt uns aus mit der zuweilen engen geistigen Auffassung, so daß wir, wenn wir ihnen nahe kommen, wohl sagen müssen: Wir sind in düstre, enge Hütten eingetreten, das Geisteslicht konnte da nicht hell leuchten, und dennoch erlosch es nicht, und doch war das Herz so frisch und gesund! So in Nordfrankreich und in Deutschland.

12.

Italien und Provence.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Mittelalter und dem Alterthume ist unter andern folgender: In dem Alterthume steht immer ein einzelnes Volk im Vordergrunde, entfaltet die volle Macht nach außen hin und tritt auch mit seiner geistigen Bildung die übrige Welt überwältigend auf; die andern Völker folgen entweder seiner Führung oder verharren in dunkelem Traumleben weiter. So in alleiniger Geltung wechseln die Egypter, die Assyrer, die Babylonier, die Perser, die Griechen, die Römer. Im Mittelalter gestaltet sich das Verhältniß anders. Mehrere Völker leben nebeneinander, auf gleicher Stufe verharrend, wenn auch verschiedenartig unter sich an Machtverhältnissen und geistiger Erhebung, aber im Allgemeinen eine gewisse Theilung der Welt in Beziehung auf Macht und geistige Einwirkung in sich darstellend. Das ist theilweise dem Einfluß der herrschenden Kirche zuzuschreiben. Das Alterthum erzeugte Alles aus dem Volke heraus; geistige Bildung und Religion war sein inneres volles Eigenthum, wie es aus ihm herauswuchs und das darum zu einer die minder entwickelten Völker beherrschenden Macht sich gestalten mußte. Im Mittelalter war die Kirche eine universelle Macht, sie stellte sich als solche dar, die über allen Völkern stand, die kein einzelnes, überhaupt kein Volksleben als berechtigt anerkannte; sie ließ nicht zu, daß die Volksindividualität eine schöpferische Macht werde, die aus sich erzeugen dürfe, sie wollte die einzige Macht sein, der die ganze Menschheit huldigen, aus der sie ihre ganze Kraft schöpfen müsse. Das bürgerliche Leben

galt als untergeordnet, das ganze weltliche Treiben als nichtig, und so mochte wohl ein jedes Volk seine Angelegenheiten betreiben, doch die Kirche allein war es, welche für alle die geistigen Schätze in sich barg und allen gleichmäßig spendete. So war das geistige Leben getrennt von dem Volksleben, der Staat nicht durchgeistet, Religion und Wissenschaft ohne reales Leben, ohne die Kraft, die aus dem Mutterboden der Wirklichkeit immer neue Säfte empfängt, in den innersten Trieben des Volkes wurzelt; sie wurden zu wesenlosen Schatten oder starren Gestalten, welche nicht in dem innersten Gemüthe des Volkes lebten. So fehlte denn auch das Mittelglied, welches das Volksleben mit höherer Volkskultur und Volksliteratur verbindet: die gebildete Sprache, welche durch den Gedankenadel, den die Wissenschaft ihr einprägt, auch die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens, die in ihr besprochen werden, erhebt und die wissenschaftliche Forschung mit dem Leben im Zusammenhange erhält. Die Angelegenheiten des täglichen Lebens gehörten im Mittelalter der Volkssprache, einer ungebildeten und verwilderten, an, welche die Rohheit der Sitten und die Geschmacklosigkeit der Auffassung noch erhöhte; die Angelegenheiten der Wissenschaft und Religion waren das Eigenthum einer Gelehrtensprache, die dem Volke fern blieb und als eine todte nicht aus dem fortströmenden Quelle des Lebens schöpfte und sich nicht verjüngte. Dabei durfte selbst diese Gelehrtensprache, die lateinische, nicht auf ihre classischen Erzeugnisse zurückführen; als Werke des Heidenthums waren diese verpönt, nur die entartete, versteinerte mönchische Ausdrucksweise war gestattet. Ein langes Hemmniß einer freien Geistesentwickelung in der christlichen Menschheit!

Andererseits aber bereitete sich dadurch wieder jene Staatenordnung vor, welche ein Nebeneinander von verschiedenen Völkern gestattete und allmälig eine gebildete Staatengruppe hervorrief, jene Staatenordnung, die später unter dem Namen des europäischen Gleichgewichts als politisches Axiom galt, in neuerer Zeit als Recht der Nationalitäten nach Anerkennung ringt. So sehen wir denn in dem christlichen Mittelalter mehrere Völker nebeneinander aus der geistigen Dumpfheit mühsam sich emporarbeiten, gleichmäßig an den höheren Angelegenheiten der Menschheit je nach der Stufe, welche sie einnahmen, sich betheiligen. Ebenso nun begegnen wir im

Judenthume dieser Zeit in den verschiedenen Ländern dem gleichzeitigen und gleichmäßigen Aufstreben der Gelehrsamkeit, sehen wir überall Männer hervortreten, welche als die Träger der Zeit einen großen Schatz von Wissen in sich vereinigen. Wie in Deutschland und Frankreich begegnen wir auch in den andern Ländern, welche damals einen gewissen Grad von Cultur erlangt hatten, derselben Erscheinung. Auch in Italien entwickelte sich die Gelehrsamkeit, zunächst nur auf thalmudischem Gebiete.

Italien, jenes Land, in dem so viele Reste alter Bildung überall umher zerstreut lagen, bei dem man erwarten sollte, daß der unmittelbare Anschluß an das Alterthum eine tiefe Einwirkung auf das ganze Leben üben sollte, stand zu jener Zeit nicht höher als irgend eines der andern Länder. Auch in ihm war die Wissenschaft in ihrer Kindheit umnebelt von den Spukgestalten, welche die damalige religiöse Richtung heraufbeschworen. So finden wir denn in Italien auch innerhalb des Judenthums, obgleich dasselbe auf diesem Boden schon lange Jahrhunderte sich tief eingelebt hatte, keine hervorragende Erscheinung bis in das elfte Jahrhundert hinein. Aus der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ist in unseren Tagen ein lange vergessener Mann wieder zum historischen Leben erweckt worden. Arzt, Astronom, Astrolog, auch auf jüdischem Wissensgebiete thätig, stand Schabthai Donolo oder Donnulos auf der Höhe der damaligen Wissenschaft; was jedoch diese Höhe bedeuten soll, ist bekannt genug. Die Arzneikunde blieb den Juden zu allen Zeiten nicht fremd. Sie war eine freie Wissenschaft, die dennoch auch für das Leben eine gesicherte Stellung darbot. Wie wir demnach überall und allezeit, auch in Ländern und Zeiten, da Wissenschaft und Bildung sehr niedrig standen, der Druck centnerschwer auf den Juden lastete, jüdische Aerzte und medicinische Schriftsteller treffen: so war denn auch Schabthai thätig als Arzt, zugleich Astrolog und Erklärer des Büchleins von der Schöpfung (Jezirah), also in gewissem Sinne auch als philosophischer Schriftsteller. Stellen wir ihn neben seinen Zeitgenossen und Bekannten, neben den heiligen Nilus, so dürfte es schwer sein, ihm den Vorzug ächt menschlicher Bildung, wissenschaftlicher Einsicht und geläuterter Religiosität abzusprechen. Als der heilige Nilus krank wurde, bot ihm Schabthai seine Dienste an; jener aber lehnte sie ab, er scheute

die Heilung durch einen Juden, sie könne die Stellung der Kirche beeinträchtigen.

Erst am Ende des elften Jahrhunderts — er beendete sein Werk im Jahre 1101 — lernen wir einen thalmudischen Gelehrten kennen, der als Schriftsteller Bedeutung erlangt hat. Nathan ben Jechiel aus Rom legte ein großes Wörterbuch zu dem Thalmud, den Midraschim und dem Thargum, d. h. der chaldäischen Bibelübersetzung, an, das zwar nicht von höherer, wissenschaftlicher Einsicht getragen ist, aber ein so reiches Material darbietet und auf so alten Quellen beruht, daß es noch heute als ein nicht ganz ausgebeuteter Schatz uns vorliegt. Wir haben erfahren, wie Abraham Aben Esra Italien gefunden; tiefere Spuren hat er daselbst nicht zurückgelassen. Auch sein und Juda ha-Levi's Schüler Salomo Parchon, ein spanischer Flüchtling, wirkt durch sein Wörterbuch, welches er, die Spuren Abulwalid's verfolgend, 1160 in Salerno beendigt, nicht bedeutend. So bleibt Italien bis zu dem Zeitpunkte, den wir als Endpunkt unserer diesmaligen Betrachtung bezeichnet haben, bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts auf derselben Stufe, auf der die anderen christlichen Länder verharren.

Eine etwas abweichende Erscheinung bietet die Provence. Jener sonnumglänzte Süden Frankreichs war in seinen staatlichen, bürgerlichen Verhältnissen unabhängiger, und die verschiedenartigen geistigen Einflüsse, welche dorthin drangen, regten die Kräfte mannichfaltig an. Frankreich hatte von seiner ersten Zeit an die Neigung zur festeren Centralisation, so daß die Macht der Krone eine mehr durchgreifende war, das Volk sich enger zu einer Einheit aneinanderschloß; gerade dies aber hatte im Mittelalter die nachtheilige Folge für die Juden, daß sie als ein fremdartiges Element ganz zurückgedrängt wurden, wie dies sehr bald in Nordfrankreich eintritt. Im Süden hatten jedoch die einzelnen Barone und Grafen eine größere Selbstständigkeit, das Volk entwickelte sich freier und auch die jüdische Bevölkerung genoß einer weit größeren Freiheit. Noch aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts erfahren wir von einem Dokumente, wo ein jüdischer Grundbesitzer Kalonymos ben Todros dem Commandeur von St. Jean zwei Landgüter mit allen herrschaftlichen Rechten, die er bisher als Eigenthümer besessen, verkauft. War diese freiere Lage schon wohl geeignet, auch die Geister zur all-

seitigeren Entwickelung zu befähigen, so wirkte die Weltlage des Landes ganz vorzüglich auf seine geistige Erhebung. Es lag in der Mitte zwischen Frankreich und Spanien. Von dort her drang jene ernste, zum Theil finstere thalmudische Gelehrsamkeit auf den Süden ein, von Spanien aus strömte ihm der Quell der Wissenschaft zu. Nicht genug damit, hatten sich im zwölften Jahrhunderte zahlreiche Auswanderer aus Spanien, die den Verfolgungen der Almohaden entflohen, in der Provence angesiedelt; sie brachten aus Spanien die ganze reiche Bildung, die Schätze ihrer Wissenschaft und ihrer Literatur mit und suchten sie in ihrem neuen Vaterlande einheimisch zu machen.

Vordem treffen wir in diesem Lande auf Anfänge von Gelehrsamkeit, auf thalmudische und midraschische Autoritäten, wie Moses Darschan aus Narbonne, der bereits in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts geblüht, und Andere, die dort Lehrer und Verbreiter der thalmudischen Wissenschaft waren. Reich ist im zwölften Jahrhundert die Schaar der Männer, welche ausgerüstet mit allen Waffen thalmudischen Geistes und Wissens praktisch wie theoretisch sich auszeichneten. Dort lebte Meschullam ben Jakob mit seinen gelehrten Söhnen in Lünel, dort in der Mitte des zwölften Jahrhunderts dessen Schüler Serachja ben Isaak ha-Levi, der als von spanischer Abkunft bezeichnet wird, ein Mann von großem Selbstbewußtsein, entschiedener Kraft und tapferer, einsichtsvoller Jugendlichkeit, die Werke früherer thalmudischer Gelehrten mit Glossen versehend und seine selbstständige Ansicht ihnen gegenüber vertretend. Er zeigt auch Bekanntschaft mit andern Wissenschaften. Seinen Kampf gegen einen großen Lehrer vertheidigt er selbst im Vorwort mit den Worten: Es sagen die alten Weisen: werth ist mir Plato, werth Sokrates, aber am allertheuersten ist mir die Wahrheit. Das ist eine Geltendmachung der selbstständigen Ueberzeugung gegen den Autoritätsglauben mit Worten griechischer Weisheit. Dort lebte Abraham ben David in Posquières, ein Mann von ausgebreiteter thalmudischer Gelehrsamkeit, mit kühnem Geiste, aber mit grollendem Unmuthe über jeden gegen ihn sich erhebenden Widerspruch und finster blickend auf die spanische Richtung, auch unzufrieden mit dem thalmudischen Werke des Maimonides, das er allein unter dessen Schriften kannte. Dort lebte Isaak ben Abbamari

in Marseille, Verfasser eines gelehrten thalmudischen Werkes „Ittur," und viele Andere.

Wichtiger aber wird die Provence als Vermittlerin zwischen dem nordfranzösischen Geist und dem spanischen, oder vielmehr, daß sie die in Spanien arabisch ausgearbeiteten Werke, die später den Juden unzugänglich geworden wären, in hebräischen Bearbeitungen und Uebersetzungen auch den des Arabischen Unkundigen zuführte und ihnen so weite Verbreitung verschaffte. Schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts sehen wir vereinzelt von Spanien herübergekommene Männer der Wissenschaft in der Provence auftreten, so unter andern Abraham ben Chija, einen Mathematiker, der unter dem verstümmelten Namen Savasorda den Mathematikern des Mittelalters als eine Autorität erscheint. Vorzüglich verdient machten sich zwei Familien in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts und übten einen besonders großen Einfluß auf die spätere Zeit aus. Das sind die Familien der Kimchi und der Thibbon. Joseph ben Isaak Kimchi, der Vater mit zwei gelehrten Söhnen Moses und David Kimchi, haben als Nachbildner die Sprachgelehrsamkeit, Grammatik, Lexikographie, nüchterne Bibelerklärung aus Spanien mit herübergebracht nach der Provence. Bereits Joseph Kimchi verfaßte Commentare zu vielen biblischen Büchern, übersetzte und bearbeitete einiges Philosophische und Poetische aus der Literatur Spaniens und ward so mit ein Neubegründer des wissenschaftlichen Lebens für das ganze Mittelalter. In einer merkwürdigen Weise zeigt sich übrigens der Einfluß des neuen Heimathlandes auf die sprachliche Behandlung des Hebräischen bei Joseph Kimchi. Die jüdischen Grammatiker nämlich unter den Arabern stellten nach der Eigenthümlichkeit der arabischen Sprache auch für das Hebräische drei Grundvocale auf, nämlich a, e, o; Joseph Kimchi war der erste, der, von den romanischen Sprachen beeinflußt, die Theilung in fünf Vocale auch in das Hebräische hinübertrug und zwar in doppelter Weise als lange und kurze Vocale. Seine beiden Söhne gingen in seinen Wegen. Von größerer Bedeutung als der ältere Sohn Moses, der vielleicht größeren Ruf erlangte als er verdiente, war David, unter dem Namen Redak weithin bekannt, der Sprachlehrer des ganzen Mittelalters durch seine Grammatik, sein Wörterbuch und seine Bibel-Erklärung und fast als un-

antastbare Autorität geehrt. Der Mann verdient wohl wegen seiner genauen Sorgfalt, seiner Gründlichkeit, seines verständigen Sammlerfleißes den Ruf und das Ansehn, die er genießt, wenn er auch keine schöpferische Kraft war. Gerade dadurch, daß er weniger nach Originalität strebt, blos schlicht darstellen, faßlich zuführen will, war seine Wirkung um so nachhaltiger, wurde er der zuverlässige Führer des ganzen Mittelalters bis zum vorigen Jahrhunderte, und noch heute werden seine Schriften mit Recht sehr geschätzt und bieten einen noch nicht erschöpften Stoff der Belehrung.

Weit enger noch an die Spanier schloß sich die andre Familie, die der Thibbon, an. Während die Kimchi mehr selbstständig verarbeiteten, begnügten sich die Thibboniden mit Uebersetzungen und verfolgten enger die Schritte ihrer spanischen Meister und Vorgänger. Juda ben Saul Thibbon, gleichfalls am Anfang der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, war Arzt, genauer Kenner des Arabischen und ein vielseitig gebildeter Mann. Er übersetzt nicht blos Grammatisches, wie die Werke des Abulwalid, die dadurch auch den jüngeren Kimchi, die, wie es scheint, des Arabischen nicht mehr kundig waren, zugänglich wurden, sondern sein vorzügliches Verdienst besteht darin, daß er die arabisch-jüdischen Philosophen übersetzte. So übertrug er das religions-philosophische Werk des Saadias, die Herzenspflichten des Bechai ben Bakuda, das religions-philosophische Werk Cusari des Juda ha-Levi und mehreres Andere. Diese Werke, wenn arabisch geblieben, würden vielleicht in unseren Tagen im Original aufgefunden worden sein und sich als Denkmale dargestellt haben eines kühn strebenden, mächtig ringenden und forschenden Geistes. Allein sie hätten nicht während der langen Jahrhunderte gewirkt, nicht die lange Finsterniß erleuchtet. Juda Thibbon verdanken wir es, daß diese Werke das ganze spätere Mittelalter hindurch nicht blos erhalten worden, sondern als ein Lebensstrom die Sandwüste desselben durchströmt und vielfach befruchtet haben; an ihnen erquickte sich der gedrückte Geist, an ihnen erhoben sich die gebeugten Gemüther.

Juda Thibbon hatte einen einzigen Sohn Namens Samuel. Es hat etwas eigenthümlich Rührendes, wenn wir nach langen Jahrhunderten in die enge Häuslichkeit, in die kleinen Sorgen eines verdienten Gelehrten eingeführt werden; das wird uns von Juda

Thibbon verstattet. Wir besitzen von ihm ein Schreiben an seinen Sohn, das eine Art wissenschaftliches Testament an ihn enthält. Samuel scheint als einziger Sohn verwöhnt worden zu sein. Sein Vater sorgte für ihn mit der größten Zärtlichkeit, war bemüht, seine geistigen Kräfte auf's reichste auszubilden, hielt ihm die trefflichsten Lehrer, eiferte ihn ohne Aufhören an, aber eben deshalb war Samuel verdrossen und die kleinlich pedantische Anleitung des Vaters machte ihn unwillig. In diesem Testamente nun klagt Juda darüber und ermahnt seinen lieben Sohn, gegen den er sonst keinen Tadel auszusprechen habe, der von der Natur wohl begabt sei und auch einen löblichen, sittlichen Sinn in sich trage, doch von nun an seiner Sorgfalt mehr zu entsprechen. Er habe ihm so viele schöne Bücherschränke hingestellt, kostbare Werke angeschafft, alle Bücher seien so schön geschrieben, so herrlich gebunden, in so sauberer Ordnung erhalten. Er habe ihn ermahnt, er solle eine schöne zierliche Handschrift schreiben, wie er es an ihm wahrgenommen, ihn zur Erlernung des Arabischen und aller Wissenschaft ermuntert und ihm darin den Weg geebnet; in allen Büchern seien Anmerkungen von ihm verzeichnet, die ihm das Verständniß erleichtern. Was er bis jetzt sehr lässig betrieben, solle er nun, da er bald keinen Führer mehr haben werde, mit Ernst aufnehmen. Seine Bücher möge er doch ja gut erhalten, die ungebundenen hebräischen jeden Monat herausnehmen und abstauben, die arabischen alle zwei Monate und die gebundenen alle drei Monate und so fährt er mit ähnlichen Ermahnungen fort. Ich glaube kaum, daß diese gutgemeinte Peinlichkeit, diese zärtliche Aengstlichkeit, diese wohlwollende Quälerei eine Wirkung zu üben vermochte; sie konnte weit eher dem Sohne das Studium noch mehr verleiden als ihn dazu hinführen. Allein da erglänzte die Sonne des Maimonides. Das Werk „Der Führer der Umherirrenden" imponirte dem Verwöhnten durch die Fülle der Gedanken, durch die Kraft und Kühnheit der darin lebenden Ueberzeugung, durch die Abrundung des Systems. Nun bedurfte es keines Treibers mehr zum Studium; mit allem Eifer vertiefte sich Samuel in dasselbe und faßte den Entschluß dieses Werk zu übersetzen. Er setzte sich mit dem Verfasser selbst in Verbindung, sendete seine Uebersetzung stückweise ihm zur Durchsicht und Berichtigung zu; der uns erhaltene Briefwechsel zwischen Samuel und Mai-

monides ist ebenso liebenswürdig wie belehrend. So hat Samuel, abgesehen von noch einigen andern Uebersetzungen, die er angefertigt, und eignen schriftstellerischen Versuchen, durch seine Uebertragung des „Führers“ eine sehr verdienstvolle Arbeit ausgeführt; ihm ist es zu verdanken, daß die spätere Zeit in den Besitz desselben gelangt ist und dessen befruchtende Einwirkungen empfangen hat.

Die Thibboniden sind durch ihre Uebersetzungen zugleich Schöpfer des eigenthümlichen philosophisch-hebräischen Styls geworden; weder die Sprache der Bibel, noch die der Rabbinen reichte aus alle philosophischen Ausdrücke nach ihrer speculativen Entwickelung wiederzugeben. Die sorgsamen Bemühungen der Thibboniden haben eine philosophisch-hebräische Sprache geschaffen, die zwar nicht elegant ist, an Härten und Schroffheiten leidet, aber den Vorzug der Bestimmtheit und der knappen Anlehnung an den Gedanken hat. Sie hat sich in die jüdische Literatur eingelebt, wurde daher trotz ihrer zuweilen fremdartiger Neubildungen allgemein verständlich und auch für die spätere Zeit ein gefügiges Werkzeug zum Ausdrucke philosophischer Gedanken und so wieder ein neuer Fruchtkeim für reiche Saaten der Bildung, die sich anschlossen. Die Provence aber war ein Speicher geworden für die mannichfaltigsten Schätze der Gelehrsamkeit, eine Sammelstätte für die sehr verschieden gearteten abgeschiedenen Geister. Ob diese auch friedlich mit einander verkehren werden? —

Wir haben den Höhepunkt des Mittelalters erstiegen. Mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts schließt für die Geschichte des Mittelalters im Allgemeinen, wie für die Geschichte des Judenthums in demselben ein bedeutsamer Abschnitt. Zwölf Jahrhunderte hat die Geschichte durchschritten; wir haben sie begleitet, die Wanderung mit zwei großen Ereignissen begonnen, mit dem Eintritt des Christenthums in die Weltgeschichte und mit der Auflösung des jüdischen Volksthums. Im Laufe dieser zwölf Jahrhunderte hat die Kirche ihre Macht immer weiter ausgedehnt, ist weithin herrschend geworden. Ihre erste Heimath, dort wo ihre Wiege stand, hat sie bald verlassen müssen und hat ihr niemals ein befruchtendes Leben zugeführt, Palästina war durch die Kirche nie zur Blüthe gelangt, ja das Land war und ist nicht in dem Besitz der Kirche geblieben. Ihre zweite Heimath war Stadt und Reich, wo die

Kirche den Thron erstiegen In Byzanz, Konstantinopel im oströmischen, byzantinischen Reiche gelangte sie im vierten Jahrhundert zur Herrschaft. Auch dieser neuen Heimath hat sie die Segnungen einer reichen Entwickelung nicht gebracht. Das byzantinische Reich ist in sich verschrumpft, seine Macht und seine geistige Bildung sind zu leeren Formeln geworden, zu Etiquettenstreitigkeiten verkümmert, bis auch diese Heimath im Laufe einer späteren Zeit der Kirche ganz und gar entzogen wurde. Aber eine dritte Heimath hat sie sich gegründet und von dort aus ihre ganze Machtfülle über das Abendland ausgebreitet. Von Rom aus, das noch das alte Besitzrecht nicht eingebüßt, Mittelpunkt der Welt, aller staatlichen Herrschaft zu sein, hat die Kirche ihren Einfluß weithin erstreckt, an Kraft im Laufe dieser Jahrhunderte immer zugenommen und ist am Ende des zwölften Jahrhunderts zu ihrer Höhe gelangt. Doch hat sie in den ersten Jahrhunderten das römische Volk, den italienischen Staat nicht zu durchdringen vermocht; er konnte der Ueberfluthung der Barbarei keinen Widerstand leisten. Der Andrang der Barbarei vermag nur da zu überwältigen und niederzustürzen, wo er auf träge, geistlose Massen, auf verweichlichte Völker mit hohler Scheinbildung trifft; der lebendige Geist, ein gewecktes Volksbewußtsein, ein geläuterter Sinn setzt der einbrechenden Fluth, der rohen Naturkraft einen mächtigen Damm entgegen. Nicht die Völkerwanderung hat die römische Bildung zerstört, vielmehr war die römische Bildung bereits in sich zerfallen, die Kirche hatte ihr keinen neuen gesunden Geist eingehaucht, und deßhalb konnte die Völkerwanderung ungehemmt vordringen. Die Kirche hat, als Trägerin höherer Ideen, diese wilden Horden gezähmt; das ist ihr großes Verdienst. Dennoch bekundete sie sich nicht als eine höhere Geistesmacht, der freie Geister willig huldigen, die alle edlen Triebe in dem Volkscharakter und Volksleben zur Entfaltung bringt; sie wurde zur geistlichen Macht, die die geknechteten Geister unter sich beugte. Im Laufe dieser zwölf Jahrhunderte entstand keine neue Wissenschaft, keine Volksliteratur von den frischen Kräften und Säften genährt; eine lange Wüste mit kargen abgerungenen Früchten, eine vertrocknete Gelehrsamkeit, abquälende Zerlegung unbegriffener Gedanken! Solchen Eindrücken und Erscheinungen gegenüber hatte das Judenthum keine Veran-

lassung vom Schauplatz der Welt sich zurückzuziehn, es vernahm nicht den dringenden Mahnruf der Weltgeschichte: Gehe ein, eine neue Lebensmacht ist entstanden, welche Deine Aufgabe in höherer Weise erfüllt. Das Judenthum hatte neben diesen Erscheinungen das volle Recht seine Wahrheit zu wahren und darzustellen.

Es hatte in diesen zwölf Jahrhunderten schwere Zeiten zu bestehen, schwerere noch sollten kommen. Mit dem Anfange dieses Abschnittes begann es ein ganz neues Leben; nicht mehr getragen von einem eng in sich geschlossenen Volke, waren dessen zerstreute Glieder nach den verschiedensten Richtungen ausgesendet, und wohl konnte der Zweifel erstehen: Kann ein solch zerklüftetes Volk sich erhalten? Kann eine so eng mit dem Staatsleben verknüpfte Religion ohne dieses fortdauern? Die Geschichte hat dieses Bedenken verscheucht. Diese auseinandergerissenen Glieder haben ein großes Werk vollbracht! Die Zeitumstände wohl erwägend, haben sie mannigfache Wälle und Ringmauern um sich erbaut, um dem äußeren Andrängen nicht zu erliegen, und haben dennoch durch eine große innerliche Kraft der Erhaltung und Fortbildung aus dem Volksleben heraus zur Glaubensgenossenschaft sich gestaltet; sie haben ihr System mit Geistesfülle ausgearbeitet, sich in den Glaubenswahrheiten immer unerschütterlicher befestigt, aber auch das Leben durchtränkt von den Anschauungen, die theilweise zwar eine vorübergegangene Zeit gewaltsam festhielten, theilweise jedoch demselben wahre Weihe und geistige Erhebung aufgeprägt haben. So haben sie ihr inneres Eigenthum, wenn auch hier und da dem Drucke, der von außen auf sie sich lagerte, nachgebend und durch ihn zu Mißbildungen verleitet, treu gewahrt und es in seiner Tiefe und nach allen Richtungen hin durchgearbeitet, und haben dabei an allen höheren Angelegenheiten des Lebens, soweit der Raum ihnen vergönnt war, und namentlich des geistigen Lebens, einen lebhaften Antheil genommen. Das Judenthum hat unterdessen die Kirche mit der Kenntniß der hebräischen Bibel befruchtet, hat den Islam an seiner Wiege gepflegt, hat neue Sprachwissenschaft gezeitigt, hat in den Zeiten, als geistige Erhebung möglich war, überall tiefe Spuren in der Entwickelung jeder Wissenschaft eingegraben.

Was ihm seinen Adelsbrief ausstellt, das ist, daß es in diesem ganzen Abschnitte nie den wohlwollenden, echt menschlichen Sinn

einbüßte, sowohl gegen die eignen Glieder, als auch nach außen hin. Für den Zartsinn, den die Juden gegen ihre Glaubensgenossen allezeit bewährten, bedarf es keines besondern Nachweises; das ist weltkundige Thatsache. Aber auch gegen andere Religionen, die nur das Wort der Verdammung gegen Andersgläubige kannten, hielt das Judenthum an dem Worte fest, das wir schon in der thalmudischen Zeit vernommen haben, daß die Frommen aller verschiedenen Völker und Religionen Antheil an dem zukünftigen Leben haben, das hatte alle Kreise und Schichten des jüdischen Volkslebens durchdrungen. Als ein zum Judenthum bekehrter Moslem von seinem Lehrer das harte Wort vernahm, er sei früher ein Götzendiener gewesen, und deshalb an Maimonides fragend sich wandte, da erwiderte dieser: ein solcher Ausspruch sei von dem, der ihm als Lehrer und Vorbild dienen sollte, doppelt tadelnswerth. Wenn die Anhänger des Islam Lügnerisches gegen die Juden aussagten, so sei es darum den Bekennern des Judenthums nicht gestattet den Islam strenger zu beurtheilen als er es verdiene. Die Bekenner des Islam wanderten zwar nach Mekka und verrichteten ihre Andacht bei der Kaaba, jenem alten schwarzen Steine, der in der heidnischen Zeit der Araber abgöttisch verehrt worden; doch dürfe man ihnen dies nicht als Götzendienst anrechnen, es sei alte Gewohnheit, während Grund und Kern des Islam das Bekenntniß zum einzigen Gotte bleibe. Das entspricht vollkommen einem andern thalmudischen Worte, daß die Völker außerhalb des heiligen Landes keine Götzendiener seien und nur die Sitte ihrer Väter weiter erhalten hätten, ohne daß der Götzendienst in ihrem Herzen Wurzel geschlagen habe. Diese Lehre hatte Gesetzeskraft im Judenthume zu allen Zeiten, trotzdem daß ihm von seinem Standpunkte aus die Religion der es umgebenden Völker nur als eine zweite Auflage des Heidenthums erscheinen mußte.

Die Lehrer und Träger des Judenthums strahlen während dieses ganzen Abschnittes durch Gelehrsamkeit und Sittenreinheit. In der Kirche ist es nicht selten, daß selbst hohe Würdenträger tief in Unwissenheit versunken sind; der Stolz des Judenthums war die Pflege der Gelehrsamkeit. Nur der Gelehrte erfreute sich dauernder Ehre, ein Jeder betrachtete es als heilige Pflicht nach seinem Theile und seinen Kräften selbst der Lehre kundig zu sein, seine Freude

war der Umgang mit Gelehrten, eine Erhöhung des eignen Werthes, die Wissenschaft in Andern zu achten. Die Fälle von tiefer Versunkenheit in andern Bekenntnissen gerade an den Stätten, wo wir Recht und Tugend, Liebe und Wohlwollen erwarten, sind nicht selten; bei den jüdischen Lehrern ist Rechtssinn, Billigkeitsgefühl, milde Gesinnung entschieden vorherrschend, und kaum dürfte eine Ausnahme gefunden werden. Wir besitzen aus allen diesen Jahrhunderten Gutachten, rechtskräftige Entscheidungen für die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse; in ihnen allen paart sich ein gesunder Verstand, eine klare Auffassung des Lebens mit der strengsten Unparteilichkeit, dem unbeugsamen Rechtssinne, der ernstesten Fürsorge für Wahrung der Sittlichkeit, für Förderung des Gemeinwohls. Ehre diesen Männern, die tüchtig an Geist und Herz waren, wenn auch viele unter ihnen den niedrigen wissenschaftlichen Standpunkt ihrer Zeit und Gegend nicht überschreiten konnten.

Das Judenthum des Mittelalters ist gleichfalls um diese Zeit zu seinem Höhepunkte gelangt, von nun an geht es tief abwärts in der Geschichte des Mittelalters wie in der des Judenthums. Innerhalb der Kirche finden nun Zersetzungen und Reibungen statt, die Volksthümlichkeiten wollen sich emporarbeiten, die Wissenschaft will zur Freiheit gelangen — jedoch die Kirche zieht die Zügel straffer an, um dies zu verhindern. Es entbrennt von Zeit zu Zeit ein Kampf auf Leben und Tod, aber die Macht der Kirche wird nicht gebrochen, die freien Regungen werden noch argwöhnischer beobachtet, noch schärfer verfolgt. Da erhebt sich der Ruf von allen Seiten: Reform an Haupt und Gliedern, Umbildung in Sitte, in Anschauung, in Glauben und Leben! Fast scheint wiederum dieser Ruf in Blut und der Flamme des Scheiterhaufens erstickt zu werden. Doch nein! Ein Theil löst sich ab, aber über den größten Theil behält die alte Kirche ihre Macht. Neue Zustände gestalten sich um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die Völker ringen sich empor und ringen immer noch mit der alten Anschauung, die ihre Macht nicht vollkommen eingebüßt hat, die noch heute ihre Bannstrahlen aussendet, wenn sie auch nicht mehr so zünden, die heute noch mit demselben, ja mit noch gesteigertem Ingrimme gegen alle Wissenschaft und Staatenbildung auftritt.

Das Judenthum hat im Laufe dieser Zeit eine doppelt schwere Stellung; es wird von zwei unter sich zerfallenen Feinden aus entgegengesetzten Gründen verfolgt. Die alte Feindschaft der Kirche läßt nicht nach, aber auch das neu sich erhebende Volksthum blickt nicht minder unfreundlich auf das Judenthum hin. Volk und Staat haben noch nicht das Vollbewußtsein ihrer Kraft, sie haben noch nicht das Vertrauen zu sich selbst, daß sie auch Fremdartiges in sich aufnehmen, in sich verarbeiten, es zu ihrem Eigenthume machen, durch ihre eigne Frische es seiner Fremdartigkeit entkleiden können. Dem erwachenden noch leicht verletzlichen Volksthum erscheinen das Judenthum und seine Genossen als fremder Bestandtheil, der ausgestoßen, ferne gehalten werden muß. — So von beiden Seiten verfolgt, äußerlich und innerlich geknickt führt das Judenthum ein trauriges Dasein mehrere Jahrhunderte hindurch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein. Da beginnt auch für dieses eine neue Zeit, ein neues Licht erleuchtet die Menschheit, durchstrahlt die weiten Räume der Welt und dringt auch in die finsteren Kammern des Judenthums.

Wie die Zeit sich weiter entwickeln, wie in diesem Ringen die Menschheit sich gestalten werde, das ist für den ahnenden Blick des in die Ferne Spähenden nicht zweifelhaft. Der Geist der Menschheit ringt sich empor, die Völker werden allesammt als die einzelnen Glieder eines großen Menschheitskörpers durchleuchtet sein von dem echten Gottesgeiste, und ein jedes an seinem Theile die wahre und volle Bildung in sich aufnehmen und ausströmen, alle einander gegenseitig fördernd, stärkend und läuternd, und die Religion wird, als die edelste Blüthe der Weisheit in den Geistern verjüngt, als Lebensmacht erscheinen. Ob das diejenige Religion sein wird, welche die Macht ererbt hat, ob sie sich zur vollen Höhe mit emporzuringen, die Aussöhnung mit dem lebendigen Volksgeiste und mit der Wissenschaft zu vollziehen vermag: darüber ein endgültiges Urtheil zu fällen, mag der Zukunft überlassen bleiben. Jedenfalls hat das Judenthum, seitdem es ihm vergönnt ist mit einzutreten in die volle Bewegung der Weltgeschichte, den Geist in sich verjüngt, die Wissenschaft in sich aufgenommen, die Schranken schon theilweise durchbrochen, die es als blos volksthümlichen Glauben gegen die übrige Menschheit abgesperrt haben. Diese Um-

gestaltung und geistige Durchbildung des Judenthums ist eine Thatsache, die es bereits während der schmalen, erst allmälig sich erweiternden Oeffnung seiner Kerkerpforten vollzogen hat, eine Thatsache aus der Geschichte des letzten den Juden noch sehr mühevollen Jahrhunderts, die mit leuchtenden Zügen in die Tafeln der Geschichte eingegraben ist.

Belebt vom Hauche voller Freiheit, immer mehr durchtränkt vom Geiste der den Blick erweiternden wie vertiefenden Wissenschaft, wird das Judenthum der Gegenwart immer mehr seiner Aufgabe inne werden und ihrer Verwirklichung nachstreben, einer Aufgabe, die ebenso allem tieferen Streben der Gegenwart entspricht, wie sie in seinem eigenen Grundwesen tief wurzelt: daß es Religion der Menschheit werde. Nur die Religion, die mit dem freien Gedanken sich aussöhnt, hat die Berechtigung, aber zugleich auch die Bürgschaft für ihre Fortdauer; eine jede Religion hingegen, welche ankämpft gegen das Recht des Geistes, wird unter den Rädern der Zeit zermalmt. Und ferner: Nur die Religion trägt die Bürgschaft ihrer Zukunft in sich, welche der ganzen Menschheit ihre Segnungen zu spenden als ihre Aufgabe betrachtet, sich daher auch in der der Gesammtheit gemäßen Gestalt ihr darbietet, nicht jene, die sich auf einen engen Kreis beschränkt, sich in die Zelle zurückzieht, von der übrigen Menschheit, als wäre diese ein unbeseelter oder ein ungleichartiger Körper, sich abschließt, sich vorzugsweise in ihre eignen kleinen Interessen versenkt. Das Judenthum wird dessen eingedenk bleiben, daß es berufen ist das Ziel anzustreben, wenn es auch nicht von uns allein herbeigeführt werden kann, daß Gott als einer und sein Name als einer erkannt werde.

---

auch da schon mit dem Zahlenwerthe der Namen gespielt wird und daß der Mann nicht wirklich Simeï geheißen, sondern vielmehr sein Name mit Simeï gleichen Zahlenwerth habe; sie sind zu übersetzen (בשמו, mit Beth, ist wohl zu lesen): „Soviel wie שמעי ist in seinem Namen, wenn der Geschlechtsname mit hinzugenommen wird; die Uebereinstimmung des Zahlenwerthes aber mit dem Sinne des Wortes ist eine alte bewährte Sache". Darauf fährt er in derselben Weise fort: „Nimm zu ihnen (d. h. zu dem Eigennamen und Geschlechtsnamen) noch יוני hinzu, so wird daraus שקוץ". Also der Mann hieß nicht Simeï, sondern seine zwei Namen, von denen einer Geschlechtsname ist, entsprechen blos an Zahlenwerth dem Namen Simeï; damit aber wird auf Simeï ben Gera hingedeutet, der dem David fluchte und ihn schmähte (2. Sam. 16, 5 ff.), und diesem der Grieche gleichgestellt, welcher in gleicher Weise große Lehrer mit Fluch und Schmähung verfolgte. Den eigentlichen Namen erfahren wir also von Aben-Esra nicht, und wir können ihn nur durch Nachrechnen errathen. Dieses läßt mich vermuthen, — ohne daß ich dafür eine Bürgschaft übernehmen will — daß der Grieche משה כהן geheißen, welche zwei Namen, Eigennamen und Bezeichnung der Abstammung, zusammen gleichfalls an Zahlenwerth 420 betragen gerade wie שמעי. — Mit diesem Errathen des Namens ist freilich wenig gewonnen, da ein Moscheh Cohen aus jener Zeit in Griechenland sonst nicht bekannt ist, und mag er überhaupt, wie ihn Aben-Esra darstellt, nicht werth sein weitere Nachforschungen über ihn anzustellen. Jedoch sind dadurch andere willkürliche Annahmen, die sich bereits hier mit souveräner Bestimmtheit hervorgewagt, zurückgewiesen.

Anhang.

Offenes Sendschreiben an Herrn Professor Dr. H. J. Holtzmann.

Sie haben, geehrter Herr, den ersten Theil dieses Buches einer so umständlichen Besprechung gewürdigt*), daß ich diese Aufmerksamkeit durch ein prüfendes Eingehen in die von Ihnen mir entgegengestellten Ansichten zu erwidern mich gedrungen fühle. Was wir mit einander zu verhandeln haben, sind Fragen allgemeinsten Inhalts; die persönliche Stellung kann kein Gewicht in die Wagschale legen. Sind meine Behauptungen richtig, so thut ihnen keinen Eintrag, daß sie „aus dem Munde eines jüdischen Rabbiners kommen", eines Mannes, von dem Sie voraussetzen, „daß die hier mit so großem Freimuthe besprochenen Fragen über Religion, Offenbarung, Schrift, biblische Geschichte schon von vorn herein entschieden seien und zwar in einem Sinne, der keinerlei Abweichungen gestatte." Diese Voraussetzung beweist nur, daß man innerhalb der christlich-theologischen Wissenschaft keine Ahnung hat von der mächtigen Geistesbewegung, welche zu allen Zeiten im Schoße des Judenthums geherrscht und mit erneuter Kraft sich seit dem letzten Menschenalter geltend gemacht. Es kann daher nicht auffallen, daß Sie nun bei mir „einem Judenthum begegnen, das Sie bisher noch nicht gekannt, bei dessen Anblick Sie sich vergeblich nach Spuren des Semitismus, nach Reminiscenzen aus Eisenmenger, ja selbst nach Anklängen an die Sprache Kanaan's umsehen."

*) Protestantische Kirchenzeitung 1865. Nr. 10 Seite 225—237.

Diese Eingangsworte könnten eigentlich alle Lust zum Weiterlesen verleiden, so sehr erwecken sie die Vermuthung geistiger Enge. Sie haben etwas wie Modergeruch an sich und streifen an die Art, mit der der namenlose Referent der Augsburger Allg. Ztg. mein Buch bespricht, dessen ganzes Verfahren den Eindruck eines halbwisserischen Dilettantismus macht. In der That bleibt es mir höchst auffallend, wie Sie sich mit solcher Unselbstständigkeit an denselben anlehnen, ihm selbst die ekelhaften witzig sein sollenden Anspielungen auf Shylok nachschreiben und sich so hinein vertiefen, daß Sie dann selbst zum Shylok werden und mich als „weisen Richter" ironisch anreden. Doch dies beiläufig. Aber glauben Sie wirklich, es müßten Ihnen in der Darstellung des Judenthums Reminiscenzen aus Eisenmenger auftauchen? Sollte das wirklich Ihre Kenntniß des Judenthums sein, zumal des biblischen, das in der ersten Abtheilung zunächst besprochen worden? Mit einer solchen traurig bestellten Kenntniß verlohnt es sich nicht der Mühe zu streiten! Sie suchten vergeblich nach Spuren des Semitismus, ja selbst nach Anklängen an die Sprache Kanaan's. Mein deutscher Styl müßte daher wohl von recht groben Hebraismen, argen Sprachfehlern strotzen, wenn sie ihn als ächt jüdisch anerkennen sollten. Oder was soll denn hier sonst die Sprache Kanaan's? muß etwa eine jede Darstellung des Christenthums das Gepräge des schlechten hellenistischen, hebräisch gefärbten Dialektes an sich tragen, in welchem die christlichen Begründungsschriften verfaßt sind, wenn sie den Anspruch auf Treue erheben darf? Sie sehen sich vergeblich nach Spuren des Semitismus um. Mit diesem Worte wird in neuerer Zeit ein recht frevelhaftes Spiel getrieben. Der Gattungsbegriff des Semitismus drückt zunächst die Zusammenfassung einer Anzahl von Völkern aus mit einem gleichen Sprachstamme, die man daher auch einer gleichen Abstammung zuzuweisen sich berechtigt glaubt. In dem ersteren nicht zu bezweifelnden und ebenso in dem letzteren nach Analogie erschlossenen Momente erkennt man, und gewiß nicht mit Unrecht, eine gewisse gemeinsame geistige Anlage dieser Völker, eine allen gemeinsame Anschauung der Dinge. Auch Dies mag Semitismus genannt werden. Allein diese einer solchen Völkerfamilie anhaftende geistige Eigenthümlichkeit ist schwer faßbar, noch weniger so bestimmt zu charakterisiren, daß man diesen

Charakter an ihren Producten überall mit Sicherheit nachweisen könnte. Man hat sich in neuerer Zeit durch solches Schematisiren zu sehr schweren Irrthümern verleiten lassen. Bald hat man, sämmtliche semitische Völker zusammenfassend, ihnen einen monotheistischen Instinct beigelegt, während kein einziges semitisches Volk außer den Juden sich zum Monotheismus bekannte und derselbe auch bei den Arabern nicht ursprünglich ist, sondern erst angenommen worden. Umgekehrt hat man diesen Völkern jede philosophische Fähigkeit abgesprochen, hingegen diejenigen der arischen oder indogermanischen Familie als mit besonderem philosophischen Tiefsinne ausgestattet emporgehoben. Als wenn nicht sämmtliche europäische Völker lediglich durch ihre Berührung mit dem Griechenthume, — das ihnen zum Theile noch durch das Araberthum und Judenthum vermittelt worden — philosophisch erzogen worden wären, während sie aus sich heraus weder irgend eine sonstige noch eine philosophische Bildung zu erzeugen fähig waren. Empfänglichkeit zeigten allerdings diese Völker, indem sie die Einwirkung des Griechenthums aufnahmen; aber zeigten das nicht ebenso die Araber, nicht ebenso die Juden, wenn man diese nun einmal noch immer ihrer Abstammung nach besonders abschätzen will? Ihnen freilich scheint „die gesammte alexandrinische Religionsphilosophie nur Werth und Bedeutung einer großen Curiosität zu haben, vor Allem ihr hervorragendster Vertreter (Philo), bei welchem die alttestamentlichen Figuren so seltsame Rollen auf griechischem Brettergerüste und vor platonischem Hintergrund spielen müssen.“ Aber, geehrter Herr, ist denn nicht die ganze Auffassung des Christenthums, wie sie im Johannes-Evangelium ausgeprägt ist mit ihrem Logos, die ganze griechische Patristik mit ihrer Symbolik lediglich eine Frucht dieser „großen Curiosität“? Und, gestehn Sie offen, streift die Schelling'sche und Hegel'sche Religionsphilosophie, sobald sie sich gläubig an die christlichen Thatsachen anschließen will, nicht sehr nahe an diese „große Curiosität“? Von einer speculativen Entwickelung innerhalb des Judenthums nach dem Alexandrinismus scheinen Sie keine Ahnung zu haben. Vielleicht belehrt Sie diese zweite Abtheilung, daß dieselbe niemals unterbrochen war, vielleicht machen Sie sich nun mit dem Einflusse der ganzen jüdischen Geistesgeschichte, namentlich auch mehrerer spanischer Denker, wie Avicebron, Maimonides

u. A., auf die speculative Entwickelung des Christenthums genauer bekannt. Sie werden von diesen und ähnlichen Männern wohl schwerlich sagen, daß „sie der specifisch-jüdischen Begriffswelt zuvor entwachsen waren und dann tiefere Griffe aus dem Gehalt des modern christlichen Geistes gethan haben.“ Das behaupten Sie jedoch von „den wenigen Namen der modernen Cultur, die mit dem alten Testament zusammenhängen.“ Spinoza haben Sie dabei wohl nicht im Auge, Sie zählen ihn gewiß nicht zu den Modernen, obgleich er der vorzüglichste Anreger der modernen Anschauung ist. Allein von einigen Neueren, die Ihnen dabei vorschweben mögen, sprechen Sie aus, sie seien, was sie gewesen, nur dadurch geworden, daß sie der jüdischen Begriffswelt entwachsen und tiefere Griffe aus dem Gehalte des modern christlichen Geistes gethan haben. Was jenes Entwachsen betrifft, bleibe vorläufig unbesprochen, aber ein ernstes Wort verdient die Bezeichnung „modern christlich“, deren man sich in gewissen Kreisen so gern bedient.

Man ist freilich schon längst daran gewöhnt, innerhalb des Christenthums einer Zusammenfassung von Worten zu begegnen, die unter einander den entschiedensten Gegensatz bilden und die dennoch so neben einander gestellt oder gar zu einem Worte verbunden werden, als wäre dadurch der Widerspruch aufgehoben, daran gewöhnt, daß in dieser Zusammenschweißung widerstreitender Worte und Begriffe eine ganz besondere Gedankentiefe gesucht wird, indem man in dem Mangel an Klarheit und Durchsichtigkeit Tiefe zu finden glaubt (vergl. oben S. 118 ff). An solche verrenkende Zusammenstellungen seit Jahrhunderten gewöhnt, findet man sich auch in die Ausdrucksweise „modern christlich,“ deren Bestandtheile man sonst gar bald als völlig einander auflösend erkennen müßte. Denn, ganz offen gesagt, das Moderne ist nicht christlich und das Christliche nicht modern. Das Christenthum hat vor achtzehn Jahrhunderten abgeschlossen, jede weitere Bewegung von sich fern gehalten, sie zu allen Zeiten bekämpft und bekämpft sie heute noch nicht blos in dem überwiegenden Theile desselben, dem Katholicismus, sondern auch in dem kleineren Theile der Christenheit, welcher der geschichtlichen Entwickelung einigen Raum gegönnt hat, dem Protestantismus, wo die in theologischen Kreisen wieder weitaus herrschende sog. Rechtgläubigkeit das Moderne als ihren

ärgsten Feind bekämpft. Die moderne Bildung hat religiös sich an den jüdischen Monotheismus, wissenschaftlich und künstlerisch sich an das Griechenthum angelehnt, das specifisch Christliche entweder ignorirt oder geradezu abgewiesen. Wo Versuche hervortraten wirklich „Modern-Christliches" zu schaffen, von Raphael's Ezechiel-scher Vision an bis zu Klopstock's Messias, von Jakob Böhme's Lucubrationen bis zu Schelling's Philosophie der Offenbarung und dergl., da möchte ich mich fast Ihres Ausdruckes bedienen, daß wir hier „großen Curiositäten" begegnen. Ich verkenne nicht die achtungswerthe Anstrengung des menschlichen Geistes, welche sich darin bekundet, die Gegensätze zu vereinigen; und wenn auch daraus keine gesunde Frucht erzielt wurde, so ist doch dadurch das Denken vertieft, der Geist geübt worden. Die neueren Völker haben die moderne Geistesentwickelung in sich wachgerufen, und das Christenthum hat sich, wenn auch widerwillig, deren Einflusse fügen müssen. Das ist eine auf dasselbe ausgeübte Wirkung, es ist nicht deren Ursache. Dieser allgemeinen Culturbewegung hat sich aber auch die Judenheit nicht verschlossen, sie hat sich ihr vielmehr willig hingegeben, hat sich nach Kräften daran betheiligt. Es ist daher ganz unberechtigt zu sagen, die Juden hätten „tiefere Griffe aus dem Gehalte des modern christlichen Geistes gethan." Der modernen Cultur haben sie willig Ohr und Geist zugewendet, Christliches haben sie darin nicht entdeckt und soweit sie es darin gefunden, entschieden von sich fern gehalten.

Ueberhaupt ist es ein sehr gefährlicher Irrthum, dem sich die christliche Theologie hingiebt und der eine sehr bedenkliche Gedankenverwirrung erzeugt. Alle frühere Geschichte betrachtet sie lediglich als Vorbereitung für das Christenthum; alle Geistesarbeit der Juden und Griechen ist blos eine Vorschule, die Zucht zum Christenthum hin, ja man scheut sich nicht geradezu alle kernigen und saftigen Bestandtheile derselben als christliches Gut in Anspruch zu nehmen. Jede neue menschheitliche Entwickelung seit der Entstehung des Christenthums aber wird als dessen Produkt betrachtet. Ich habe bereits den welthistorischen Einfluß des Christenthums anerkannt, und man streicht nicht ungestraft die Geschichte aus; allein keine sorgsame Betrachtung müßte auch Bescheidenheit lehren. Die sechs ersten Jahrhunderte des Christenthums sind Zeiten eines mit

reißender Schnelligkeit sich vollziehenden geistigen Verfalles; da muß die Wirkung des Christenthums blos latent sein. In den sechs folgenden steht der Islam an der Spitze des Völker- und Geisteslebens; ist das eine Abirrung der Weltgeschichte? Nun treten zwei Jahrhunderte ein, in denen die Geistesbewegung innerhalb der Christenheit sich dadurch kund thut, daß sie der Fesseln, welche die bestehenden christlichen Ordnungen auferlegen, sich entledigen will, ohne daß es ihr gelingt; sie mögen immerhin als innere Kämpfe betrachtet werden, die zu einer neuen Stufe christlicher Bildung hinführen, jedenfalls herrscht der Kampf gegen die geltenden christlichen Satzungen vor, und dieser Kampf hat seine Waffen von andern geistigen Mächten erhalten als aus dem Christenthume. In der Folgezeit geht dann die Befreiung wiederum nicht von dem christlichen Gedanken aus, sondern von dem neu erweckten Hellenismus, er rüttelt gewaltsam an der Kirche, sprengt sie theilweise, bricht ihre Allgewalt. Weil nun seit drei Jahrhunderten die Völker, deren officiell herrschende Religion das Christenthum ist, an der Spitze der Bildung stehn, gerade wie in früheren Jahrhunderten die Völker, welche sich zum Islam bekannten, hält sich das Christenthum für berechtigt alle moderne Cultur als sein Werk zu proclamiren, ohne die früheren wie die gleichzeitigen Factoren in Anschlag zu bringen, pocht auf das, was ihm abgerungen, trotz seinem Widerspruche vollzogen wird, höchst seltsam als auf sein Werk!

So weisen Sie auch mir nach, was ich neuern christlichen Schriftstellern zu verdanken habe. „Was über das Verhältniß von Offenbarung und Tradition gesagt wird, das könnte, sobald man nur statt Judenthum liest: Christenthum, wörtlich in die berühmte Partie der Möhler'schen Apologie eingeschoben werden." Von der ersten Vorlesung „das Wesen der Religion" sagen Sie: „Es bedarf nicht erst eines besonderen Nachweises, daß diese Sprache nicht aus dem Thalmud geflossen, daß diese Ideen nicht dem Rabbi Hillel oder einem andern der von dem Verfasser so über alles Maaß gepriesenen . . . „Lehrer" entlehnt sind, sondern daß Beides, Gedanke und Ausdruck, nur möglich war in einer Zeit, in der auf der einen Seite Schleiermacher über das Wesen der Religion geredet hatte, und in der auf der andern Seite das Bestreben liegt, das Geistige in der Natur vorgebildet . . . zu sehen . . .

Das aber sind jedenfalls Ideen, die dem echten Juden transscendent sind und bleiben." Nach Anführung einiger Sätze aus der dritten Vorlesung über Offenbarung sagen Sie mit derselben Unerbittlichkeit: „Es bedarf wohl kaum einer näheren Begründung, wenn wir diese Sätze für jüdisch nur dann halten können, wenn auch die speculative Theologie der Hegel'schen Schule diesen Namen verdient. Wird man doch geradezu an Strauß erinnert, wenn mit so großer Energie der Satz betont und durchgeführt wird, daß das jüdische Volk, nicht Einzelne, das Gefäß dieser Offenbarung gewesen sei . . . . Die Idee schüttet ihren Inhalt nicht auf Individuen, sondern auf die Gesammtheit aus. Wie die Griechen das Volk der künstlerischen Genialität waren, darum zwar nicht alle Künstler, wohl aber als Volk allein befähigt große Meister aus seiner Mitte zu erzeugen, so sind die Juden das Volk der Offenbarung, aus dem dann die bevorzugten Organe hervorgegangen sind. Mit solchen Anschauungen tritt der Verfasser nur noch entschiedener über in einen ganz bestimmten Kreis des Denkens und Vorstellens, welcher weder von jüdischen Händen noch mit jüdischen Instrumenten gezogen worden ist. Und wenn sich der Verfasser über allerlei Thatsachen, die seiner Construction störend in den Weg treten, hinwegsetzt und tröstet mit dem Satze, daß die Idee auch im Judenthum mächtiger sei als das Gefäß, in dem sie sich entfaltet, so darf man allerdings daran erinnern, daß schon Herder den Schlüssel zur ganzen Geschichte des Judenthums darin finden will, daß es ein zu enges und beschränktes Gefäß für den in dasselbe gelegten Inhalt gewesen sei, und daß es an diesem Widerspruche von Fähigkeit und Aufgabe zu Grunde gegangen sei (vergl. Allg. Ztg. S. 5247)."

So sind es denn nach Ihnen überall „moderne und nicht selten geradezu christliche Ideen, von denen der Verfasser lebt und mit denen er operirt", und bleibe ich nur darin „ächter Jude", daß ich noch keineswegs den letzten Rest des alten, tief im Herzen sitzenden Grolles gegen die siegreiche Tochterreligion verwunden" habe. Sie hätten, geehrter Herr, meine Entlehnungen noch viel weiter ausdehnen und dabei meiner vollen Zustimmung sicher sein können. Fahren Sie nur fort und sprechen Sie es aus, daß ich den deutschen Styl, dessen ich mich bediene, durchaus mir nicht selbst gemacht,

ihn auch nicht aus dem trüben Quelle der mittelalterlichen jüdisch-deutschen Literatur geschöpft, mich auch nicht etwa blos an Mendelssohn und seiner Schule oder auch an Börne und Heine, die doch jüdischer Abstammung waren, noch weniger ausschließlich an den Zeitgenossen Riesser, Berthold Auerbach u. A. gebildet habe, sondern daß ich gierig aus den deutschen Classikern geschöpft, an ihrer künstlerischen Darstellung, so weit meine Befähigung reicht, meinen ästhetischen Sinn zu läutern bemüht gewesen. Allein was beweist dies? Nur so viel, daß Mittelgut wie wir, geehrter Herr, darauf angewiesen ist, den von den großen Genien aufgespeicherten Gedankenschatz sorgsam in sich aufzunehmen, und daß es schon verdienstlich ist, wenn wir denselben in uns zu verarbeiten, ihn zu unserm Eigenthume zu machen, ihn dann auch ein klein wenig selbstständig zu verwerthen oder gar zu bereichern wissen. Wenn ich an diesen großen Schätzen der Jahrhunderte und der neuern Zeit stumpfsinnig vorübergegangen wäre, würde mich gerechter Vorwurf treffen; seltsam hingegen ist es, wenn man umgekehrt einen Vorwurf daran knüpft, daß ich mich von dem Gedankengange aller selbst nach den verschiedensten Richtungen hin auseinandergehenden Fortbildner erfüllt habe, die neuen Gedanken und geistigen Wendungen, mit denen sie unsere Anschauungsweise berichtigt und erweitert haben, in einer eigenthümlichen Weise zu einer selbstständigen Darlegung verknüpft habe.

Denn so wenig ich den Einfluß der Heroen unserer neueren Literatur auf meine ganze Denkweise in Abrede stellen mag, so natürlich derselbe auf einen Jeden ist, der nicht außerhalb der Zeit steht: so wenig läßt er sich in der äußerlichen Art nachweisen, wie Sie es versuchen, so sehr haben Sie sich doch gerade in Ihrem Bemühen vergriffen, mir meinen erborgten Schmuck zu entreißen. So hat die neuere jüdische Literatur mit der Feststellung ihres Traditionsbegriffes nicht auf Möhler gewartet; schon vor dreißig Jahren hat sie diesen als den zeitlichen Ausdruck für die ununterbrochene Fortentwickelung und deren Berechtigung bezeichnet, diese Auffassung ist ein Gemeingut des ganzen neueren Judenthums, selbst des sich conservativ nennenden, geworden. Sie leugnen die Wahrheit dieses Begriffes, Sie nennen den Möhler'schen Katholicismus „idealisirt, mit Ideen und Momenten des modernen Zeitbewußtseins flitterhaft ausgeputzt"; das mögen Sie mit dem Katholicismus abmachen.

Das Judenthum hat sich seine Freiheit allezeit bewahrt, seine ungehemmte geistige Bewegung prägt sich daher auch in seiner ganzen Gestaltung aus. Ob daher das, was ich über das Verhältniß von Offenbarung und Tradition sage, wörtlich in die Möhler'sche Apologie eingeschoben werden könnte, ist ziemlich gleichgültig; es ist auf jüdischem Boden erwachsen. Kann meine Bestimmung des Traditionsbegriffes auch auf den Katholicismus irgendwie Anwendung finden, so ist dies sehr natürlich, da dieser ebenso wie das Judenthum denselben enthält, aber er hat sich hier naturgemäß gestaltet, von einer Entlehnung aus Möhler kann keine Rede sein. Die „protestantischen Ideen und Momente des modernen Zeitbewußtseins", mit denen er ausgeflickt sein soll, gehören wieder zu jener beliebten Nebeneinanderstellung der Gegensätze, die hier umsoweniger berechtigt ist, als der Protestantismus die Tradition verwirft.

Wenn Sie in den religions-philosophischen Ansichten Anklänge an Schleiermacher und Hegel finden, so geben Sie schon durch die Verbindung dieser auseinandergehenden Richtungen — die bei Ihnen freilich ganz gewöhnlich geworden ist — hinlänglich zu, daß ich mir doch meine Ansicht selbstständig gebildet haben muß. Aber so wenig ich Anstand nehme zu bekennen, daß ich auf die Worte dieser Meister gelauscht und, ohne mich ihnen gefangen zu geben, ihnen gern entnehme, was ich als richtigen Gedanken bei ihnen finde, so werden sie doch bei meinem Anstreifen an die Religionsphilosophie gewaltsam herbeigezogen. Die Probleme, welche ich bespreche, gehören schon Jahrtausenden an, das Judenthum hat ihre Lösung in einer sehr bestimmten Weise vollzogen; die Fassung dieser Gedanken modificirt sich, der Einfluß der fortschreitenden geistigen Entwickelung auf dieselbe muß sich zeigen. Und dennoch findet sich selbst die Fassung in den Werken der früheren unbefangenen Geister nur in anderem Gepräge, zuweilen nicht so klar und scharf, aber doch dann wieder mit überraschender Klarheit, mit den hellsten Streiflichtern. Wer die Werke der alten jüdischen Philosophen kennt, ist oft überrascht über die Uebereinstimmung in den Begriffen bis auf die einzelne Ausarbeitung und Darstellung, wenn auch im Ausdrucke ihrer Zeit. — Ja, Sie werden auch geradezu an Strauß erinnert, und um die Herübernahme der Gedanken bis auf den Ausdruck klar nach-

zuweisen, legen Sie mir folgende Worte bei: „Die Idee schüttet ihren Inhalt nicht auf Individuen, sondern auf die Gesammtheit aus.“ Ei, das ist ja ganz das berühmte Wort Strauß's, das den einzelnen Gottmenschen entthronen wollte, um an seine Stelle die gesammte Gottmenschheit zu setzen. Da wäre ich freilich bei dem Diebstahle ertappt, — wenn ich nur dieses oder etwas Aehnliches gesagt hätte. Allein Gedanke wie Ausdruck lagen mir ganz fern. Ich bestritt und bestreite nicht die Höhe der Individuen, also der einzelnen Propheten, sondern hob nur hervor, daß diese wie andere Genien der Menschheit, deren Erhabenheit ich nicht herabzuziehen versuche, nur in einem Volke erstehen, das gleichfalls diese wenn auch unentwickelte Anlage in sich trägt, daß sie der Brenn- und Mittelpunkt eines weitverbreiteten geistigen Herdes sind. Dieser Gedanke macht keinen Anspruch auf Neuheit, sollte auch dessen scharfe Betonung bei dem besonderen Gegenstande nicht überall Zustimmung finden. Aber mit der Strauß'schen Aeußerung hat er gar keine Berührung, sowie auch das Judenthum zu einer solchen Bestreitung, wie die Strauß'sche war, gar keine Veranlassung bietet. Daß die Fülle des göttlichen Lebens nicht in ein Individuum eingegossen werde, daß selbst „Moses und Aaron um ihrer Sünde willen gestorben,“ ist etwas im Judenthume so Zugestandenes, daß es lächerlich wäre, für diesen Gedanken erst bei Strauß zu betteln.

Das Christenthum freilich ist mit dieser von Strauß bestrittenen Theorie so verwachsen, daß gerade dieser Satz den heftigsten Aufschrei hervorpreßte, so daß Strauß selbst eine Zeit lang in diesem Punkte zum Rückzuge sich geneigt zeigte, den „Cultus des Genius“ aufstellte und den Genius so hoch zu stellen Miene machte, daß er wie aus allen Einflüssen der Zeit und des Volkes emporgehoben, unerreichbar, einzig dasteht. Das ist es, was ihn auch in seiner neuen Darstellung „für das Volk“ wie wider seinen Willen nöthigte, Einzelnheiten aus der Gesammtheit der Geschichte loszulösen und sie zu ewigen unvergleichlichen Thaten zu stempeln. Gegen diesen Ueberrest einer wenn auch sehr abgeschwächten Apologetik habe ich meine Bedenken nicht verschwiegen. Sie wie Ihr „allgemeiner Freund“ haben mein Urtheil über Rénan und Strauß mit sehr großen Lobsprüchen beehrt, und man staunt, wenn ein „so logischer, einschneidender Kritiker“, ein Mann, der „in wenigen

Sätzen so scharf und treffend" — freilich „mit scharfem jüdischen Verstande", sagen Sie, den ich dankbar acceptire und den Andere nach Belieben von sich fern halten mögen — zwei solch' bedeutende Werke „bearbeitet", anderswo sehr wegwerfend, mit hochmüthiger Vornehmheit behandelt wird. Freilich hat es mit diesem Lobe selbst seine eigenthümliche Bewandtniß; es ist, wie die Thalmudisten von Charbona sagen, nicht das Product der Liebe zu Mordochai, sondern des Hasses gegen Haman. Sie haben Ihre rechte Schadenfreude daran, daß diese scharfen Kritiker in gewissen Punkten doch als Apologeten hingestellt werden, was ihnen von ihrem Standpunkte aus, wie Sie beide einräumen, zu gerechtem Vorwurfe gereicht. Allein wenn ich auf diesen schwächlichen apologetischen Ueberrest etwas genauer eingehe, wenn ich namentlich die Schätzung der „reichen Sammlung von Sentenzen oder Gnomen" auf das gebührende bescheidene Maaß zurückführe: so ist der „Allgemeine" rasch mit dem Urtheile bereit, meine Kritik „zeuge weniger von Geradsinn als von hyperkritischer Spitzfindigkeit." Sie selbst führen, wie so häufig, dieses Urtheil Ihres „allgemeinen" Freundes wohlgefällig an, gehen aber an dieser meiner „hyperkritisch spitzfindigen" Zerlegung sehr rasch vorüber. Nur das Eine sagen Sie: „Diese synoptischen Parallelstellen vom neuen Fleck auf dem alten Kleid müssen ein rigoroses Examen aushalten, dessen Resultat doch nur darin besteht, daß, was man längst weiß, jedes Gleichniß hinkt". Wie seltsam! Ueber jede Sentenz und Parabel sind unzählige lange Abhandlungen geschrieben, die jeden Satz und jedes Wort, jede Beziehung und jede nur mögliche Anwendnung mit der größten Umständlichkeit besprechen, und da sollen meine kurzen Erörterungen, weil sie Ihnen unbequem sind, mit einem Male hyperkritisch spitzfindig sein, sollen, weil sie nicht verherrlichen, gegen die armen Gedankenkinder ein unberechtigtes rigoroses Examen anstellen? Allein dasselbe hat kein weiteres Resultat als u. s. w. Ist das wahr? Ich weise nach, daß das ganze Gleichniß „ganz lose, ja widersprechend der früheren Antwort angehängt ist," mit ihm „ein ganz anderer und zwar ein später gewonnener Standpunkt eingenommen wird", dasselbe also „sicher Jesu gar nicht angehört". Das Alles verschweigen Sie mit unschuldiger Miene! Wissen Sie, wie es scheint, Nichts dagegen vorzubringen, so haben nicht Sie das Recht

zu mitleidigem Achselzucken. Jedoch Sie geben vor, das ganze Resultat bestehe darin, daß jedes Gleichniß hinkt. Haben Sie auch wohl überlegt, was Sie damit aussprechen? Ein Zugeständniß, wie ich ein größeres gar nicht verlangen kann. Es sind eben Gleichnisse, vielleicht nicht schlechter, aber auch nicht besser als hundert andere, keineswegs „unvergängliche Sprüche, weil in ihnen stets neu sich bestätigende Wahrheiten in die schlechthin angemessene und zugleich allgemein verständliche Form gefaßt sind". Das bestritt ich, wies nach, wie der erhobene Anspruch und alle auf ihn sich gründende Prätention unberechtigt ist, Sie geben es zu und sagen: Je nun, die Gleichnisse hinken wie insgemein. Mit welchem Rechte adoptiren Sie nun dennoch die Worte Ihres „Allgemeinen"? Glauben Sie übrigens nicht, daß ich einen Nachdruck darauf lege, Nichts von allen neueren Arbeiten, ob sie von Christen oder Juden ausgegangen, gelernt, namentlich auch Nichts von Strauß empfangen zu haben. Dankbar erkenne ich jede Anleitung an, und sicher hat auch Strauß wie die geistige Strömung, deren Ausdruck er war und ist, auf mich gewirkt. Was ich bekämpfe, ist, wenn sich auch an bevorzugte Geister Mängel anheften, wenn ich glaube, daß einer einseitigen Auffassung gegenüber sich auch die andere zur Berichtigung geltend machen müsse. Dabei bleibt meine Hochachtung vor diesen großen Trägern der Bildung, ich nehme ihre geistige Anregung willig auf. Jedoch in der äußerlichen Weise, wo Sie die Einwirkung suchten, ist sie nicht zu finden.

Noch schlimmer verhält es sich mit der Erinnerung an Herder. Herder's Geistesblitze haben uns Alle erleuchtet, wenn wir auch immer sehr auf uns zu achten haben werden, daß wir nicht von dem oft rasch darauf folgenden Dunkel umhüllt werden. Wem es gelingt, einen solchen lichten Moment festzuhalten, den von Herder oft nur hingeworfenen Gedanken durchzuführen, der würde schon ein nicht unverdienstliches Werk unternehmen. Der Gedanke, den Sie, Ihrem „Allgemeinen" folgend, hier anführen, hat jedoch mit meiner Geschichtsbetrachtung so wenig Verwandtschaft, daß er mir im Augenblicke nur durch Sie beide bekannt geworden. Ich halte mich daher einfach an Ihre Anführung. Das Judenthum, sagt Herder — nach Ihnen — enthielt in einem zu engen Gefäße

eine große Idee, welche jenes zersprengen mußte, um in ihrer Fülle sich offenbaren zu können, und das geschah, soll wohl hinzu gedacht werden, im Christenthum. Soweit überhaupt dieses Bild anwendbar ist, leidet es doch an einer gewissen Schiefe, die den Blick zum Schielen verleitet. Die Idee gestaltet sich ihr Gefäß, ihre Träger, sie wandelt dieselben nach dem Bedürfnisse ihres Wachsthums um; die Hüllen, die ihr früher kleidsam waren, wachsen mit ihr, lösen sich und gestalten sich zu anderen je nach den innern ideellen Anforderungen. Gefäß und Idee sind keine Gegensätze, sie sind Correlate, die mit einander die Geschicke der Wandelbarkeit tragen. Nur dann bricht das Gefäß, wenn die Idee sich ausgelebt hat; so lange diese lebenskräftig ist, erhält sich auch jenes, nur daß es mit ihr den ganzen Bildungsproceß durchmachen muß. Als das Griechenthum sich erschöpft hatte, sank das Volk der Griechen zusammen; als die volksthümliche Kraft der Juden ihre Lebensfähigkeit einbüßte, hörte der jüdische Staat auf, aber damit brach das Judenthum nicht zusammen, sondern es gestaltete sich sein Gefäß immer weiter nach Bedürfniß.

Nicht in dem worin ich angeblich mit dem von Ihnen angezogenen Satze Herder's übereinstimme, sondern in dem, worin ich von ihm abweiche, liegt die große Kluft, die uns von einander scheidet. Sie und Ihre Genossen müssen zwar auf der einen Seite zugestehn, daß im Judenthum die volle reine Religionsidee lebendig war, wenn sie auch nothwendig in zeitlichem Gepräge auftrat, und möchten doch auf der andern Seite für das Christenthum ein Neues, vorher kaum Geahntes retten und können dies nicht anders als wenn Sie wiederum das Judenthum nicht blos in dem zeitlichen Ausdrucke seiner Erscheinung, sondern auch in seinem Grundwesen, in seiner tiefsten Innerlichkeit niedrig stellen. Darin finde ich Widerspruch und Ungerechtigkeit. Sie erblicken nicht mit dem Materialismus in der körperlichen Erscheinung, in der augenblicklichen Stufe des einzelnen Menschen die volle Erschöpfung seines Wesens, Sie erkennen dieses vielmehr in dem lebendigen, überragenden, ihn zu höherer Entwickelung forttreibenden Geiste. Sie finden auch nicht in der Vergangenheit des Christenthums, nicht einmal in seiner Gegenwart die volle Ausgestaltung seiner Seele, Sie behaupten vielmehr ein tieferes Streben und eine

zu erhoffende Weitergestaltung desselben aus seinem Innersten heraus, stellen gar manchen zeitlichen Ausdruck desselben als Mißgestaltung, die von ihm nicht verschuldet sei, hin, Sie scheiden mit aller Bestimmtheit Idee und Erscheinung. Dem Judenthume aber treten Sie mit platter Nüchternheit entgegen und behaupten, daß dieses, welches seine Idee von vorn herein so oft mit solch entschiedenem Nachdrucke, mit solcher unumwölkten Klarheit aussprach, in die einzelnen zeitlichen beengten Aeußerungen so eingefangen sei, daß es sich nicht aus ihnen befreien könne, Sie schließen die Augen vor der Tiefe und dem Umfange seines Geistes und möchten diesen auch als einen engherzigen darstellen. Das ist der Widerspruch, der an der ganzen confessionell engherzigen Theologie haftet.

Sie meinen: „die ernsthafte christliche Wissenschaft wird angesichts so vieler die Genesis des hebräischen Gottesbegriffes beleuchtenden Arbeiten nur lächelnd den Kopft schütteln, wenn hier gleich in der zweiten Vorlesung dieser Gottesbegriff fertig hereingeschneit kommt, ohne alle Spuren nationaler Beschränktheit, ohne jedes anthropomorphische Angebinde seiner Geburt." Ich gönne dem Ernste der christlichen Wissenschaft dieses Lächeln, gönne ihr das altkluge Kopfschütteln; aber wenn Sie meine „Urschrift" und meine sonstigen Arbeiten nicht blos dem Namen, sondern ihrem wirklichen Inhalte nach kennten, würden Sie mich selbst, der ich diese zeitlichen Aeußerungen und die Bemühungen späterer Zeiten, diese zum Irrthum verleitenden Ausdrücke zu verdecken und zu verwischen, mehr als irgend ein Früherer aufgedeckt habe, in einem flagranten Widerspruche ertappt haben. Aber freilich würden Sie dann auch über meine „jüdische Gelehrsamkeit" nicht mehr mit „christlicher Ernsthaftigkeit" haben lächeln und kopfschütteln können. Sie mußten dann vielmehr erkennen, daß ich die jüdischen heiligen Schriften nicht von nationaler und anthropomorphistischer Darstellung auch des Gottesbegriffes freispreche, wie kein menschlicher Ausdruck zu irgend einer Zeit sich darüber zu erheben vermag, wie sie in naiven Zeiten mit der natürlichsten Harmlosigkeit auftritt, daß aber dennoch die Wahrheit in ihrer innerlichsten Tiefe den mangelhaften Ausdruck durchleuchtet, das klarste Licht das leichte Gewölke durchbricht und dieses selbst vergoldet. Gott ist einzig, ist gestaltlos, ist Herr Himmels und der Erde, ist Lenker aller Geschicke — ist der überall

laut und unzweideutig verkündete Begriff, mag er auch in dem kindlichsten Ausdrucke ausgesprochen werden. Was Sie von den „vielen die Genesis des hebräischen Gottesbegriffes beleuchtenden Arbeiten" sprechen, ist eben blos Phrase. Dieser Gottesbegriff hat seine einzige Genesis in der tiefen Verborgenheit des jüdischen Geistes, und er ist da, sobald dieser seinen Ausdruck findet, er ist in seiner ganzen Literatur, diesem Munde des Volkes, unbestritten, er tritt „fertig," wenn Sie wollen, aus dieser seiner Geburtsstätte hervor wie das Kind, wenn es auch weiter zum Manne heranwächst, er hat sich nicht aus Bestandtheilen, die von den verschiedensten Orten zusammengeweht werden, zusammengesetzt. Nennen Sie das immerhin „hereingeschneit;" ich weiß keine Genesis, Gott selbst ist sein Vater und Israel seine Mutter, und Sie können ihm keine Eltern, nicht einmal Ammen anderswo auffinden, wo Sie sie auch suchen. Er hat seine Geschichte gehabt und hat sie auch weiter, aber er ist seinem innersten Wesen nach selbstständig, nahm zu seiner Ausbildung immer blos auf, was diesem seinem Wesen homogen war, was ihm nicht als Fremdartiges anwuchs, er verdankt höchstens die Anregung zum rascheren Wachsthume äußeren Antrieben. So brauchen Sie auch nicht zu lächeln, wenn aller parsische Einfluß auf das jüdische Bewußtsein geleugnet wird; was im Parsenthume der jüdischen Grundanlage widerstrebte, wurde entschieden mit dem klarsten Bewußtsein des Gegensatzes abgewiesen, und nur was mit jener übereinstimmte, ward als eine Modification des Eigenen nicht fern gehalten, gerade wie es später mit dem Griechenthume, mit dem Islam geschah. Selbst die parsische Lehre von der leiblichen Auferstehung konnte nur als eine Erfüllung nationaler Sehnsucht eindringen, zuerst als Parteischiboleth, dann als ein allgemeiner Trost in nationaler Noth, und mit deren Bestand wie mit der ganzen nationalen Richtung steht und fällt sie.

„Es ist Ihnen etwas ganz Neues," wenn Sie lesen: „Die Idee des Judenthums ist eine die Menschheit umfassende, sie bedurfte aber eines einzelnen Volkes, das sie zunächst ins Leben einführte," „etwas ganz Neues, daß das Bewußtsein, die Menschheit zu umfassen und für sie zu arbeiten," den eigentlichen Keim des jüdischen Geistes bildet, den wir übel berathen bisher für den Ausdruck des zähesten und starrsten Particularismus, der durch Nichts zu bewältigenden

Engherzigkeit hielten." Sie waren wirklich übel berathen, wenn Ihnen das etwas ganz Neues ist, wenn Sie kein Wort von allen biblischen Stellen wissen, die Solches aussagen, von dem Berichte über die Schöpfung des Menschen im Ebenbilde Gottes, von der Verheißung an Abraham, daß in ihm und seinem Saamen alle Völker der Erde gesegnet werden sollen, bis zu den Verkündigungen sämmtlicher Propheten, wie alle Welt in Gotteserkenntniß und Frieden sich einigen werde, bis zu den Sprüchen aller späteren Lehrer herab, die im tiefsten Drucke dieses Geistes nicht entleert worden, dieses Bewußtsein nicht einbüßten. Ja, der jüdische Geist ist zähe, er läßt sich nicht biegen und nicht brechen; starr und particularistisch aber hat ihn der ihn bekämpfende Gegensatz gemacht; warum wehrt man sich nun von der andern Seite so sehr, wenn er dieses aufgedrungenen Particularismus sich entkleidet? — Sie sind sehr ärgerlich darüber, daß ich von dem thierischen Opfer sage, es sei „nicht der Wurzel des Judenthums entsprossen," es sei „geduldet worden, aber auch blos geduldet;" Sie meinen, es werde „gewöhnlich das Unterscheidende und Hervorragende des Judenthums vor dem Heidenthum darein gesetzt, daß sein Opferdienst einem tiefer gefaßten Bedürfniß von Sühne und Versöhnung entstammt sei, als der heidnische," damit, meinen Sie, könnte ich mich „schon zufriedengeben." Das ist es eben, daß ich mich mit den Brosamen, die man uns von dem Tische der christlichen Theologie zuwirft, nicht zufrieden gebe, daß ich das Judenthum nicht aus dem „Neuen Testamente," sondern aus dessen eigensten Quellen erforsche, und wenn ich da Propheten und Psalmendichter ein einmüthiges Verwerfungsurtheil über den Opferdienst aussprechen höre, wenn ich in seiner weiteren Geschichte dessen völlige Verdrängung wahrnehme, wenn ich sehe, daß viele denkende Lehrer sich nicht in kleinliche Opfersymbolik untertauchen, sondern hoch über den ganzen Opferbegriff hinwegschreiten, dann weiß ich, daß der alte Opferdienst nur geduldet war. Wenn Sie mir in diesem Punkte wie in Betreff des von Ihnen wie von dem „Allgemeinen" in die Schranken geführten „Gesetzes" überhaupt entgegensetzen, daß ich mir selbst nicht verbergen kann, daß von Opfer- und Priesterthum doch in den alttestamentlichen Urkunden recht oft, für nur geduldete Größen viel zu oft die Rede ist, so hält man sich auf Ihrer Seite mit unzeitiger Vorliebe an den

Pentateuch, über dessen Entstehung und Abschluß die Kritik noch sehr mangelhaft unterrichtet ist. Auf dieses schwierige Gebiet einzugehen, habe ich mich in gelehrten Werken nicht gescheut und werde ich weiter meinen Beitrag zu liefern suchen. Wo es gilt mit sichern Resultaten aufzutreten, muß das Unfertige in den Hintergrund treten. Hier nur soviel! Das „Gesetz" ist häufig ein Produkt von Kämpfen und Compromissen mit der Aeußerlichkeit, und diese ziehen sich durch die ganze Geschichte des Judenthums von seiner Entstehung bis zum heutigen Tage; dennoch ermannt sich seine innerste Triebkraft immer neu und durchbricht auch die Schranken des Compromisses. Das lehrreichste Beispiel bietet gerade die Geschichte des Priesterthums in Israel, eines Institutes, dessen die Menschheit gar nicht entrathen zu können glaubt, das auch im Judenthume allen Gestaltungen sich anzuschmiegen und sie dadurch zu beherrschen sich anstrengte und dennoch, weil seinem Wesen widerstrebend, fallen mußte. Ja, „die Züge der Unzufriedenheit mit dem Priesterthum, welche uns mitgetheilt worden, sind," wie ich sage, „nichts Vereinzeltes," und wenn Sie auf 4. Mos. 16 u. 17 verweisen, um darzuthun, „wie sich der jüdische Geist zu solchen Zügen der Unzufriedenheit verhält," so verwechseln Sie eben die Aeußerlichkeit des einzelnen Berichtes mit dem jüdischen Geiste selbst, von dem berichtet wird. Ganz ebenso ist, wenn Sie mit feiner Ironie später sagen: „Wenn David die Feinde des Volkes Gottes zersägen und backen läßt, so ist das aus der Oekonomie der sich realisirenden Idee zu begreifen, und wenn den babylonischen Müttern (?) geflucht wird, es sollen ihre Kinder an den Steinen zerschmettert werden, so ist das weise Anbequemung, da die Idee nicht gleich zu ideal auftreten darf, wenn sie Eingang finden soll." Was geht mich der Zornesausbruch des Einzelnen an, und heiße er auch David, und sei er auch ein Dichter, dessen vom tiefsten Weh durchschnittenes Lied in das Psalmbuch aufgenommen worden? Das gehört mit zu den wesentlichen Unterscheidungen zwischen Judenthum und Christenthum, daß jenes nicht auf eine Persönlichkeit begründet ist, sondern seinen Grund in sich trägt. „Nur Du bist unser Vater — spricht der Prophet (Jes. 63, 16) —; Abraham weiß nicht von uns, Israel kennt uns nicht; Du, Gott, bist unser Vater, unser Erlöser von ewig ist Dein Name." David ist mit dem endlich

errungenen Uebergewichte Juda's, als Gründer der judäischen Dynastie, hoch emporgehoben worden, und dennoch wurden die Züge aus den alten Berichten, die theilweise auch von gegnerischer Seite ausgingen, nicht ganz aus seiner Geschichte verwischt. Das ist eine Frage der historischen Kritik. Er wie Salomo wurden trotz gar manchem eingestandenen Gebrechen dennoch ideal erhoben, David selbst (wie es bei Ezechiel heißt) oder „ein Sohn David's," wie er in der Volksvorstellung hieß, sollte wiederum der einstige Erretter, der Held der Verherrlichung werden. Nehmen Sie an dem „Davidssohne" kein Interesse, wollen Sie David selbst seines Schmuckes entkleiden, thun Sie ganz nach Belieben; nur im Interesse der geschichtlichen Wahrheit dürfte meinerseits gegen ein unbilliges Urtheil ein Einspruch erfolgen, nimmermehr im Interesse des Judenthums, das weder ihn noch seinen Sohn als einen sündlosen Heiligen hingestellt.

Das ist und bleibt Kern des Unterschiedes zwischen uns. Wir gründen unsere Wahrheit nicht auf Personen und grenzen sie nicht auf bestimmte Zeiten ab; Sie und Ihre Genossen knüpfen sie an eine einzelne Persönlichkeit, die Sie zum vollendeten Ideale erheben und übermenschlich machen, und schließen mit seiner Zeit, als der Zeit der Verwirklichung des Ideals, ab. Dadurch setzen Sie sich mit der Geschichte in Widerspruch und möchten diese dennoch für sich zeugen lassen, möchten glauben machen, daß Sie allein auf dem Plane der Weltgeschichte stehen geblieben, können sich des Unwillens nicht erwehren, wenn das Judenthum auch den Anspruch erhebt, als Factor in der Weltgeschichte noch nicht gestorben zu sein. Dann kommt immer wieder ein noch nicht getilgter Rest jener alten abgeblaßten Phrasen des Judenhasses einhergeschlottert. Auf diesen Weg folge ich Ihnen nicht. Ich thue genug, wenn ich Ihre Sätze, die sich wieder an den „Allgemeinen" anklammern, abschreibe: „Es ringt und schlingt sich das zähe Judenthum allerdings durch allerhand Hindernisse hindurch, und wo eine neue Bildung sich erzeugt, da hängt es sich an, um dieselbe zu verarbeiten" (welch ein Frevel!). „Daß es aber irgendwo eine neue Heimath finde" (wer damit einen klaren Gedanken zu verbinden wüßte!) „und auf wahrhaft productive Weise in den geistigen Entwickelungsgang der Menschheit ein- und in demselben aufginge" (ja, daß es Ihnen nicht den kleinen Gefallen

thut unterzugehn!), „das wird man schwerlich im Allgemeinen behaupten können" (warum so vorsichtig geschraubt?).

Jedoch wozu diese Redensarten weiter anführen? Auf sie einzugehn ist unnütz. Die flüchtige Zeit bedarf besserer Verwendung. Noch sind der wissenschaftlichen Probleme genug, die die Kraft eines jeden Redlichstrebenden voll in Anspruch nehmen. Es wird mich allezeit freuen, Anderen, auch Ihnen auf diesem Wege zu begegnen; das vornehme Herabblicken jedoch auf den mitwandelnden Juden macht auf mich nicht den allergeringsten Eindruck, entlockt mir etwa nur das Lächeln über den eiteln Hochmuth. Doch besser, wir gehn gemeinsam in gegenseitiger Anerkennung!

Frankfurt a. M., 11. Mai 1865.



Druck von Heinrich Lindner in Breslau.

Druckfehler.

S. 5 vorl. Z. Priviligerten l. Privilegirten.
„ 17. l. Z. zweiten ist zu streichen



The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

*Non-receipt of overdue notices does **not** exempt the borrower from overdue fines.*

Andover-Harvard Theological Library
Cambridge, MA 02138 617-495-5788

Please handle with care.
˙ank you for helping to preserve library collections at Harvard.

